Historische Nachrichten

und

politische Betrachtungen

über die

französische Revolution

von

Christoph Girtanner,

der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor; der Königl. medizinischen Sozietäten zu Edinburgh und London, so wie auch der litterar. und philos. Sozietät zu Manchester Ehrenmitgliede; der Königl. Sozietät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede; u. s. w.

Vierter Band.

Mit einem Kupfer.

Verum longe abest, ut id fieri possit, ut omnes scilicet praescripto loquantur. Sed contra, quo magis libertas loquendi hominibus adimi curatur, eo contumacius contra nituntur: non quidem avari, adulatores, et reliqui impotentes animi; quorum summa salus est, nummos in arca contemplari, et ventres distentos habere; sed ii, quos bona educatio, morum integritas, et virtus liberiores fecit. Cum itaque humanam naturam sic comparatam esse constet, sequitur, leges, quae de opinionibus conduntur, non scelestos sed ingenuos respicere, nec ad malignos coercendum, sed potius ad honestos irritandum condi, nec sine magno imperii periculo defendi posse.

SPINOZA *Tract. theologico-polit.*

Berlin 1792.
Bei Johann Friedrich Unger.

Vorrede.

Mit der Schüchternheit eines Schriftstellers, der da lebhaft fühlt, daß die Arbeit, welche er auszuführen unternommen hat, seine Kräfte übersteige, und durchdrungen von der Hochachtung, welche jeder einzelne Mann dem Publikum, so wie jeder Schriftsteller seinen Lesern schuldig ist, trete ich jetzo zum vierten male auf, und bitte um gütige Nachsicht, wenn auch dieser Band die Erwartungen nicht erfüllen, und den Forderungen, welche an einen Geschichtschreiber gleichzeitiger Begebenheiten gemacht werden könnten, nicht entsprechen sollte. Ich kenne die Mängel und Fehler der ersten drei Bände meines Buches, und ich habe gegründete Ursache zu vermuthen, daß auch der gegen-

wärtige vierte Band von denselben nicht frei seyn werde. In einem künftigen Nachtrage zu diesem Werke werde ich alle Berichtigungen, die ich erhalten und dankbar benutzt habe, bekannt machen. Ich versichere, daß ich aufrichtig die Wahrheit zu erforschen, und dieselbe rein und unverfälscht vorzutragen bemüht gewesen bin. Da aber einige Männer, für deren Verstand und Kenntnisse ich die größte Hochachtung hege, mündlich und schriftlich behauptet haben: der Gesichtspunkt, aus welchem die französische Revolution angesehen und beschrieben werden müsse, seye in meinem Buche verfehlt: so hat dieses Urtheil (ich gestehe es gerne) mich zweifelhaft, und gegen mich selbst mißtrauisch gemacht. Ich war sogar entschlossen, diese Schrift nicht weiter fortzusetzen. Und ich würde diesem Entschlusse getreu geblieben seyn, wenn nicht Aufforderungen, die an mich geschahen, eine angefangene Arbeit nicht unvollendet liegen zu lassen, mich bewogen hätten, in der einmal angefangenen Erzählung weiter fortzufahren.

Die Urtheile der Menschen über alle Begebenheiten in der Welt sind verschieden; und wer darf es wagen, zu entscheiden: was Wahrheit und was Irrthum sey!

Der folgende Band wird eine Erzählung der letzten Tage des Grafen von Mirabeau, der Beschimpfungen, welche die königliche Familie am 18 April 1791 von dem Pariser Pöbel erdulden mußte, die Geschichte der Flucht des Königs, so wie auch viele andere wichtige und bisher noch unbekannte Nachrichten enthalten, über welche mir die Aktenstücke vor kurzer Zeit zugesandt worden sind.

Einem der nächstfolgenden Bände wird, zu größerer Bequemlichkeit der geneigten Leser, ein vollständiges Register der Namen und Oerter angehängt werden.

Meine Leser bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich keine Geschichte, sondern bloß historische Nachrichten, Materialien zu einer künftigen Geschichte

schreibe. Man wird daher auch nicht die erhabene Einfalt des historischen Styls, oder den wohlgeordneten Plan einer ausgearbeiteten Geschichte hier erwarten dürfen. Von keiner Begebenheit in der Welt läßt sich eine vollständige historische Erzählung liefern, so lange die Personen, deren Begebenheiten und Thaten man erzählt, noch am Leben sind; und aus diesem Grunde wird man in den nächsten sechszig Jahren noch keine vollständige und unpartheiische Geschichte der französischen Revolution zu erwarten berechtigt seyn.

Göttingen,
am 25 Januar
1792.

Christoph Girtanner.

Achte Abtheilung.

Geschichte der französischen Revolution, von dem großen Nationalfeste bis zu dem bürgerlichen Kriege zu Nancy.

Beschreibung des Märzfeldes. Gesandtschaft der Amerikaner. Abreise der Gesandten aus den Provinzen. Reise derselben. Ankunft zu Paris, und Empfang daselbst. La Fayettes Rede und Antwort des Königs. Revue auf der Treppe. Verbreitete Gerüchte. Der vierzehnte Julius. Nationalprozession. Ankunft derselben auf dem Märzfelde. Ankunft des Königs und der Königinn. Einsegnung der Panner. Eid der Bürgermiliz. Eid der Nationalversammlung. Eid des Königs. Eid der Nation. Erleuchtungen der Stadt am Abend. Hymnen zum Lobe Gottes und Gassenhauer. Selbstgespräch auf dem Greveplatze. Der achtzehnte Julius. Verunglückter Luftballon. Lied: ça ira, ça ira. Kampf auf der Seine. Abermalige Erleuchtung der Stadt; der Elisäischen Felder; der Ruinen der Bastille. Schwärmer zu St. Cloud. Der Großinquisitor Brissot. Hr. de Goglas beschimpft den Herzog von Orleans. Necker widersetzt sich der Abschaffung der adelichen Titel, der Wappen und Livreen. Bonne Savardin entflieht. Der Minister St. Priest wird von der Staatsinquisition angeklagt. Seine Vertheidigung. Klagen des Finanzministers. Aufruhr zu Lyon; zu Saint Etienne en Forez; zu Toulon; zu Ingrande; zu Schlettstadt; in der Armee; zu Metz; auf den Kriegsschiffen; zu Paris. Demokratische Schriftsteller. Marat. Malouets Rede. Desmoulins Frechheit. Neckers Jahrrechnung. Neckers schöne Aussichten sind vereitelt. Klaglieder des Herrn Necker. Bittschrift der Linneischen Gesellschaft. Der König hilft bankerotten Buchhändlern auf. Anekdote von dem König. Mirabeaus Anklage gegen Condé. Schweizerregimenter. Bericht des Chatelet, wegen des 5. und 6. Oktobers. Heftiger Streit in der Nationalversammlung. Aufruhr zu Paris. Nach

der Herren Cazales und Barnave. Appanagen der Prinzen. Kardinal Rohan. Familientraktat. Brief des Königs. Unruhen zu Toulon, zu Lorient, und in den Kolonien.

The time was, when this nation was wedded to the vanity of admiring Kings, placing them in a lofty seat of impunity, like Gods, that were not bound to give men an account of their actions, but had a liberty to thunder at pleasure, and put the world into combustion; so that there was no love but lust, no rule but the Prince's will; which so vassalized the spirits of this great and mighty people, that they were content to establish the highest piece of injustice, by such maxims of law as said: „*The King can do no wrong:*" as if whatsoever he did could not make him a delinquent or traitor. Nor was it law *only*, but *these antiquated cheats of the Clergy* too made it pass for divinity; so that the Commonwealth of England, for almost six hundred years, hath been pinioned like a Captive, with the twofold cord of the law and the Gospel, which the corrupt professors have made use of after their own inventions. Yet, notwithstanding that this glorious idol of Royalty was elevated to such a height over the liberties of the Parliament, and set upon the very pinnacle of the temple, we have lived to see a noble generation of English hearts, that have fetched it down with a vengeance, and cured the land of that idolatry.

Marchmont Nedham *Mercurius politicus.*

Auf diese Weise baute der Enthusiasmus eines freiheittrunkenen Volkes, in wenigen Tagen, ein

Amphitheater, schöner und größer als jemals noch eines vorhanden gewesen ist; ein Amphitheater, gegen welches das berühmte Koliseum zu Rom ein Kinderspiel zu seyn scheint. In wenigen Tagen war eine Arbeit geendigt, deren Vollendung lange Jahre zu erfodern schien. Ein ungeheurer elliptischer Zirkus; ein Amphitheater, vier hundert und fünf und sechzig Klafter lang, und zwey hundert und fünf und sechzig Klafter breit; umgeben mit einer dreißigfachen Reihe über einander stehender hölzerner Bänke, deren höchste den Gipfel der, das Märzfeld einschließenden Bäume berührte. An dem einen Ende der Ellipse wurde ein Triumphbogen errichtet, zu welchem man über eine, auf den Fluß geworfene Schiffbrücke gelangte. Der Triumphbogen hatte drei große, gleich weite Durchgänge; er war auf beiden Seiten mit allegorischen Basreliefs bemahlt, und mit einem flachen Dache, von Dorischer Ordnung, bedeckt.

Ueber dem Haupteingange des Triumphbogens stand die folgende Inschrift, auf derjenigen Seite welche nach dem Flusse zugekehrt war:

»Wir, die wir uns dem großen Werke »der Konstitution gewidmet haben, »werden dasselbe zu Ende brin»gen« a).

Ferner:

Unter diesem Vertheidiger wird

a) Consacrés au grand travail de la constitution. Nous le terminerons.

nicht länger der Arme zu befürchten haben, daß ihn der Unterdrücker seines Erbtheils berauben a).

Ueber den Nebeneingängen stand, gegen dem Flusse zu, auf der linken Seite:

Vaterland und Gesetz sind allein vermögend uns zu bewaffnen. Laßt uns sterben, um dieselben zu vertheidigen. Laßt uns leben, um uns zu lieben b).

Auf der rechten Seite:

Alles weissagt uns eine glückliche Zukunft. Alles läßt uns Erfüllung unserer Wünsche hoffen. Süßer Friede, entferne weit von uns alle Stürme, und gieb, daß unsre Freude vollkommen sey c).

Auf derjenigen Seite des Triumphbogens, welche nach dem Märzfelde zugekehrt war, las man, über dem Haupteingange:

Schon seit Jahrhunderten waren die

---

a) Le pauvre, sous ce défenseur, ne craindra plus que l'oppresseur lui ravisse son héritage.

b) La patrie ou la loi peut seule nous armer.
Mourons pour la défendre; vivons pour nous aimer.

c) Tout nous offre d'heureux présages.
Tout flatte nos désirs:
Douce paix, loin de nous écarte les orages,
Et comble nos plaisirs.

Rechte der Menschen verkannt; jetzt aber sind dieselben für das ganze Menschengeschlecht wieder erobert worden a).

Ferner:

Der König eines freien Volkes ist allein ein mächtiger König b).

Ueber den Nebeneingängen war geschrieben. Auf der linken Seite:

Nicht länger dürfen wir euch fürchten, subalterne Tyrannen, Euch, die ihr uns auf hundert Arten unterdrückt c).

Auf der rechten Seite:

Ihr wünschtet die Freiheit, ihr liebtet dieselbe, Ihr besitzt sie jetzt. Zeigt Euch würdig sie zu behalten d).

An dem andern Ende des Amphitheaters wurde eine bedeckte, hölzerne Gallerie errichtet und an die Militairschule angebaut. Diese Gallerie war für den König, für die königliche Familie, für die National-

---

a) Les droits de l'homme étoient méconnus depuis des siècles, ils ont été reconquis pour l'humanité entière.

b) Le roi d'un peuple libre est seul un roi puissant.

c) Nous ne vous craindrons plus, subalternes tyrans, Vous, qui nous opprimez sous cent noms différents.

d) Vous chérissiez cette liberté, vous la possedez maintenant. Montrés vous dignes de la conserver.

versammlung, für die Gesandten auswärtigen Mächte, und für Fremde vom Range bestimmt a). In der Mitte der Gallerie stand, unter einer Kuppel, der Lehnstuhl des Königs; neben diesem, zur Rechten, der Stuhl des Presidenten der Nationalversammlung; neben diesen beiden Stühlen, zur Rechten und zur Linken, die Stühle für die Mitglieder der Versammlung; hinter dem Throne die Sitze für die königliche Familie und für die Minister. Die übrigen Plätze waren für den Pariser Bürgerrath und das diplomatische Korps bestimmt.

In der Mitte des Märzfeldes war der Altar des Vaterlandes errichtet. Man stieg auf Stufen herauf, welche rund herum giengen, und welche zu einem großen Ruheplatze führten. Von diesem Ruheplatze giengen, auf den vier Seiten, andere Stufen zu einem neuen Ruheplatze, auf dessen vier Ecken, große vergoldete Urnen standen, in denen, am Tage des Nationalfestes, Weihrauch brennen sollte. Der Altar selbst stand in der Mitte dieses Ruheplatzes, und war von sehr einfacher Form, rund, himmelblau angestrichen, und vierzig Fuß hoch. Auf dem Altar stand ein vergoldetes Kruzifix, zwischen vier großen Leuchtern. Der Altar war, auf allen vier Seiten, mit allegorischen Gemälden bemahlt, und über denselben standen Inschriften.

Auf der Seite des Altars, welche nach dem Triumphbogen zugekehrt war, sah man den Genius

a) Man sehe die beiliegende Kupfertafel.

Frankreichs, mit dem Finger auf das Wort Konstitution weisend, und gegen diesem Genius über war ein andrer Genius, welcher zwey Füllhörner nebst den Instrumenten des Ackerbaues hielt.

Auf der zweiten Seite sah man die Fama, mit der Trompete im Munde, welche folgende Inschrift bekannt machte:

Bedenkt die drei geheiligten Worte, welche diese Beschlüsse gültig machen. DIE NATION, DAS GESETZ, DER KÖNIG. Die Nation, das seyd Ihr; das Gesetz, das seyd auch Ihr, denn es ist Euer Wille; der König ist der Aufrechthalter des Gesetzes a).

Auf der dritten Seite, der Militärschule gegen über, waren Krieger gemahlt, die einen Eid schwören, und darunter stand der Eid, den die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören sollten. Er lautet wie folgt:

Wir schwören, jederzeit der Nation, dem Gesetze, und dem Könige getreu zu seyn; die von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, aus allen Kräften zu erhalten; ge-

---

a) Songez aux trois mots sacrés, qui garantissent ces décrets. LA NATION, LA LOI, LE ROI. *La Nation*, c'est vous. *La Loi*, c'est encore vous, c'est vôtre volonté. *Le Roi*, c'est le gardien de la loi.

setzmäßig die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu beschützen; so wie auch die freie Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches, die Einnahme der öffentlichen Steuern, unter welcher Gestalt dieselben auch vorhanden seyn mögen; und durch die unzertrennlichen Bande der Brüderschaft mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben a).

Auf der vierten Seite, dem Invalidenhause gegen über, waren Genii gemahlt, welche Wissenschaften und Künste vorstellten, und neben denselben las man folgende Inschriften:

Alle Sterblichen sind gleich: nicht die Geburt, sondern allein die Tugend, macht zwischen ihnen den Unterschied b).

---

a) Nous jurons de rester à jamais fidèles à la Nation, à la Loi, au Roi, de maintenir de tour nôtre pouvoir la constitution décrétée par l'Assemblée nationale et acceptée par le Roi, de protéger, conformément à la loi, la fureté des personnes et des propriétés, la libre circulation des grains dans l'intérieur du royaume, la perception des contributions publiques, sous quelques formes qu'elles existent, et de demeurer unis à tous les Français par les liens indissolubles de la fraternité.

b) Les mortels sont égaux. Ce n'est point la naissance,
C'est la seule vertu qui fait la différence.

In jedem Staate muß das Gesetz
allgemein seyn: die Sterblichen,
wer sie auch seyn mögen, sind vor
demselben gleich a).

Außer den Arbeiten auf dem Märzfelde wurden in Paris noch viele andere Vorbereitungen zu dem Feste gemacht: und alle Einwohner, welche Raum hatten, um ein, zwei oder mehr Abgesandte zu beherbergen, ließen sich auf dem Rathhause einschreiben, und boten ihre Wohnungen an.

An den Tagen vor dem Feste kamen sehr viele Gesandtschaften und Zuschriften an die Nationalversammlung. Unter diesen war vorzüglich merkwürdig die Gesandschaft der Amerikaner, welche den berühmten Paul Jones an ihrer Spitze hatte. Er sagte, unter andern schönen Dingen: "Da die Frankreicher für "uns stritten, lernten wir sie kennen und lieben. Jetzt, "da sie sich genauer vereinigen wollen, verlangen auch "wir die Bande der Freundschaft fester mit ihnen zu "knüpfen. Wir bewundern den patriotischen König, "der, mit Euch vereinigt, auf dem Altar des Vater"landes opfert. Die französische Nation sieht in ihm "den ersten König der Frankreicher, und die "ganze Welt sieht in ihm den ersten König der "Menschen."

Der President antwortete, in eben so zierlich als gemessenen Ausdrücken: "Wir freuen uns, mit Ihnen,

a) La loi dans tout état doit être universelle;
Les mortels, quels qu'ils soient, sont égaux devant elle.

"daß die Freiheit nunmehr Anhänger gegen Aufgang "der Sonne und gegen ihren Niedergang hat, und "daß der Thron derselben jetzt auf beiden Welten "ruht."

Indessen bereiteten sich in allen Gegenden des französischen Reichs, die von ihren Mitbürgern gewählten Abgesandten zu der Abreise nach Paris. Sie erscheinen, an dem bestimmten Tage, in ihren Uniformen, mit Ober- und Untergewehr, auf dem zu ihrer Versammlung bestimmten Platze. Man giebt das Zeichen zur Abreise. Und nun drängen sich ihre Mitbürger um sie her, drücken ihnen die Hände, geben ihnen mancherlei Aufträge, und nehmen von ihnen Abschied. Durch den Haufen dringen die Weiber und Kinder der Abgesandten; sie fallen ihren Männern und Vätern um den Hals, und Thränen ersticken die Worte auf ihrer Zunge. Bei diesem Anblicke sollte man glauben, sie zögen in die Schlacht, und nicht zu einem Freudenfeste. Aber die Furcht macht den Ausgang des Festes noch ungewiß: daher die Besorgniß der Anverwandten. Jetzt wird das zweite Zeichen zur Abreise gegeben und der Marsch wird geschlagen. Nun reißen sich die Abgesandten mit Gewalt aus den Armen der Ihrigen los, und ziehen fort a).

Auf

---

a) Der Verfasser hatte Gelegenheit, die Abreise der Abgesandten zu Calais zu sehen, und er schildert hier, ohne alle Uebertreibung, was er wirklich gesehen hat. Man kann sich nicht leicht einen rührendern Anblick denken, als den Anblick des Abschieds

Auf der Reise zerstören diese Abgesandten alle noch übrigen Ueberbleibsel der vorigen Feudalregierung. Sie werfen die Galgen nieder, welche auf den adelichen Gütern, als ein Zeichen hoher Gerichtsbarkeit stehen; und über den Thoren der Edelhöfe lassen sie die in Stein gehauenen adelichen Wappen wegnehmen. Wo sie durchziehen, da versammeln sich die Einwohner in Dörfern und Städten, und das Volk empfängt sie mit dem lauten Freudengeschrei: Hoch lebe die Nation!

So ziehen diese Abgesandten nach Paris. Hier werden sie von ihren Brüdern mit militärischer Musik empfangen, und Arm in Arm nach ihren Wohnungen geführt, um von den Beschwerlichkeiten einer langen Reise auszuruhen. Einige von ihnen kommen hundert, andre zweihundert Stunden weit her, aus den entferntesten Theilen des französischen Reiches. Und alle kommen zu Fuße, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, und den Schweiß auf der Stirne. Niemals war die ungeheure Stadt Paris so volkreich, niemals so mit Menschen angefüllt gewesen, als sie es in den Tagen vor dem Nationalfeste wurde. Statt der wohlriechenden und hochfrisirten Stutzer, welche man vormals hier erblickte, sah man nunmehr eine ungeheure Menge von Uniformen: denn nicht

---

nehmens dieser Abgesandten, welche nach Paris zogen, um, im Namen ihrer Mitbürger, das Fest der Freiheit zu feiern, und den feierlichen Eid zu schwören, ihr Leben für die Erhaltung derselben aufzuopfern.

nur die Abgesandten, sondern auch die Pariser Bürger gingen beständig in militärischen Kleidern.

Den Abgesandten suchte man, an den Tagen vor dem Feste, den Aufenthalt zu Paris so angenehm zu machen als möglich war. Alles Merkwürdige und Sehenswerthe in der Hauptstadt stand unentgeldlich offen. Auf den Theatern wurden Schauspiele gegeben, welche große Handlungen berühmter Märtyrer der Freiheit, oder die Verfolgungen frömmelnder Könige darstellten. Barneveldt, Wilhelm Tell, Karl der Neunte, und andre Schauspiele ähnlichen Inhalts, wurden abwechselnd täglich gegeben. Die Pariser Bürger führten ihre Brüder aus den Provinzen nach allen den Stellen, an welchen, ein Jahr vorher, die großen und wichtigen Auftritte vorgefallen waren. "Hier" sagten sie auf der Höhe von Montmartre "hier waren "20,000 gedungene Arbeiter beschäftigt eine Batterie "zu errichten, von welcher Bomben und glühende Ku"geln auf die Hauptstadt geschossen werden sollten." Von dieser Stelle führt man sie nach den Thuillerien, und bringt ihnen die daselbst, im vorigen Jahr, vorgefallenen Szenen in das Gedächtniß zurück. Man beschreibt ihnen, mit Enthusiasmus und mit Uebertreibung, wie, am zwölften Julius, der Prinz Lambesk mit seiner Reiterei hinein gesprengt sey, und die unbewaffneten und ruhigen Spaziergänger auseinander gejagt habe. Dann führt man sie nach den Ruinen der Bastille. "Hier" ruft man ihnen zu "hier war der "erste Hof der Bastille; hier die Ziehbrücke. Hier "stand das Haus des Gouverneurs; dort waren die

"Kerker, in denen die Gefangenen schmachteten." Mit Schaudern krochen die Abgesandten in die unterirdischen Gänge hinein, welche zu den Gefängnissen führten. Der ungepflasterte Fußboden dieser unterirdischen Kerker besteht aus einer feuchten Erde, durch welche das Wasser aus dem Graben der Bastille eindringt. Die dicken, feuchten und ungesunden Mauren lassen keinen Schimmer von Licht hinein, eben so wenig als das schwarze und hohe Gewölbe, welches die Decke ausmacht. Mitten in dem Kerker erblickt man einen großen, in dem Fußboden eingemauerten Stein, mit einem eisernen Ringe, an welchem der arme Gefangene, mit schweren Fesseln angekettet war. "Diese "finstern Löcher" so spricht der Pariser mit feuchten Augen "diese finstern Löcher und dumpfen Kerker, "diese Zufluchtsörter der Ratten, der Kröten und der "Schlangen, haben vormals die Märtyrer des Despo"tismus, unsere Mitbürger und unsere Brüder, be"wohnt." Schauder und Schrecken ergreift den Fremden bei diesem Anblicke und bey diesen Worten. Er eilt, ohne zu sprechen, durch die dunkeln Gänge aus dem Kerker heraus; und sobald er das wohlthätige Licht der Sonne wieder erblickt, macht ein unwillkührlicher Seufzer den Empfindungen Luft, welche seine Brust beklemmen. Er umarmt seinen Pariser Bruder, und sagt: "Auch wir haben gekämpft für die Freiheit! "auch wir haben die Tyrannen überwunden; auch wir "haben gegen die Aristokraten gefochten, gegen die "Priester und gegen die Edelleute, welche sich "bemühten unter uns Zwietracht zu streuen. Aber

"Euch, Euch ist Frankreich seine Freiheit schul-
"dig! a)

Am Abend des dreizehnten Julius hielt der König Revüe über die Abgesandten der Nationalgarden aller Abtheilungen Frankreichs, so wie auch über die Abgesandten der Soldaten aller französischen Regimenter. Im Namen dieser Abgesandten redete Hr. la Fayette den König folgendermaaßen an:

"Sire!"

"Während des Verlaufs der denkwürdigen Be-
"gebenheiten, durch welche wir unvergeßliche Rechte
"wieder erhielten, hat sowohl die Kraft des Volks, als
"die Tugend seines Königes, den übrigen Nationen,
"und den Häuptern derselben, ein großes Beispiel dar-
"geboten: und nunmehr verehren wir in Ew. Majestät
"den schönsten aller Titel; den Titel des Hauptes der
"Frankreicher, und des Königs eines freien Volkes."

"Erhalten Sie jetzo, Sire, die Belohnung, die
"Ihre Tugend verdient: und mögen diese reinen Hul-
"digungen, welche der Despotismus nicht gebieten
"konnte, einem Bürgerkönige zum Ruhm und zur
"Freude gereichen!"

"Sie wollten, daß wir eine, auf Freiheit und öf-
"fentliche Ordnung gegründete Konstitution haben
"sollen. Alle Ihre Wünsche, Sire, werden erfüllt.
"Die Freiheit ist uns nunmehr versichert, und unser
"Eifer bürgt uns für die öffentliche Ruhe."

---

a) Der Verfasser ist ein Augenzeuge des Auftritts gewesen, den er hier beschrieben hat.

"Die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören
"Eurer Majestät Gehorsam, welcher keine andere
"Gränzen hat als das Gesetz, und Liebe, welche kein
"andres Ziel haben wird, als das Ziel unsers Lebens."

Der König antwortete:

"Ich bin von den Bezeugungen der Liebe und Zu-
"neigung, welche Ihr mir, im Namen der bewaff-
"neten Bürger gebt, die aus allen Theilen Frankreichs
"sich hier versammelt haben, sehr gerührt. Möge an
"dem feierlichen Tage, an welchem Ihr gemeinschaft-
"lich der Konstitution Euren Eid erneuern wollt, alle
"Zwietracht verschwinden, die Ruhe wiederum herge-
"stellt werden, und Gesetze und Freiheit über das ganze
"Königreich herrschen! Ihr seyd die Beschützer der
"öffentlichen Ruhe, die Freunde der Gesetze und der
"Freiheit. Bedenkt daher, daß Eure erste Pflicht
"darin besteht, die Ruhe zu erhalten, und Euch den
"Gesetzen zu unterwerfen; daß eine freie Konstitution
"für Alle gleich wohlthätig seyn muß; daß, je mehr
"man frei ist, die Verletzungen der Freiheit und des
"Eigenthums Anderer desto sträflicher; und Gewalt-
"thätigkeiten und Zwangsmittel, welche das Gesetz
"nicht befiehlt, desto unverzeihlicher sind. Sagt Eu-
"ren Mitbürgern, daß ich zu ihnen allen so zu sprechen
"gewünscht hätte, wie ich jetzo gegen Euch spreche.
"Sagt ihnen: ihr König sey ihr Vater, ihr Bruder,
"ihr Freund; er könne nicht anders glücklich seyn, als
"wenn sie glücklich seyen; nicht anders groß, als durch
"ihren Ruhm; nicht anders mächtig, als durch ihre
"Freiheit; nicht anders reich, als durch ihren Wohl-

"stands; und mir betrübt wegen der Uebel welche sie
"drücken. Sagt diese meine Worte, oder vielmehr
"diese Empfindungen meines Herzens, vorzüglich den
"Armen, welche in niedrigen Strohhütten wohnen,
"und den Unglücklichen, welche in den Zufluchtsörtern
"der Armuth Schutz gesucht haben. Saget ihnen,
"daß, wenn ich nicht mit Euch ihre Wohnungen be-
"suchen kann, ich wenigstens, durch meine Zuneigung,
"und durch Gesetze, welche den Schwachen beschützen,
"bey ihnen seyn wolle. Saget endlich, in den verschie-
"denen Provinzen meines Königreiches, daß, je eher
"mir die Umstände erlauben werden das Gelübde zu
"erfüllen, welches ich gethan habe, sie, in Gesellschaft
"meiner Familie, zu besuchen, desto eher werde mein
"Herz zufrieden seyn."

Schöne und vortrefliche Rede! Würdig in Marmor und in Erz gegraben zu werden, und über den Thoren aller fürstlichen Palläste zu stehen!

Da es anfing ein wenig zu regnen, so hielt der König die Musterung der Truppen auf der Treppe seines Schlosses, um unter dem Obdache vor dem Regen gesichert zu seyn. Hierüber machten, am folgenden Tage, die sogenannten patriotischen Schriftsteller bittere Bemerkungen. "Wie?" sagten sie "der König,
"welcher doch sonst auf der Jagd den Regen nicht
"scheut, hält hier, um einigen Regentropfen zu ent-
"gehen, Musterung auf der Treppe! Würden wohl
"Friedrich der Zweite, oder Joseph, so Etwas gethan
"haben? Der König sucht Obdach vor einigen Regen-
"tropfen, und bedenkt nicht, daß von seinen Mitbür-

»gern Einige, über zweihundert Stunden weit, durch
»Regen und durch Sonnenschein, zu Fuße hieher ge-
»kommen sind; und er geht denen, die so weit herge-
»kommen sind, nicht ein paar Schritte entgegen!“
In der That war diese Revüe auf der Schloßtreppe
ein sonderbarer Anblick; besonders für solche Zuschauer,
welche Friedrich den Einzigen hatten Revüen halten
sehen!

Da die Feinde der Revolution einsahen, daß alle
Versuche die Feier des Nationalfestes zu verhindern
fehl geschlagen hatten: so versuchten sie nun dasselbe
so wenig zahlreich als möglich zu machen. Sie verbrei-
teten daher mancherlei Gerüchte, um Furcht und
Schrecken unter den Parisern zu erwecken. Alle diese
Gerüchte wurden eben so schnell geglaubt, als listig
verbreitet. Es wurde gesagt, das ganze Märzfeld sey
untergraben, und mit Schießpulver angefüllt, und am
Tage des Festes werde dasselbe, mit allen darauf be-
findlichen Menschen, in die Luft gesprengt werden. —
Um dieses Gerücht zu widerlegen, sah sich Hr. Bailly
genöthigt, mit einem Ausschusse des Bürgerraths,
durch die unterirdischen Wasserleitungen, unter dem
Märzfelde, durchzukriechen, und nachher öffentlich be-
kannt zu machen, daß er kein Schießpulver daselbst
gefunden habe, und daß er alle diese Kanäle habe mit
Wasser anfüllen lassen. Hierdurch wurden die Gemü-
ther beruhigt. Nun hieß es: aus einer, nahe bei
dem Märzfelde sich befindenden Menagerie, würden,
während der Feier des Festes, die wilden Thiere losge-
lassen werden, um Schrecken und Unordnung unter

die Zuschauer zu bringen. Herr Bailly befahl, daß diese Thiere an einen andern Ort gebracht werden sollten. Nun sagte man: es würde Feuer angelegt, und die hölzernen Bänke des Amphitheaters würden alle verbrannt werden. — Hr. Bailly ließ Feuerspritzen nach dem Märzfelde hinfahren, welche daselbst, mit Wasser angefüllt, in Bereitschaft stehen mußten. Jetzt ward gesagt: die hölzernen Bänke stünden nicht fest, und würden von der Last zusammenbrechen. Auch dieses Gerücht ließ Hr. Bailly widerlegen. Endlich behaupteten einige: in der Stadt Paris würde, an dem Tage des Festes, an verschiedenen Orten zugleich, Feuer angelegt, und die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt werden. Hr. Bailly machte aber bekannt, daß er die Sorge für die Sicherheit der Hauptstadt dem Hrn. la Fayette übertragen habe, und daß daher jedermann ruhig seyn könne. Endlich befahl Hr. Bailly, daß, am 14 Julius, als an dem Tage des Festes, kein Wagen und kein Pferd (ausgenommen die Pferde der Stadtwächter) sich auf den Straßen sollte sehen lassen, und daß jedermann verboten seyn solle, einen Stock zu tragen. Aller dieser Anstalten ungeachtet, war dennoch die Furcht allgemein.

Die Nacht vom dreyzehnten auf den vierzehnten Julius war eine sonderbare Nacht, weil sie so stille und so ruhig war. Kein Wagen und keine Pferde waren zu hören. Das geräuschvolle Paris war zum erstenmal stille. Das Pflaster, auf welchem, seit einem halben Jahrhunderte, beständig Wagen hin und

hergestellt waren, erhielt endlich einen Ruhetag; und Häuser, welche, seit ihrer Erbauung, beständig gezittert hatten, standen zum erstenmal feste. Aber die Bewohner dieser Häuser konnten nicht schlafen, weil sie des Geräusches und des Lärmes gewohnt waren, und weil eine geräuschlose Ruhe für sie etwas Ungewöhnliches war.

Endlich brach, am vierzehnten Julius, die Morgenröthe des großen, feyerlichen, und in der Geschichte einzigen Tages an, an welchem fünf und zwanzig Millionen Menschen den Eid der Freyheit, der brüderlichen Liebe, der Treue und der Anhänglichkeit an die Gesetze und an den König, schwören sollten. Dieser festliche Tag übertraf die Erwartungen aller derer, die auf dem Märzfelde Augenzeugen waren. Sie gestanden alle, daß, so groß sie sich auch die Majestät eines solchen Schauspiels gedacht hätten, dennoch ihre Einbildungskraft sich nicht bis zu der wirklichen Größe desselben habe erheben können. Eben so schwer findet es der Geschichtschreiber, ein, einigermaßen ähnliches Bild dieses Festes, den Gemüthern seiner Leser darzustellen.

Schon gegen vier Uhr des Morgens waren die Bänke des ungeheuren auf dem Märzfelde errichteten Amphitheaters mit Zuschauern besetzt; und die Zahl derselben nahm immer mehr und mehr zu. Da die Männer an diesem Tage Uniformen trugen, und theils in der Stadt, theils in dem großen Zirkus selbst, Wache standen: so waren die Zuschauer auf den Bänken größtentheils Frauenzimmer; und

alle diese Frauenzimmer (zufolge einer Verordnung des Bürgerrathes) ganz weiß gekleidet, und mit dreyfarbigten Nationalbändern geziert. Der Anblick dieser unzählbaren Menge übereingekleideter Weiber war einzig in seiner Art.

Man hatte berechnet, daß, auf den errichteten Bänken, fünf mal hundert tausend Menschen, ohne sich zu stoßen, oder sich im Wege zu seyn, bequem sitzen konnten. Um acht Uhr des Morgens waren alle diese Plätze besetzt. Es war ein großer, einziger Anblick, fünf mal hundert tausend Menschen versammelt zu sehen; alle sitzend, und, ohne die geringste Unordnung, freudig den Anblick des Bundesfestes erwartend. Personen, von jedem Range, Alter und Geschlecht, saßen vermischt, unter und neben einander. Es fand hier kein Unterschied statt: Man wollte das Fest der völligen Gleichheit aller Stände und aller Menschen feiern; und da konnte es keine Ehrenplätze geben. Alle kamen zu Fuße, weil (den Wagen des Königs ausgenommen) den ganzen Tag keines Wagens und keiner Pferde sich zu bedienen erlaubt war. Ungeachtet der großen Menge von Menschen, welche alle nach dem Märzfelde zugiengen, und ihre Plätze auf dem Amphitheater einnahmen, wurde Niemand gedrängt, weil so viele Zugänge waren, durch welche man, von außen, zu dem Amphitheater heraufstieg. Nur allein die Pariser Bürgersoldaten, welche Wache standen, theilten hie und da, unter die ruhigen Bürger, Rippenstöße aus, um sich ein Ansehen zu geben, und um

die hohe Meinung, welche sie von sich selbst hatten, auch Andern recht fühlbar zu machen. Die Zuschauer brachten die Zeit damit zu, daß sie sich die Auftritte des vorigen Jahres wiederum in das Gedächtniß zurück riefen. "Gerade um diese Zeit" so sprach man "stand Besenval hier, mit seiner Armee. Um "diese Zeit bemächtigte man sich des Waffenvorraths "in dem Hause der Invaliden" u. s. w. Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß die Zeit.

Bis jetzt war der Himmel heiter und das Wetter schön gewesen: aber gegen acht Uhr fiel ein heftiger Regenschauer, der jedoch bald aufhörte. Die versammelten Zuschauer sowohl als die im Zirkus des Amphitheaters befindlichen bewaffneten Bürger (deren Anzahl ungefähr 30,000 seyn mochte) ließen den Regen, ohne sich viel darum zu bekümmern, vorüber gehen. Zwischen neun und zwölf Uhr folgten noch einige ähnliche Regenschauer auf einander; so daß von allen Zuschauern keiner war, der nicht durchaus naß geworden wäre. So oft ein neuer Regenschauer kam; so oft wurden, rund um das Amphitheater herum, eine Menge von Regenschirmen von den Zuschauern zu gleicher Zeit geöffnet; und der Anblick dieser unübersehlichen Reihe von Regenschirmen war abermals neu und einzig in seiner Art. Die Schirme hielten indessen den Regen nicht ab, weil derselbe von der Seite herkam, und nicht senkrecht vom Himmel herabfiel. Jedermann wurde naß, aber niemand beklagte sich. Die Damen lachten und scherzten, und zarte Mädchen sogar ertrugen den Regen mit der

größten Munterkeit. Sie sagten lachend: "Es sind "die Thränen der Aristokraten, welche auf "uns herabfallen." Die bewaffneten Bürger in der Mitte des Zirkus gaben sich die Hände, und tanzten, mitten im Regen, Hand in Hand, reihenweise, und bei dem Geräusche der Kriegsmusik, um den Altar des Vaterlandes herum.

Niemand war, während des Regens, so sehr zu bedauren, als die Priester. Oben auf dem Altar (dem höchsten, der vielleicht noch jemals war gebaut worden) stand der Bischof von Autun, der die hohe Messe lesen sollte und den Altar dazu einweihte. Um ihn herum standen sechzig andre Priester, welche die sechzig Distrikte von Paris vorstellten; alle im weißen Meßgewande, mit Gürteln von dem dreifarbigen Nationalbande. Der Anblick war herrlich. Nur bedauerte sie Jedermann, während des heftigen Regens, vor dem sie sich gar nicht schützen konnten, und von dem sie ganz durchnäßt wurden.

Um zwölf Uhr kündigten die Batterien der Kanonen die Ankunft der großen Nationalprozession an, und sogleich klärte sich das Wetter auf, die Wolken verzogen sich, die Sonne schien, und der Himmel blieb heiter und klar.

Alle diejenigen, welche den Zug ausmachen sollten, hatten sich, des Morgens um sechs Uhr, auf den Boulevards versammelt. Um neun Uhr nahm die Prozession ihren Anfang. Sie bestand aus ungefähr 50,000 Staatsbürgern. Sie zog von dem Thore St. Martin, durch die Straße St. Denis

Voran ein Detaschement der Pariser Nationalgarde zu Pferde, mit Pauken und Trompeten. Hierauf die Pariser Wahlherren, welche im vorigen Jahre, mitten im Sturme, Ordnung und Ruhe erhalten hatten. Dann folgte ein Detaschement der Pariser Bürgermiliz zu Fusse, mit kriegerischer Musik. Hierauf der Pariser Bürgerrath, mit Hrn. Bailly an der Spitze. Dann kamen die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs. Jede der drei und achtzig Abtheilungen, in welche Frankreich getheilt ist, hatte ihr eigenes Panner welches sie von der Stadt Paris, an diesem Tage, als ein Zeichen des Bundes und der Brüderschaft, zum Geschenk erhielt. Diese Panner sind von weissem Taft. Auf beiden Seiten sieht man einen Kranz von Eichenlaub gemahlt. In dem einen Kranze steht, mit goldenen Buchstaben: Constitution; in dem andern: Confédération nationale, à Paris XIV Juillet M. DCC. XC. Auf jedem Panner steht der Name der Abtheilung, welcher dasselbe zugehört. Der älteste Abgesandte aus jeder Abtheilung Frankreichs, trug das seiner Abtheilung zugehörige Panner, und demselben folgten die übrigen Abgesandten nach. Die unüberwindlichen Bretagner, die muthvollen Einwohner des Delphinats, die betriebsamen Kaufleute von Bordeaux, die unruhigen Provenzalen, die abergläubischen Flammänder, die Lyoner, die Champagner, die Burgunder, und alle übrigen Einwohner der Provinzen Frankreichs, folgten dem Panner. Mitten zwischen diesen Abgesandten erblickte man die Gesandten der französischen Armee und die

Schweizergarde. Darauf kam ein Bataillon, bestehend aus vierhundert Kindern von zehn bis vierzehn Jahren. Auf ihrem Panner las man die Aufschrift: Hoffnung des Vaterlandes. Diesem folgte das Bataillon der Veteranen, siebenzigjähriger, und noch älterer Greise; die Abgesandten der Seesoldaten; einige Kompagnien Freiwilliger; die Pariser Bürgermiliz. Eine Kompagnie Kavallerie, und eine Bande Musikanten, beschlossen den Zug.

In allen Straßen, durch welche die Prozession gieng, waren die Häuser, von unten bis oben auf die Dächer, mit Zuschauern, Weibern, Kindern und Mädchen besetzt. Unbegreiflich schien es, daß ungeachtet der ungeheuren Menge, welche sich auf dem Märzfelde befand, noch eine so große Anzahl von Menschen in Paris vorhanden seyn könne. Aus den Häusern warfen die Zuschauer Blumen und Kränze und Bänder herab. Aus allen Fenstern ertönte, und von der Straße hallte zurück das Jubelgeschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch leben unsre Brüder! „Hoch leben unsre Schwestern! Hoch lebe die Na„tion!“ Kranke Personen, die schon seit langer Zeit ihr Zimmer nicht hatten verlassen können, ließen sich an das Fenster führen, und vergossen Freudenthränen über diesem Anblicke. Mütter hielten ihre kleinen Säuglinge zum Fenster hinaus, und riefen den Bürgersoldaten zu: „Seht! seht hier einen „künftigen Mitbürger!“ Ein Regenguß nach dem andern fiel von dem Himmel herab: aber Niemand achtete darauf.

Als die Prozession langsam bis in die Straße de la Ferronnerie vorgerückt war, hielt sie einen Augenblick still. Hier ist die Stelle, wo der gute Heinrich der Vierte ermordet wurde; hier steht noch, zum Andenken dieser traurigen Begebenheit, das Brustbild des großen Königs. Die Abgesandten aller Abtheilungen Frankreichs präsentirten, vor dem Brustbilde, das Gewehr; sie schwenkten ihre Fahnen, und warfen einen traurigen Blick auf die Stelle, auf welcher des gütigen Heinrichs Blut geflossen war.

Sie zogen weiter, durch die Straße St. Honoré bis auf den Platz Ludwigs des Funfzehnten. Hier vereinigte sich mit dieser Prozession eine andere. Die Mitglieder der Nationalversammlung, alle in schwarzen Kleidern, den Presidenten, Hrn. de Bonnay, an ihrer Spitze, zogen der Prozession entgegen. Die bewaffneten Bürger Frankreichs trennten sich, zur Rechten und zur Linken, und nahmen die erhabene Versammlung ihrer Gesetzgeber in die Mitte. Nun setzte die Prozession ihren Zug fort, und zwar vorsätzlich in einer solchen Richtung, daß sie der stolzen Bildsäule Ludwigs des Funfzehnten den Rücken zukehrte.

Um zwölf Uhr langte die Prozession auf der Schiffbrücke, vor dem Märzfelde an, und kam bald nachher durch den Triumphbogen. Die Kanonen wurden gelöst; die 30,000 Bürgersoldaten in dem Zirkus stellten sich, zur Seite, in zwei Reihen, um die Prozession zu empfangen. Die 500,000, rund herum, auf den Bänken des Amphitheaters standen

1.

Zuschauer, hefteten die Augen auf ihre ankommenden Brüder: und diese waren, vor Erstaunen über den Anblick, der sich ihnen jezt darstellte, da ein ganzes Volk auf dem Amphitheater um sie her versammelt war, entzückt, begeistert und betäubt.

Die Zuschauer, welche, schon seit sechs Stunden die Ankunft der Prozession mit Ungeduld erwartet hatten, waren nun vor Freude außer sich, als sie dieselbe endlich ankommen sahen. Und kaum hatte das Lauffeuer der Kanonen aufgehört, als schon, von allen Seiten des Amphitheaters, ein wüthendes Geschrei erschallte. Aus einem Munde riefen aller "Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!" Die Bürgersoldaten im Zirkus stimmten mit ein, in dieses Geschrei. Alles war in Bewegung. Hüte flogen in die Höhe; Schnupftücher wurden geweht; Freude strahlte auf allen Gesichtern. In dem Ganzen war Etwas unbeschreiblich Rührendes, das sich nur empfinden, aber nicht durch Worte mittheilen läßt. Mehr als eine halbe Million Menschen, die alle, aus Einem Munde, triumphirend, über den Despotismus, im vollen Gefühle ihrer zerbrochenen Ketten, und ihrer erworbenen Freiheit, ausrufen: "Hoch lebe die Nation!" Eine so große Menge von Menschen versammelt; alle von einer Empfindung belebt; alle dieselben Worte im Munde: dieß ist ein Anblick, der so sehr mit demjenigen kontrastirt, was wir zu sehen und zu hören gewohnt sind, daß die Neuheit der Empfindung uns mit einem unwillkührlichen Schauder durchdringt, und unsre Seele

im

in eine traurige, melancholische Stimmung versezt, die wir sonst nur da fühlen, wo wir eine Gefahr vermuthen, deren Grösse uns unbekannt ist. Sichtbar waren alle Zuschauer in einer solchen Stimmung: und dieses gab dem Feste etwas Groses und Erhabenes. Die tiefste Stille folgte auf das tobendste Freudengeschrei. Man sah den Zug, langsam und feierlich, durch die drei Thore des Triumphbogens, hereinkommen: die Mitglieder der Nationalversammlung durch das mittlere Thor; die bewafneten Bürger durch die beiden Nebenthore. Tausend Gedanken verdrängten einer den andern, in den Gemüthern der Zuschauer. Erinnerung an das Vergangene; Freude über das Gegenwärtige; Gefühl von Stolz, Mitglied einer Nation zu seyn, die es nun schon dahin gebracht hatte, daß der Monarch ihr huldigen mußte, während andre Nationen ihrem Monarchen huldigen; Hoffnung für das Zukünftige, mit der Furcht vermischt, ein so groses, so schwer errungenes Gut, wiederum zu verlieren: alle diese Ideen kreuzten und drängten sich, eine die andre, und verursachten eine tiefe Stille unter den Zuschauern, deren starrer Blick auf das neue Schauspiel geheftet war, welches sich ihren Augen darbot. Ich sah viele, um mich her, ganz in gedankenloser Betäubung versunken, mit offenem Munde nach dem Triumphbogen hinstarren, und sich von dieser, durch die Grösse und Neuheit des Schauspiels verursachten Starrsucht, erst dann wieder erholen, als ein neues Geschrei: "Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die

Nation!" sich in der Nähe hören ließ, welches von dem einen Ende des Amphitheaters her kam, und sich, wie ein Lauffeuer, rund umher verbreitete.

Die Prozession, welche aus ungefähr 50,000 Staatsbürgern bestand, unter denen mehr als 40,000 bewaffnet und in Uniformen gekleidet waren, kam allmählig durch den Triumphbogen herein. Durch die beiden Nebenthore des Triumphbogens zogen die Abgesandten, welche sich, zu beiden Seiten des Zirkus, unter dem Amphitheater in Ordnung stellten. Durch das mittlere Thor kamen die Mitglieder der Nationalversammlung, des Pariser Bürgerraths, und die Wahlherren. Diese begaben sich nach dem entgegengesetzten Ende des Zirkus, zu den für sie, auf der bedeckten Gallerie, bestimmten Plätzen. Die Grenadiere, mit einem Theile der Bürgersoldaten, stellten sich auf die Stufen des Altars. Dem Altar gegen über stand, auf der einen Seite, das Bataillon der Kinder; auf der andern Seite das Bataillon der Veteranen. Die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs, die Gesandten der Armee und der Seesoldaten, stellten sich in die Mitte des Zirkus, und um den Altar. Die ganze kriegerische Musik stand auf dem ersten Ruheplatze des Altars.

Während die Prozession durch den Triumphbogen hereinzog, erschallte plötzlich, auf der bedeckten Gallerie, und in dem Amphitheater unter derselben, ein Geschrei: "Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!" Der Monarch erschien, in einem neuen, mit Gold gestickten Kleide, und setzte sich, mit lächelnder Miene, und mit der ihm eignen Gutmüthigkeit auf den für ihn

bereiteten Lehnstuhl, zur Linken des Presidenten der Nationalversammlung. Auf dem Lehnstuhle des Königs war (vermuthlich auf seinen Befehl) die Krone weggetrennt, und, statt derselben, eine Freiheitsmütze gestickt worden. Hinter den König setzte sich Monsieur, der Bruder desselben, und neben diesem die Minister, in deren Gesellschaft der König gekommen war. Der König kam, wie man nachher erfuhr, in demjenigen Staatswagen, der sonst nur bei der Krönung gebraucht wird: um hiedurch zu verstehen zu geben, daß er diesen Tag als einen neuen Krönungstag ansehe a).

Bald nachher erschien die Königinn; den Dauphin an der einen, und die Kronprinzessinn an der andern Hand. Mit unbeschreiblicher Majestät und Würde nahm sie ihren Platz hinter dem Könige ein. Auch Sie wurde mit Jubel und Freudengeschrei empfangen. Sie war äußerst geschmackvoll, aber sehr einfach gekleidet. Ihre Kleidung war ganz weiß, mit sehr vielen Perlen geschmückt, ohne alle Demanten. Ihr Kopfputz war mit schönen Federn von den drei Nationalfarben geziert. Durch diesen einfachen Anzug wurde die Schönheit der Königinn um vieles erhoben. Jedermann, der sie sah, gestand: die Königinn sey niemals reizender, niemals schöner und majestätischer gewesen, als an diesem Tage.

---

a) Der Verfasser hatte unter dem diplomatischen Korps, in der bedeckten Gallerie, eine Stelle erhalten; und dadurch erhielt er Gelegenheit, Alles, was um den König vorgieng, in der Nähe zu beobachten.

Erst gegen halb vier Uhr war die Prozession ganz durch den Triumphbogen in den Zirkus hereingezogen. Nun wurde, durch ein abermaliges Lauffeuer der Kanonen, der Anfang der Messe angekündigt. Der Bischof von Autun, und die sechzig Priester um ihn, fingen die Messe an. Darauf wurden die drei und achtzig neuen Panner der Abtheilungen Frankreichs, und das große Panner der Armee nach dem Altar gebracht und eingesegnet. Es war ein ganz eigner Anblick, alle diese Panner auf den Stufen des Altars stehen zu sehen.

Nach geendigter Messe wurden die eingesegneten Panner wiederum abgeholt; die Priester verließen den Altar: und nun kündigten die Kanonen und die kriegerische Musik, den Eid an. Hr. la Fayette, als der vom Könige erwählte Generalmajor des Bundesfestes, stieg oben auf den Altar, mit einer Fahne in der Hand; und die Stufen des Altars, so wie die Ruheplätze, wurden von den Nationaltruppen besetzt. Hierauf sprach la Fayette, im Namen der bewaffneten Bürger von ganz Frankreich, folgenden Eid aus, den aber, wegen der großen Entfernung, Niemand von den Zuschauern hören konnte:

"Ich schwöre: der Nation, dem Gesetze und dem Könige auf immer getreu zu verbleiben; aus allen meinen Kräften die, von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, zu erhalten; die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, so wie auch die freie Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches, und die Einnahme der öffentlichen

Steuern, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, gesetzmäßig zu beschützen; und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe, mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben."

Nachdem la Fayette diese Worte ausgesprochen hatte, schwang er die Fahne, welche er in der Hand hielt, streckte den Arm aus, und sagte: "Ich schwöre es," und alle die bewaffneten Bürger, die Abgesandten der Armee, und die Seesoldaten; hunderttausend Stimmen zugleich, wiederholten, mit gen Himmel aufgehobenen Händen: "Ich schwöre es." Die Kanonen und die kriegerische Musik ließen sich hören.

Nach einer Pause, und einem tiefen Stillschweigen von einigen Sekunden, stand der President der Nationalversammlung neben dem Könige auf, und sagte:

"Ich schwöre: der Nation, dem Gesetze und dem Könige auf immer getreu zu verbleiben; aus allen meinen Kräften, die von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution zu erhalten; und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe, mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben."

Hierauf streckte er seinen Arm aus; alle Mitglieder der Nationalversammlung standen auf, und sagten, zugleich mit dem Presidenten: "Ich schwöre es." Lautes Freudengeschrei erschallte von allen Seiten des Amphitheaters; die Kanonen wurden gelöst, und die kriegerische Musik fing an zu spielen.

Nach einer neuern und längern Pause, erhob sich der König von seinem Stuhle, trat einige Schritte vorwärts, und las folgenden Eid ab:

"Ich, König der Franken, schwöre der Nation: alle die Macht, welche mir, vermöge des Gesetzes und der Konstitution des Staates, übertragen ist, zur Erhaltung der Konstitution anzuwenden, und über die Ausübung der Gesetze zu wachen."

Als der König diese Worte abgelesen hatte, legte er das Papier weg, streckte, mit großer Würde und Majestät, seinen Arm aus, und sagte, langsam und feierlich: "Ich schwöre es." Die Königinn hob, in diesem Augenblicke, den Dauphin in die Höhe, um denselben der Nation zu zeigen, und um ihn an dem Eide Theil nehmen zu lassen.

Nun standen rund um das Amphitheater, alle 500,000 Zuschauer zu gleicher Zeit auf; sie nahmen die Hüte ab, streckten die Arme aus, und Alle, Männer, Weiber und Kinder, wiederholten zugleich, laut und vernehmlich die Worte: "Ich schwöre es." Die Kanonen wurden gelößt, die kriegerische Musik ließ sich hören, und ein wildes, beinahe wüthendes Freudengeschrei: "Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! "Hoch lebe die Königinn!" wiederhallte von allen Seiten, und erschütterte, bis in das Innerste der Seele, Alle, die an dem Feste Antheil nahmen. Kalt zu bleiben war hier unmöglich. Das tobende Freudengeschrei einer so ungeheuren Menge von Menschen machte einen schrecklichen Eindruck: es beklemmte die Brust, und verursachte eine höchst unangenehme Empfindung von Bangigkeit, und ein fühlbares Zittern aller Nerven des Körpers; ein Zittern, dem auch der Stärkste zu widerstehen nicht im Stande war.

Der König gieng nach seinem Lehnstuhle zurück, Er umarmte seine Gemahlinn und seine Kinder. Nun ward jeder von Freude begeistert und außer sich. Jeder umarmte, auf beiden Seiten, diejenigen, welche zunächst neben ihm saßen, ohne Rücksicht auf Rang, Alter und Geschlecht. Alle nannten sich Brüder, Schwestern, Freunde. Jeder versprach seinem unbekannten Nachbar brüderliche Liebe und Treue. Alle schworen sich einander zu: sie wären bereit, ihr Leben für die neue Konstitution, für Freiheit und Vaterland hinzugeben. Die im Zirkus des Amphitheaters versammelte Armee schwang ihre Schwerdter; die Bürgersoldaten warfen die Waffen weg, umarmten sich und küßten sich; und von allen Seiten erschallte es wieder, und abermals wieder: "Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König!" Freudenthränen liefen über alle Wangen; und zum erstenmal fühlte jeder Frankreicher was Patriotismus sey: ein Gefühl, das nur freie Nazionen kennen, weil nur freie Nationen ein Vaterland haben. Welch ein Anblick! Mehr als eine halbe Million Menschen, die sich alle brüderlich umarmten, die alle, im Gefühl ihrer erworbenen Freiheit, glücklich sind! Welch ein Anblick! Noch schwebt mir das Bild dieses unvergeßlichen Tages lebhaft vor Augen; das Bild des Festes, dergleichen die Geschichte kein ähnliches beschreibt. Was waren alle die berühmten Feste der Griechen und der Römer, gegen dieses Freiheitsfest! und dieses Fest wurde nicht allein zu Paris, es wurde, an demselben Tage, und in derselben Stunde, in allen Theilen Frankreichs gefeiert! Fünf und zwan-

zig Millionen Menschen schworen, an demselben Tage und in derselben Stunde, sich Liebe, Eintracht und Freundschaft zu!

Der Eid sollte um 12 Uhr Mittags geschworen werden. Aber, durch die Regenschauer des Vormittags, wurde die Prozession aufgehalten, und kam viel später nach dem Märzfelde, als sie daselbst erwartet worden war: so daß erst um halb fünf Uhr der Eid geschworen wurde. Gerade in der Stunde, in welcher ein Jahr vorher, an demselben Tage, die Bastille erobert ward, und Frankreich seine Freiheit erhielt. Jedem fiel dieses auf. Jeder sagte zu seinem Nachbar: "Seht hier "den Finger der Vorsehung! der Himmel begünstigt "unsre Unternehmung. Laßt uns ihm danken, und der "erworbenen Freiheit würdig uns bezeigen!" Bald wurde, rund um das Amphitheater, wiederholt: "Seht, "Brüder, den Finger der Vorsehung, welche freie Völ"ker liebt, und die Tyrannen haßt!"

Um fünf Uhr giengen die Zuschauer ruhig nach Hause. Die Prozession zog in eben der Ordnung wieder zurück, in der sie gekommen war. Die Abgesandten aus den Provinzen wurden zu La Muette bewirthet, wo, in allen Alleen des Gartens, Tische gedeckt waren.

Dieses schöne Fest endigte sich ohne den geringsten Zufall. Zwar versuchten einige Bösewichter auf der Schiffbrücke Unordnung zu verursachen. Sie brachen sogar, in dem Augenblicke als die Prozession darüber gehen sollte, einen Theil derselben ab. Aber nachdem sie in Verhaft genommen waren, blieb Alles ru-

hig und die allgemeine Freude wurde durch nichts gestört.

An dem Abende dieses feierlichen Tages war die ganze Stadt erleuchtet. Sogar der König ließ sein Schloß der Thuillerien prächtig erleuchten. Vormals wäre dieß gegen alle Etikette gewesen; denn kein König von Frankreich nahm an öffentlichen Erleuchtungen Antheil. Alle geschahen ihm zu Ehren; und folglich wäre es unschicklich gewesen, selbst mit zu illuminiren. Dießmal aber erleuchtete der König, um die Nation zu ehren, welche zu beherrschen er das Glück hatte.

Vorzüglich schön waren die Erleuchtungen auf dem Ponteneuf und an dem Rathhause. Auf der Brücke war die Bildsäule Heinrichs des Vierten mit dreifarbigten Nationalbändern geschmückt, und zwei durchsichtige, erleuchtete Medaillons stellten Herrn la Fayette und Hrn. Bailly vor, welche diesem guten Könige Blumen anboten. Dabei stand folgende Inschrift:

Ihn liebte das Volk, und Ludwig der Sechszehnte ist sein Erbe. a)

Das Rathhaus war prächtig erleuchtet. Man las an demselben sehr viele durchsichtige, und durch dahinter gestellte Lichter erleuchtete Aufschriften. Folgende zwei mögen zur Probe dienen:

Alle Soldaten sind Brüder,
Alle Staatsbürger sind Soldaten. b)

---

a) Il eut l'amour du Peuple;
Louis Seize est son héritier.

b) Tous les soldats sont frères;
Tous les citoyens sont soldats.

Ferner:

Unsere Einigkeit macht unsre Stärke. a)

Gegen zehen Uhr des Abends war der Greveplatz ganz mit Menschen angefüllt, welche dahin gekommen waren, theils um die Erleuchtung an dem Rathhause zu sehen, theils auch, um ein Te Deum zu hören, welches der Pariser Pöbel einige Priester, die, zu diesem Zwecke, aus der Nachbarschaft geholt worden waren, mit allen, bei solchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten, zu singen gezwungen hätte. Kaum war dieses Te Deum geendigt, als schon der Pöbel, mit Einer Stimme, das bekannte Lied sang: Vive Henri quatre, Vive ce Roi vaillant, u. s. w. Diese Mischung des Feierlichen und Religiösen mit dem Lustigen und Skurrilinischen; die Mischung eines erhabenen Gesanges zu dem Lobe Gottes mit einem abgeschmackten Gassenhauer! diese Mischung hatte Etwas, das die Seele bis in das Innerste empörte, und (in der meinigen wenigstens) alle die herzerhebenden Empfindungen auf Einmal auslöschte, welche die rührende Feier des Bundesfestes in derselben erweckt hatte. Ich fühlte, mit Erschütterung, daß ich mich auf dem Greveplatze befand. Und dieses Gefühl erweckte auf einmal eine ganz neue Reihe von Ideen, die ich um Erlaubniß bitte, dem Leser mittheilen zu dürfen.

Der Pöbel verlief sich, und der Greveplatz wurde leer. Da stellte ich mich, dem Rathhause gegen über, unter den berüchtigten Laternenpfahl. Ueber mir war der eiserne Arm, an welchem die traurigen Hinrichtungen geschehen waren, und ich befand mich auf eben der

a) Nôtre union fait nôtre force.

Stelle, auf welcher die unglücklichen Schlachtopfer der unbesonnenen Wuth eines aufgebrachten Pöbels, ein Jahr vorher, an eben diesem Tage, gestanden hatten. In dem Platze, welchen ich itzt vor mir hatte, sah ich das wahre Bild der unbeständigen und leichtsinnigen französischen Nation, welche, in wenigen Augenblicken, von einem Extrem zum andern überspringt, und von der überlegtesten Grausamkeit zur rauschendsten und unüberlegtesten Freude übergeht.

Der Greveplatz war schon seit langer Zeit, derjenige Platz, auf welchem die rührendsten und die schrecklichsten Schauspiele, oft in wenigen Stunden, nach einander folgten. Auf dem Greveplatze wurden alle Verbrecher hingerichtet; auf dem Greveplatze wurden Triumphbogen errichtet, Erleuchtungen angebracht, und Geld ausgeworfen, so oft die Regierung, wegen der Geburt, oder wegen der Vermählung eines Prinzen, dem Volke ein öffentliches Freudenfest geben wollte. Man sah nicht das Unschickliche dieses Verfahrens. Niemand fiel es auf, daß eben die eisernen Pfosten, an welche man einen Damiens und einen Ravaillac bevestigte, um sie mit glühenden Zangen zu zwicken, ein paar Tage nachher einem abzubrennenden Feuerwerk zur Unterstützung dienten. Man fand es nicht empörend, daß auf demselben Gerüste, auf welchem Cartouche, Nivet, und tausend andre, waren gerädert oder lebendig verbrannt worden, bei öffentlichen Freudenfesten, Taschenspieler und Lustigmacher dem Volke ihre Possen vorgaukelten. Niemand hielt sich darüber auf, daß diese gefühllosen Menschen auf der Asche jener Unglücklichen herumtanzten.

Seit der Revolution ist es leider! noch nicht besser geworden. Auf dem Grevenplatze, auf welchem die Hinrichtungen eines de Launay, Foulon, Berthier, Favras, und des unglücklichen Bäckers geschahen: auf eben diesem Platze, tanzte der gefühllose Pariserpöbel die ganze Nacht durch, nach den Tagen, an denen diese Ermordungen geschehen waren. Schreckliche Hinrichtungen und freudige Erleuchtungen sind, auf diesem Platze, seit der Revolution, mit fürchterlicher Schnelligkeit auf einander gefolgt. Und die Geschichte lehrt, daß niemals ein Volk so schnell vom Schrecken zur Freude, und von der Freude zum Schrecken überzugehen fähig war, als das französische Volk, welches ohne Aufhören mit sich selbst im Widerspruche ist.

Was mag wohl (so sprach ich zu mir selbst) Ludwig der Sechzehnte gedacht haben, als er, am 17. Julius 1789, diese Stufen herauf stieg; die Stufen, von denen, drei Tage vorher, ein rasender Pöbel, die Schlachtopfer seiner Rache weggerissen hatte, um sich an dem Anblicke ihres zerfleischten Körpers zu weiden? Was mag wohl in Ludwigs Seele vorgegangen seyn, als er sich, an jenem Fenster, auf Befehl des Volkes, dem Volke zeigte; als er aus dem Fenster den schrecklichen Laternenpfahl erblickte, an welchem seine Diener ihr Leben verlohren hatten? Was mögen die ihn umgebenden Höflinge, welche mit ihm von Versailles nach Paris gekommen waren, bey diesem Anblicke empfunden haben? Und die Königinn von Frankreich, was dachte Sie wohl, als sie, am sechsten Oktober 1789, von dem Abschaume des Pöbels verspottet und verhöhnt,

nach Paris gebracht wurde, und die Stufen dieser Treppe hinan stieg? — Mit solchen und ähnlichen Gedanken, verließ ich den Grevenplatz, um den Ausbruch der Freude eines freiheittrunkenen Volkes auch in andern Gegenden der Stadt zu beobachten.

Am achtzehnten Julius war abermals ein Festtag. Auch an diesem Tage war allen Wagen und Pferden verboten, sich in den Straßen von Paris sehen zu lassen. Am Vormittage hielt Herr la Fayette, auf dem Märzfelde, Revue über die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs. Die Bänke des Amphitheaters waren abermals mit Zuschauern besetzt. Der Himmel war rein und klar. Gegen neun Uhr, fingen die Truppen an zu defiliren, und mancherlei militärische Evolutionen zu machen. Bewaffnete Bürger und Soldaten waren durch einander und unter einander vermischt. Die Zuschauer klatschten ihnen Beifall zu, und riefen, einmal über das andere: "Hoch leben unsre Brüder die Nationalgar"den! Hoch lebe die Bürgermiliz!"

Nach geendigter Revue, tanzten die Bürgersoldaten, um den Herrn la Fayette herum, spiralförmige Reihentänze: so daß sie den Kreis um ihn immer enger und enger machten. Sie gaben ihm hiedurch Beweise ihrer Anhänglichkeit und ihrer Ergebenheit: und la Fayette schien darüber sehr gerührt zu seyn.

Darauf wurde in das Märzfeld ein großer, mit den Nationalfarben gezierter Luftballon, in den Zirkus des Märzfeldes gebracht. Er wurde mit brennbarem Gas angefüllt. Aber in dem Augenblicke, in

welchem der Ballon auffliegen sollte, fieng derselbe an zu brennen, schlug um, und beschädigte einige, in der Nähe stehende Personen. Die Hitze war an diesem Tage unerträglich. Darüber erlaubten sich die Zuschauer auf dem Amphitheater sehr viele, unanständige, und zum Theil gotteslästerliche Scherze, welche aber mit Beifallklatschen und mit Freudengeschrey aufgenommen, und, rund um das Amphitheater herum, weiter verbreitet wurden. Sie sagten, unter andern ähnlichen Einfällen: "Gott ist ein Aristokrat "te; er ersäuft uns am Tage des Bundesfestes, und "bratet uns am Tage des Luftballons."

Nach mißlungenem Versuche mit dem Ballon, fieng die Armee in dem Zirkus, vereinigt mit den Zuschauern auf den Bänken des Amphitheaters, an, das neue Nationallied: Ça ira, ça ira, ça ira, zu singen. Folgende Strophen wurden vorzüglich oft wiederholt:

Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Suivant les maximes de l'Evangile,
Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Du Législateur tout s'accomplira.

Celui qui s'éleve, on l'abaissera.
Celui qui s'abaisse, on l'élevera.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira.
Le vrai d'avec le faux l'on connoîtra.

Le peuple armé toujours se gardera;
Le clergé regrette le bien qu'il a.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira;
Par justice la nation l'aura.

Pierrot et Margot chantent à la guinguette.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira.
Réjouissons-nous, le bon tems viendra.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira.

Am Nachmittage war ein Kampf der Fischer und Schiffleute auf der Seine zu sehen, welche sich auf ihren Nachen, um gewisse Preise, mit einander balgen und schlagen mußten, um den Pöbel zu belustigen. Dieses widrige Schauspiel, welches dadurch noch unangenehmer wurde, daß dabei das Leben der Kämpfenden selbst in Gefahr kam, welche, einer nach dem andern, von ihren Gegnern in den Fluß gestürzt wurden, und nicht ohne Mühe sich durch Schwimmen retten konnten, war, schon seit einigen Jahren, von der Pariser Polizei verboten gewesen. Aus dieser Ursache hielt Herr Bailly für nöthig, dasselbe wiederum einzuführen: denn ihm war bekannt, daß er sich durch nichts bei dem Volke beliebter machen konnte, als wenn er von Allem, was unter der vorigen Regierung geschehen war, gerade das Gegentheil that.

Bei anbrechender Nacht wurde, auf Kosten der Stadt Paris, ein schönes Feuerwerk auf der Seine abgefeuert.

Nachher ward die ganze Stadt prächtig erleuchtet. Vorzüglich schön zeigte sich die Erleuchtung der Thuillerien. Das ganze Schloß war wie mit Lampen bedeckt. In dem Garten der Thuillerien waren die Bäume durch Guirlanden brennender Lampen von mancherlei Gestalt und Farbe verbunden. Die Straßen von Paris wimmelten von Menschen, die sich, jauchzend und

jubelnd, dem Ausdrucke der lautesten Freude um so viel ruhiger überließen, da sie weder durch Pferde, noch durch Wagen gestört zu werden, sicher seyn konnten. Schaaren von Menschen zogen singend durch die Straßen, und aus den Häusern rief man, einmal über das andre: "Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König!" Die große Rotunde der sogenannten neuen Halle war inwendig rund um die Kuppel erleuchtet, und ganz mit Menschen angefüllt, welche durch Tanzen, durch Singen, und durch Jauchzen, ihre Freude recht lebhaft auszudrücken suchten.

Aber wie soll ich den Anblick beschreiben, den die elisäischen Felder darboten! Nie habe ich etwas gesehen, das einer Zauberei ähnlicher schien. Dieser große Wald, in der Nähe der Hauptstadt, war durch mannigfaltig gewundene Guirlanden der buntesten Lampen, welche von Bäumen zu Bäumen sich schlängelten, und durch hohe, mit brennenden Lichtern besteckte, Pyramiden erleuchtet. Gelbes, grünes und rothes Feuer schien auf den Spitzen der Bäume zu lodern, aus denen sich, von Zeit zu Zeit, eine steigende Rakete gen Himmel erhob. Zwischen den leuchtenden Bäumen wandelten Tausende und aber Tausende, Arm in Arm, freudig singend und jubelnd; Mütter mit ihren Kindern; Mädchen mit ihren Liebhabern; Zöglinge mit ihren Lehrern. Hie und da war, in einem unerleuchteten Theile des Waldes, eine Bande Musikanten versteckt, welche das Ohr mit Musik erquickten und das Herz zur Freude stimmten. An einigen Stellen sah man tanzende

[illegible] Gruppen; an andern Stellen hatten sich große Haufen auf das Gras gelagert, welche, friedlich und freundschaftlich, die mitgebrachten Speisen und das Getränke unter sich theilten, und die Vorübergehenden zu dem ländlichen Schmause einluden. Da war kein Unterschied der Stände, kein Rang oder Geschlechtsordnung. Alle waren gleich; und alle fühlten sich glücklich in dieser Gleichheit. Hier warf man nicht, wie vormals, Brodt und Fleisch unter das Volk; gleichsam als wenn es hungrige Hunde wären, denen man durch einen Bissen das Maul stopfen muß. Nein! hier theilte Jeder seinen Vorrath mit demjenigen, welcher zunächst neben ihm saß. Wer da hatte, der gab demjenigen der da nicht hatte. Darin bestand die Gleichheit; und dieses ist wahrlich! eine wünschenswürdige Gleichheit. Es war ein Volksfest: und leider! muß ich hinzusetzen, das *Einzige* Volksfest, welches ich in meinem ganzen Leben gesehen habe!

Aber je später es in der Nacht wurde, desto interessanter und mannigfaltiger wurden die Gruppen, welche man in diesen Zaubergärten erblickte. Neben einem Haufen schnellfüßiger Tänzer hatte sich ein anderer Haufe auf das Gras gelagert, welcher ohne Anstrengung genießen wollte. Diese sahen und hörten stillschweigend zu, und die innigste Freude war auf ihren Gesichtern zu lesen. In einiger Entfernung schliefen Männer, Weiber, Mädchen, Kinder, welche sich müde getanzt und gesprungen hatten, ruhig unter und neben einander. Einige Muthwillige

schlichen sich mitten unter sie, und riefen mit lauter Stimme: "Hoch lebe die Nation!" Die Schlafenden erwachten, sprangen auf, riefen: "Hoch lebe die Nation!" und legten sich dann abermals nieder, um aufs Neue einzuschlafen. Unter einem großen Baume, an welchem die Lampen schon zum Theil ausgegangen waren, sah ich selbst, einen Priester, einen Soldaten, ein Freudenmädchen, einen Friseur und einen ehrlichen alten Pariserbürger, ruhig und friedlich neben einander schlafen.

Aber rührender als Alles übrige war dasjenige, was man bei der Bastille sah. Hier war, auf den Ruinen, ein Gerüste erbaut, welches den Plan dieser Festung vorstellte. Drei und achtzig, mit ihren Wurzeln ausgegrabene Bäume, waren hieher verpflanzt. An den Bäumen las man die Nahmen der drei und achtzig Abtheilungen Frankreichs. Diese Bäume waren ganz mit Lampen besetzt, und unter einander durch Guirlanden von vielfarbigten Lampen, verbunden. Unter diesem erleuchteten Gewölbe tanzten und sprangen eine Menge freudiger Pariser, um einen Pfahl herum, auf welchem eine Freiheitsmütze befestigt stand. An den acht Ecken der Festung, wo vormals die Thürme gewesen waren, befanden sich Gerüste, auf denen eben so viele Banden Musikanten französische Tänze leierten.

An der Stelle, wo die unterirdischen Kerker sich befanden, hatte man eine künstliche Höhle angebracht, deren Eingang nur schwach erleuchtet war; nicht mehr als nöthig schien, um die Finsterniß sichtbar zu

machen. Darüber sah man ein Gemählde, welches einen Mann und eine Frau vorstellte, die mit schweren Ketten beladen waren. Nicht weit davon stand ein Pfahl, mit Nationalbändern geschmückt, und mit der Aufschrift: Freiheit. Der Aufenthalt des Schrekkens, der Seufzer und der Thränen, war jetzo in einen Tempel der Freude verwandelt.

Ueber dem Eingange der Bastille stand, mit großen Buchstaben, die Aufschrift: "Hier ist ein Tanzsaal." In meinem Leben hat keine Aufschrift so großen Eindruck auf mich gemacht, als diese Aufschrift über den Ruinen der Bastille.

Nachdem alle diese Feierlichkeiten geendigt und die Abgesandten in ihre Provinzen zurückgereist waren, giengen die Bürger von Paris wiederum an ihre Arbeit, welche sie, zu ihrem nicht geringen Schaden, schon seit mehr als vierzehn Tagen hatten versäumen müssen. Indessen gab bald ein sonderbarer Vorfall der ganzen Stadt Stoff zum Gespräche.

Am 29. Junius, am Tage Sankt Peters und Sankt Pauls, kamen, gegen Mittag, zwei gutmüthige Schwärmer, aus angesehenen Familien, Namens Dhosier und Petitjean, nach St. Cloud, wo sich damals die königliche Familie befand. Sie setzten sich vor den Eingang des Schlosses, und blieben, ohne sich zu bewegen, oder mit einander zu sprechen, nachdenkend und ernsthaft sitzen, bis die Nacht einbrach. Man beobachtete sie; man bat sie, sich weg zu begeben; man fragte: wer sie seyen? Aber sie antworteten nicht. Um

eilf Uhr des Nachts wurde das eiserne Gitter des Schloßhofes zugeschlossen; aber sie blieben außer dem Gitter stehen. Endlich befahlen sie ihren Bedienten, mit dem Wagen nach Paris zurück zu fahren. Sie aber setzten sich nieder. Es war zwei Uhr in der Nacht, und noch blieben sie da. Die Patrouille frägt: Was sie da machen? Sie antworten: Wir sind hier, auf Befehl des Königs und des Herrn. Nun werden sie nach dem Wachthause geführt, und der Maire von St. Cloud wird aus dem Bette geholt, um diese verdächtigen Personen auszufragen. Herr Dhosier sagte: er nenne sich Paulus, wie der Heilige dieses Tages, und er habe von Gott selbst Befehl erhalten, sich nach St. Cloud zu begeben. Herr Petitjean gab zur Antwort: er heiße Petrus, und er komme nach St. Cloud, auf Befehl der heiligen Mutter Gottes, um Sr. Majestät dem Könige, eine Schrift zu überreichen, welche er bei sich habe. Der Maire forderte diese Schrift von ihm, und er übergab dieselbe. Sie war mit blauer Dinte auf Pergament geschrieben, war voller orthographischer Fehler, und enthielt nichts als mystischen Unsinn.

Den beiden Schwärmern wurde befohlen, St. Cloud zu verlassen, und nach Paris zurück zu kehren. Sie aber behaupteten: sie seyen da auf Befehl des Königs; der König habe sie von Paris kommen lassen; und ohne einen Befehl von dem Könige würden sie St. Cloud nicht verlassen. Nach genauer Erkundigung fand sich, daß dieses Vorgeben ungegründet war. Der König sandte Herrn de Villequier zu den beiden

Männern. Da sagten sie aus: nicht Ludwig der Sechszehnte, sondern ein höherer König als er, habe ihnen befohlen, nach St. Cloud zu kommen.

In jedem andern Lande hätte man diese beiden Schwärmer, die offenbar an einer Verrückung des Verstandes litten, ihrem Schicksale überlassen. Daß aber dieses nicht geschah, daran war ein Wahnsinniger von einer andern Art, Hr. Brissot de Warwille schuld. Dieser Mann war Vorsitzer des Pariser geheimen Inquisitions-Tribunals. Er ließ daher die beiden Männer nach Paris in das Gefängniß bringen, und behandelte sie als Staatsverbrecher. Er behauptete: in der von ihnen übergebenen Schrift sey, unter mystischen Bildern der Plan zu einer Kontrerevolution versteckt, und man müsse in dieser Sache mit aller möglichen Vorsicht zu Werke gehen. Demzufolge gab sich nun Herr Brissot, mit seinen Kollegen, ein gewaltiges Ansehen. Mit aller Strenge eines Groß-Inquisitors untersuchte er: woher die Schrift komme. Herr Dhosier sagte aus: er habe dieselbe von der Madame Thomassin zu Nancy erhalten. Sogleich wurde Madame Thomassin zu Nancy, sowohl als ihre beiden Freundinnen, Madame de Vassart zu Bar le Duc, in der Nacht, aus ihren Betten geholt und nach Paris gebracht. Eine von diesen Damen sagte aus: Sie habe sich magnetisiren lassen, dadurch sey sie in den magnetischen Schlaf gefallen, und während dieses Schlafes habe sie mit der heiligen Jungfrau Maria gesprochen, welche ihr die Schrift in die Feder diktirt habe. Aller seiner Bemühungen ungeachtet, war Herr Brissot doch nicht im

Stande, diese Schwärmer auf das Schaffot zu bringen. Er sah sich genöthigt, ihnen die Freiheit wieder zu schenken. Doch ließ er, um wenigstens Etwas zu thun, eine Schrift drucken, unter folgendem Titel:

Projet de Contre-Révolution par les somnambulistes, ou rapport dans l'affaire de M. M. Dhosier et Petitjean.

Die Verachtung gegen den Herzog von Orleans war, seit seiner Zurückkunft nach Paris, allgemein, und Niemand gab sich länger Mühe, dieselbe vor ihm zu verbergen. Er wurde sogar öffentlich beschimpft. Zwei Tage nach seiner Ankunft kam er nach dem Schlosse der Thuillerien, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, und von seiner vorgeblichen Gesandtschaft Bericht abzustatten. Auf der Treppe begegnete ihm Herr de Goglas, General-Adjutant der französischen Armee, ein Mann, dessen Karakter allgemein geschätzt ist. Herr de Goglas gab dem Herzoge einen heftigen Stoß mit seinem Ellenbogen. Der Herzog fragte verwundert: "Was verlangen Sie, mein "Herr?" Herr de Goglas gab zur Antwort: "Ihre "Frage ist impertinent, mein Herr Herzog." Orleans gieng weiter, und begab sich in das königliche Zimmer. Herr de Goglas folgte, stellte sich dem Herzoge gegen über, und sah ihm starr in das Gesicht. Der Herzog gieng weg, und Herr de Goglas folgte ihm auf dem Fuße nach. Orleans fragte: "Ei, warum verfolgen Sie mich?" Die Antwort war: "Ein rechtschaffener "Mann kann wohl einmal, durch Zufall, in die Fußstapfen "eines H.....ts treten." Der Herzog antwortete

nicht, sondern gieng nach Hause." Dort rief er seine
Freunde zusammen, und fragte: Wie er sich in dieser
Sache zu verhalten hätte? Der Herzog von Biron
und Herr de la Touche sagten: er müsse seinen Beleidiger
herausfodern. Die übrigen, welche die Feigherzigkeit
des Herzogs kannten, hielten dafür: er würde
am besten thun, wenn er sich um den Vorfall gar
nicht bekümmerte. Dieser Meinung stimmte der Herzog
bei. Nun schlug Herr de la Touche vor: er
wolle, statt des Herzogs, Genugthuung fordern. Er
ging zu Herrn de Goglas, und sagte ihm, was die Absicht
seines Besuchs seye. Goglas fragte: "Fordern
"Sie mich in Ihrem eignen Nahmen heraus, oder als
"Schatzmeister des Herzogs?" — "Als Schatzmeister
"des Herzogs." — Sogleich zog Herr de Goglas die
Glocke, rief seinen Kammerdiener, und sagte: "Hier,
Herr de la Touche, hier ist der Mann, der Ihnen Genugthuung
verschaffen wird: "die Herren müssen sich
"mit den Herren, und die Bedienten mit den Bedienten
"schlagen."

Als der Beschluß der Nationalversammlung, welcher
die Abschaffung aller adelichen Titel, Wappen und
Livreen befahl, dem Könige zur Genehmigung vorgelegt
wurde, war, unter allen Ministern, Herr Necker
der einzige, welcher dagegen Einwendungen machte;
und zwar aus folgenden Gründen. Er behauptete:
das Volk werde dabei nichts gewinnen, und den untern
Klassen der Gesellschaft könne es ganz gleichgültig seyn,
ob es adeliche Titel gebe oder nicht. "Die wahre Me-
"thode" so drückt sich Herr Necker aus, "die wahre

"Methode, allen Kinderspielen der Eitelkeit ihren "Werth zu benehmen, besteht nicht darin, dieselben "sorgfältig zu verbieten. Viel besser erreicht man sei"nen Zweck, wenn man sie ruhig und gleichgültig "ansieht; wenn man bloß allein Talente, Tugenden "und wahres Verdienst schätzt. Unmöglich kann man, "in einem so großen Reiche wie Frankreich ist, Vor"urtheile durch ein Gesetz zerstören. Vorurtheile "bringt die Zeit hervor, und die Zeit allein kann sie "zernichten. Alle große Veränderungen müssen vor"bereitet seyn. — Und was die Wappen betrifft, so "läßt sich gar nicht einsehen, warum man dieselben ab"schaffen sollte. Nichts kann dem Volke gleichgülti"ger seyn, als die Existenz der Wappen. — Die Ab"schaffung der Livreen möchte vielleicht dem Volke "gefallen. Aber eine Menge von Arbeitern, welche "jetzo Tressen und Bänder für die Livreen verferti"gen, werden alsdenn außer Brodt gesetzt. Hierun"ter wird Paris vorzüglich leiden, welches viele Ma"nufakturen dieser Art hat."

Auf diese Gedanken des Herrn Necker erschienen sehr viele Antworten. Die beste darunter war die Antwort des Hrn. Anthoine, eines Mitgliedes der Nationalversammlung. "Sie sagen" so redete Herr Anthoine Herrn Necker an, "das Volk werde "bei der Abschaffung der adelichen Titel nichts gewin"nen! — Freilich wird dasselbe deßwegen keinen Hel"ler weniger Steuern bezahlen. Aber, glauben Sie, "weil Arbeiter und Handwerksleute nicht, wie Sie "und ich, schöne Reden halten, oder schöne Bücher

»scheinbaren Beweis auf, dieselben deßwegen für die Ehre
»würdiger empfänglich seyen? Wahrlich! das Gesetz
»der völligen Gleichheit der Menschen war in alle Her-
»zen gegraben, lange vorher, ehe die Bekanntmachung
»der Rechte proklamirt wurde. Glauben Sie, es
»werde die Seele des Handwerksmanns nicht erhe-
»ben, wenn er bei sich selbst fühlt, er sey eben so gut,
»als Derjenige, welcher ihm Arbeit giebt? Uebrigens
»ist die völlige Gleichheit nichts weniger als eine
»Schimäre. Wir arbeiten alle um den Lohn. Und
»so wie ich den Schneider bezahle, der mir einen
»Rock macht, so bezahlen auch mich meine Kommit-
»tenten, um in der Nationalversammlung meine
»Stimme zu geben, und um diesen Brief an Sie zu
»schreiben. Das Gesetz könne, sagen Sie, ein Vor-
»urtheil nicht vernichten! Nein! aber die Vernich-
»tung des Vorurtheils wird schnell auf die Proklama-
»tion des Gesetzes folgen. — Und was die Wappen
»und die Livreen betrifft: so sind sie weiter nichts
»als lächerliche Kinderspiele der Eitelkeit; gothische
»Ueberbleibsel eines Rittergeistes, der nicht mehr vor-
»handen ist. Was soll uns dann verhindern, diesel-
»ben abzuschaffen? Endlich, endlich ist die Zeit ge-
»kommen, wo Vorurtheile aller Art, vor der Stimme
»der Vernunft, sich verkriechen müssen. Das Vorur-
»theil der Eitelkeit, welches auf die großen Thaten
»unserer Vorfahren sich stützt, hat einerlei Ursprung,
»mit dem Vorurtheile der Infamie, welches die
»Nachkommen eines Verbrechers beschimpfte. Die-
»ses letztere Vorurtheil ist, durch große Beispiele,

„schen vereitelt. Die Handlungen eines Andern, sie
„mögen gut seyn oder schlecht, dürfen weder im Gu-
„ten noch im Bösen, Einfluß auf die Meinung ha-
„ben, welche man von Uns hegt. Und wenn das
„Schafott des Vaters nicht länger den Sohn entehrt,
„so dürfen die Lorbeeren seiner Voreltern eben so we-
„nig ihm Ehre bringen. Dieses ist die Sprache der
„gesunden Philosophie."

Ein Vorfall, welcher um diese Zeit großes Aufse-
hen machte, war die Flucht des Herrn Bonne-Sa-
vardin a) aus den Gefängnissen des Chatelet.
Da dieser Mann wegen eines Staatsverbrechens
angeklagt war, in welches Herr de St. Priest,
der Minister, mit verwickelt zu seyn schien b), so
zweifelte Niemand daran, daß nicht derselbe die
Flucht des Verbrechers beschleunigt habe. Sogleich
wurden Steckbriefe nach allen Theilen des Königrei-
ches gesandt, um sich dieses Mannes wiederum zu
versichern. Herr la Fayette sandte seine Adjutanten
ab. Einer derselben kam dem Flüchtlinge sehr bald
auf die Spur, und holte ihn in Bar sur Aube
ein, als er eben Pferde wechseln wollte. Man fand
ihn in Gesellschaft des Abbé Barmond, eines Mit-
gliedes der Nationalversammlung, welcher ihm einen
Platz in seinem Wagen gegeben hatte. Beide wur-
den nach Paris zurückgeführt.

Von allen Ministern des Königs wurde schon seit

a) Man sehe oben, Band 3. S. 255. 295.
b) Ebendaselbst S. 296.

einiger Zeit, keiner mit solcher Wuth verfolgt, als Herr de St. Priest. In jeder Woche klagte ihn der Eine, oder der andere neugeschaffene Politiker, in Journalen, Zeitungen, oder fliegenden Blättern an. Die wahre Ursache dieser Verfolgung blieb Niemand unbekannt, der da wußte, wie sehr Mirabeau der Feind dieses Ministers war, dem man doch mit Recht Nichts vorwerfen konnte. Endlich wurden die Anklagen ernsthaft, als der geheime Untersuchungs-Ausschuß der Stadt Paris den Herrn de St. Priest öffentlich des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig erklärte, welches der Groß-Inquisitor der Staats-Inquisition, Brissot de Warwille, in folgenden Ausdrücken bekannt machte:

"Sintemahlen aus der Untersuchung erhellt, daß "der Herr Guignard de St. Priest, weit entfernt, strafbare Manövers von sich abzuweisen, oder "den Gerichten anzuzeigen, den Herrn de Bonne "Savardin sehr freundschaftlich aufgenommen, und "demselben noch andere, nicht weniger konstitutionswi-"drige Plane mitgetheilt hat; da ferner der Hr. Guignard "de St. Priest ohne Aufhören seinen Haß, und seine "Verachtung gegen die Nationalversammlung, und "gegen die von derselben beschlossenen, und von dem "Könige genehmigten Gesetze gezeigt hat: so hält der "geheime Untersuchungs-Ausschuß dafür: daß der "Herr Franziskus Emanuel Guignard de "St. Priest des Verbrechens der beleidigten Nation "anzuklagen sey."

Nach einer so förmlichen Anklage, die sein Leben

in Gefahr setzte, hielt Herr de St. Priest, es für [illegible] zu
diese nun nicht länger schweigen. Er schrieb daher
einen Brief an den Präsidenten der Nationalver-
sammlung, in welchem er die gegen ihn angebrach-
ten Beschuldigungen für niederträchtige Verleumdun-
gen erklärte, und eine so ungerechte Anklage, als die
Anklage des Schwärmers Marat war, mit Ver-
achtung von sich ablehnte.

Auch gab Herr de St. Priest bald nachher
eine vortreffliche Schrift zu seiner Vertheidigung her-
aus. Es sey, sagt er, ein besonderes Beispiel der
Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge, daß er, dem
im Monat Jul. 1789 die Nationalversammlung öf-
fentlich das Zeugniß gegeben habe, er verdiene ihre
Hochachtung und die Hochachtung der ganzen Na-
tion, nunmehr, im August 1790, als der Feind
der Nationalversammlung, und als ein Verräther des
Volks angeklagt werde. Die Ursache dieser auffal-
lenden Veränderung lasse sich nicht errathen. Die
Verfolgung gegen ihn habe im September 1789 an-
gefangen, gerade zu der Zeit, als die Verschwornen
den Plan zu dem Königsmorde machten. Damals
wurde Herr de St. Priest bey den Distrikten der
Stadt Paris angeklagt. Die Anklage ward unter-
sucht, man fand ihn unschuldig; und er wurde mit
dem ehrenvollsten Zeugnisse losgesprochen. Im
Oktober klagte ihn Mirabeau an, wegen einer Ant-
wort, die er angeblich den Pariser Bürgerweibern

gegeben haben sollte. a) Er erklärte sich darüber. Die Anklage wurde dem Untersuchungs-Ausschuß übergeben, und er erhielt keine Genugthuung. Im Mai 1790 klagte ihn Mirabeau abermals an, daß er, in Rücksicht auf den Aufruhr zu Marseille, die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht befolgt habe. Er aber bewies der Versammlung, am zweiten Junius, daß auch diese Anklage ungegründet sey. Nun wurde er abermals angeklagt. Und was für eine Anklage! Eine Anklage, die sich auf ein Tagebuch des Herrn Bonne Savardin gründet b). In diesem Tagebuche hat Herr Bonne eine Unterredung aufgezeichnet, welche er mit einem gewissen Jemand, der nicht genannt ist, gehalten zu haben vorgiebt.

Kaum hätte man, zu den Zeiten der Bastillen und der Richelieus, es wagen dürfen, eine solche Anklage vorzubringen. Jetzt aber wird dieselbe nicht nur vorgebracht, sondern, an den Tagen vor dem Bundesfeste, werden die schrecklichsten Pasquille, in der ganzen Stadt, ausgestreut, worin man den Pöbel auffordert, Hrn. de St. Priest zu ermorden; worin man die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs auffordert, daß sie, auf dem Märzfelde, die Entlassung aller Minister von dem Könige fordern sollen. "Wahrlich!" sagt Herr de St. Priest, "wenn ich nicht damals das "Schlachtopfer eines betrogenen Haufens geworden bin; "wenn nicht das allererhabenste Fest durch eine Mord-

---

a) Man sehe Band [illegible]

b) Man sehe Band 3. S. 296.

"that befleckt worden ist: so ist dieses gegen den Willen des Untersuchungs-Ausschusses geschehen." Die vorgebliche Verachtung der Nationalversammlung ist eine eben so unwahre als ungegründete Beschuldigung. Der Ausschuß bringt keine Beweise vor; er giebt weder Ort, noch Zeit, noch Gelegenheit, noch Umstände an. Eine solche Anklage würde vor jedem Gerichte in der Welt zurückgewiesen werden. Und wie kann man Jemand, wegen einer vertrauten Unterredung, einen Kriminalprozeß machen? Oder soll dieses die so gerühmte Freiheit seyn? Eine Staats-Inquisition, welche die innersten Geheimnisse einer Familie ausforscht; welche die vertrautesten Unterredungen aufschreibt! Dann befindet sich Frankreich wiederum in den Zeiten der Richelieus. Richelieu ließ den de Thou hinrichten, weil dieser eine geheime Unterredung ihm nicht hatte eröffnen wollen. Die Frankreicher befinden sich jetzt in eben der traurigen Lage, in welcher sich vormals die Römer, zu den Zeiten der Angeber, befanden. Es war ihnen nicht erlaubt, einen Verwandten, oder einen Freund zu haben; und, wegen eines Wortes, oder eines Blickes, der dem Tiberius verdächtig vorkam, wurden sie nach dem Schaffote geschleppt. So auch in Frankreich!

Die traurigen Folgen der demokratischen Grundsätze, welche die Nationalversammlung der französischen Nation predigte, und der von dem Volke so sehr mißverstandenen Bekanntmachung der Menschenrechte, fiengen indessen, in den Provinzen, immer mehr und mehr an sich zu zeigen. Am zwanzigsten Julius las der Fi-

nanzminister, Lambert, der Versammlung einen Bericht vor, worin er sagte: Es werde unmöglich seyn, den Finanzen länger vorzustehen, wenn nicht die Nationalversammlung Ordnung und Ruhe in dem Reiche herstelle. Aufruhr, Räubereien und übertriebener Freiheitsgeist, der Niemand gehorchen wolle, setzten (sagte er) im ganzen Reiche, der Einsammlung der öffentlichen Steuern unüberwindliche Hindernisse entgegen. Man suche das Volk zu überreden, daß wenn es sich hartnäckig weigere, die Steuern zu bezahlen, diese Steuern alsdann würden aufgehoben werden. Bei hellem Tage würden kontrebande Waaren, mit bewaffneter Hand, eingeführt. Das Volk beschütze die Schleichhändler, und die Bürgermiliz versage ihre Hülfe, weil dieselbe, wie sie sich ausdrücke, nicht gegen die Bürgern streiten wolle. An andern Orten würden die Mauth- und Zollbedienten ermordet, und die Mauthhäuser verbrannt und geplündert.

Zu Lyon wurden aufrührische Schriften ausgetheilt, welche das Volk ermahnten, sich der Bezahlung der Akzise zu widersetzen. Der Pöbel begab sich nach den Thoren, verjagte die Zolleinnehmer, und führte im Triumphe eine Menge akzisbarer Waaren in die Stadt ein. Der Bürgerrath der Stadt blieb dabei unthätig, und gab sich keine Mühe, diesen Unordnungen Widerstand zu thun. Am neunzehnten Julius bemächtigte sich der Pöbel eines Soldaten des Schweizerregiments Sonnenberg, und hängte denselben an den Laternenpfahl auf. Dreimal brach der Strick. Aber zum viertenmal ward er aufgehängt. Sein Leichnam

wurde in Stücken gehackt, und, mit kannibalischer Wuth, in den Straßen der Stadt herum geschleift. Niemand widersetzte sich diesen Grausamkeiten. Am sieben und zwanzigsten Julius versammelten sich abermals gegen zweitausend Handwerksgesellen, und zogen, in Begleitung des Pöbels, nach dem Rathhause, zu dem Zeughause, und dem Pulvermagazine. Die Bürgermiliz, vereinigt mit den Schweizern, zogen dem wüthenden Haufen entgegen. Es kam zum Gefecht, und von beiden Seiten wurden einige getödtet. Endlich ward der Pöbel durch die Soldaten zerstreut.

Zu Saint Etienne en Forez fiel ein schrecklicher Auftritt vor. Ein gewisser Berthead, dessen Rechtschaffenheit allgemein bekannt war, trieb einen kleinen Kornhandel. Am vierten August kaufte er auf dem Markte, zehen Scheffel Korn. Ein Weib zeigte dieses dem Pöbel an. Sogleich versammelte sich ein wüthender Haufe um ihn her. Der Pöbel beschloß ihn, ohne weitere Umstände, aufzuhängen. Herr Neyon, der Maire der Stadt, kam herbei und durch Bitten und Vorstellungen gelang es ihm, den Mördern ihr Schlachtopfer zu entreißen. Er ließ Herrn Berthead in das Gefängniß führen, und versprach, ihm seinen Prozeß zu machen. Aber der Haufe verlangte, mit rasendem Geschrei, den Tod des Unglücklichen. Die Bürgermiliz, welche einen Versuch machte sich zu widersetzen, wurde auf die Seite geworfen; die Thüren des Gefängnisses wurden aufgesprengt; der unglückliche Gefangene wurde herausgeschleppt, und auf die grausamste Weise gemißhandelt. Der Maire warf sich

vor

vor dem Pöbel, auf die Kniee, und bat flehend um Aufschub, nur bis zu dem folgenden Tage. Herr Bertheaud bot seinen Mördern sein ganzes, sehr beträchtliches Vermögen an, wenn sie ihm das Leben schenken wollten. Er bat, er weinte; aber vergeblich. Er verlangte einen Priester, um noch vor seinem Ende zu beichten. Auch dieses wurde ihm verweigert. Sie warfen sich über ihn, wie reissende Thiere; schlugen ihn mit Knütteln und mit Hammern todt. Ein Weib, welches bemerkte, daß er noch zuckte, schlug ihm, mit einem Hammer, einen grossen Nagel durch den Kopf, um ihn vollends umzubringen. Hierauf schleifte der Pöbel seinen Leichnam in der Stadt herum. Am folgenden Tage zogen sie vor das Haus eines Bäckers, um auch diesen ihrer Wuth aufzuopfern. Sie knüpften ihn an einen Baum auf. Aber die Bürgermiliz schnitt den Strick ab, und rettete ihm das Leben.

Zu Toulon machten die Arbeiter im Arsenale einen Aufstand, und zogen nach dem Rathhause. Herr de Castellet, ein Neffe des Herrn de Suffren, befand sich eben daselbst, um den Bürgereid zu schwören. Der Haufe bemächtigt sich seiner, schleppt ihn durch die Stadt, beschmiert ihn mit Koth, verwundet ihn mit Messern und Dolchen, und hängt ihn endlich auf. Einige Bürgersoldaten retteten ihn, blutig und zerschlagen, aus den Händen seiner Mörder.

Am ein und zwanzigsten Julius war ein Aufstand zu Ingrande, einer kleinen Stadt in Bretagne. In Begleitung der Matrosen, bemächtigte sich der Pöbel des Mauthhauses, plünderten dasselben, und

führte eine große Menge verbotener Waaren in die Stadt, ohne den Einfuhrzoll zu bezahlen.

Zu Schlettstadt, im Elsaß, war der Aufruhr noch größer. Bei der Wahl des Bürgerraths entstanden Streitigkeiten. Einige von den Unruhigsten wurden gefangen genommen, und verurtheilt, aufgehängt zu werden. Aber, vermöge eines Beschlusses der Nationalversammlung, vom achten Junius, erhielten sie ihre Freiheit wieder. Bald nachher entstanden neue Unruhen. Der Maire der Stadt, den man seines Amtes entsetzen wollte, erklärte seine Erwählung für gültig, und ließ, auf dem öffentlichen Marktplatze, einige Galgen aufrichten, um die Widerspenstigen sogleich daran hängen zu lassen. Die in Garnison liegenden Regimentern empörten sich; man sandte, aus den benachbarten Städten, andere Truppen dahin. Aber diese waren kaum angekommen, als sie schon mit den übrigen gemeine Sache machten. Auch die Bürgermiliz gesellte sich zu ihnen. Das Arsenal wurde von den Aufrührern erobert, die Thore desselben wurden aufgesprengt, und die Waffen herausgenommen. Die Sturmglocken wurden geläutet. Der Pöbel lief durch die Straßen und schrie: "Keinen Bürgerrath! "Weg mit der Nationalversammlung!" Der Maire der Stadt ließ, auf dem Marktplatze, zwischen die aufgerichteten Galgen einen Tisch bringen, setzte sich dabei, und nöthigte Alle diejenigen, welche ihm nicht gewogen waren, einige Artikel zu unterschreiben, und seine Wahl für gültig zu erklären.

Zu St. Aubin in Lothringen, und an andern Or-

ten, wurden die königlichen Kouriere angehalten, und ihre Depeschen geöffnet.

Vorzüglich groß war die Unordnung in der Armee. Am sechsten August kam der Kriegsminister vor die Versammlung, und sagte:

»Zufolge der Beschlüsse der Nationalversammlung, habe ich mich damit beschäftigt, Plane zu »einer neuen Einrichtung des Militairs zu entwerfen. »Aber der König, welcher überzeugt ist, daß Ordnung und Unterwürfigkeit vor allen neuen Einrichtungen vorhergehen müsse, hat mir aufgetragen, »Ihnen von den schrecklichen Ausschweifungen der »Soldaten, und von dem Ungehorsam Nachricht zu »geben, der unter der Armee allgemein geworden ist. »Die Soldaten halten unter sich Ausschüsse und Klubs. »In dem Regimente Poitou hat ein solcher Klub »den Beschluß gefaßt, ihren Obersten im Arreste zu »halten. In einem andern Regimente haben die »Soldaten beschlossen, einen, von dem Könige ernannten Offizier, nicht anzuerkennen. Täglich kommen zu mir Soldaten, welche mir die Beschlüsse »ihrer Klubs kund thun. Zu Straßburg haben sich »sieben Regimenter mit einander vereinigt, und beschlossen, den Befehlen des Königs nicht zu gehorchen. Eilen Sie, meine Herren, diesen Unordnungen Einhalt zu thun. Der Soldat darf keinen andern Willen haben, als den Willen seines Chefs. »Wenn derselbe den Befehlen nicht gehorcht: so wird »die Armee unnütz gegen äussere Feinde, und gefährlich für die Ruhe des Innern. Beinahe in allen

"Regimentern fordern die Soldaten die Kasse des
"Regiments, und theilen unter sich das Geld. Der
"Soldat hat jetzo weder Gesetze noch Richter.
"Geben Sie ihm, sobald als möglich, die einen so
"wohl als die andern."

Zu Metz erregten die daselbst in Garnison liegenden Regimenter einen grossen Aufstand. Sie verlangten das Geld der Regimentskasse unter sich zu theilen. Man gab ihnen einen Theil desselben. Aber damit waren sie noch nicht zufrieden. Am siebenten August versammelten sie sich, und forderten mit Ungestüm noch mehr Geld. Der Pöbel vereinigte sich mit den Soldaten. Sie bemächtigten sich des Herrn Depont, dessen hohes Alter ihm nicht erlaubte zu fliehen. Sie beschimpften ihn, schlugen ihn, schleppten ihn durch die Strasse, und nöthigten ihn endlich, eine Verschreibung von tausend Louisdors auszustellen. Die Bürgermiliz zog gegen die Aufrührer, und entriß ihnen nach vieler Mühe den Herrn Depont, den Sohn des Hrn. de Bouille, welchen sie umbringen wollten, und noch einige andere Personen. Das Kriegsgesetz wurde bekannt gemacht, die rothe Fahne ward auf dem Rathhause aufgesteckt, und die Kanonen vor dem Rathhause wurden geladen. Der Bürgerrath erklärte die dem Herrn Depont abgenöthigte Verschreibung für null und nichtig. Die Ruhe war hergestellt; aber wenige Tage nachher versammelten sich die Aufrührer abermals. Sie wollten sich der Regimentskasse mit Gewalt bemächtigen. Hr. de Bouille erschien, umgeben mit

den Offizieren. Mit dem Degen in der Hand rief er den Aufrührern zu: "Es giebt keinen andern "Weg zu der Regimentskasse, als über meinen Leich- "nam." Die Grenadiere luden ihre Gewehre, und schlugen auf ihn an. "Drückt los!" rief er ihnen zu. Diese Unerschrockenheit war ihnen unerwartet, und sie gaben ihren Vorsatz auf. Indessen sahen sich doch die Offiziere genöthigt, unter die Soldaten, um sie zu befriedigen, 12,000 Livres auszutheilen.

Nicht weniger groß waren auch die Unordnungen unter den Seesoldaten und den Matrosen, so wie auch unter den Truppen in den Kolonien. Der Minister des Seewesens theilte diese traurige Nachricht der Nationalversammlung, am fünften August, mit. Die Kriegsschiffe, welche, auf Befehl des Königs, nach ihren Stationen ausgelaufen waren, mußten, auf Befehl der Matrosen, wieder nach Frankreich zurückkommen, und zwar zu einer Zeit, in welcher die ganze Spanische und Englische Flotte bewaffnet, und zum Auslaufen bereit war.

Seit der Zurückkunft des Herzogs von Orleans wurde die Stadt Paris, welche vorher sehr ruhig gewesen war, abermals unruhig. Alle die Kunstgriffe, deren man sich, im Julius und im Oktober 1789, bedient hatte, um das Volk aufzuwiegeln, wurden abermals angewandt. Schon am fünfzehnten und sechszehnten Julius versammelten sich sehr viele Menschen im Palais Royal, und aufrührische Schriften wurden ausgetheilt, welche das Volk zum Morden anreizten. In den folgenden Tagen nahm

die Gährung zu. Proskriptionslisten wurden ausgetheilt. Man sprach davon, die Minister des Königs anzuklagen; nachher stimmte man, sie in Verhaft zu nehmen; und endlich wurde allgemein beschlossen, sie zu ermorden. Hiebei blieben die Aufwiegler nicht stehen. Sie verlangten, daß auch die Königinn, die königliche Familie, Hr. Bailly, Hr. la Fayette, und die ganze rechte Seite der Nationalversammlung, ermordet werde. Als, am 27. Julius, die Nationalversammlung ihre Abendsitzung anfing, waren die Thuillerien ganz mit Menschen angefüllt, und aus dem Haufen erschallte ein fürchterliches Geschrey: "Verjagt die Minister, oder wir bringen "Euch noch diesen Abend ihre Köpfe!" Ich war mitten unter dem Haufen dieser rasenden Mörder, und niemals habe ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Der Plan wurde gemacht, die Köpfe der Minister sogleich zu holen, und der Versammlung in den Saal zu bringen. Aber die Wachsamkeit des Hrn. de la Fayette verhinderte die Ausführung eines so schrecklichen Vorhabens. Er kam, an der Spitze der Bürgermiliz, und zerstreute diesen Haufen blutdürstiger Tyger.

Die Methode, deren man sich bediente, um das Volk aufzuwiegeln, war folgende. Acht bis zehen Männer, welche dafür bezahlt wurden, stellten sich zusammen, im Palais Royal, oder in den Thuillerien. Einer von ihnen hielt eine laute Anrede an die übrigen, mit verstellter Heftigkeit. Einige Vorübergehende blieben aus Neugierde stehen, und hörten

dem Adel zu. So vergrößerte sich allmählig der Haufe. Sobald die Aufwiegler merkten, daß dieser Haufe gehörig gestimmt war, schlichen sie sich weg, und fiengen, auf einer andern Stelle, auf dieselbe Weise, wiederum von neuem an. Nach einiger Zeit wenn die Köpfe aller dieser Leute hinreichend erhitzt waren, kamen, wie von ungefähr, der Herzog von Orleans, Mirabeau, Barnave, oder andere bekannte Patrioten; fragten, mit verstellter Neugierde, was die Ursache des Zusammenlaufens sey? hielten eine kurze Rede, riethen die heftigsten Maaßregeln, und giengen alsdann weiter. Auf diese Weise konnten die Demagogen, in einem Abende, mit acht bis zehn Louisdors, einige tausend Menschen verleiten, wozu sie wollten a).

Nachdem das Vorhaben, die Minister ermorden zu lassen, den Demagogen nicht gelungen war, suchten sie das Volk durch einen andern Gegenstand in Wuth zu bringen. Die Assignate verloren gegen das baare Geld sechs bis sieben Prozent. Nun suchten die Aufwiegler das Volk zu bereden, diese Seltenheit des baaren Geldes sey eine Folge der Geldhändler, und wenn man einige dieser Geldverkäufer im Palais Royal aufhienge, so würde nachher Geld im Ueberflusse vorhanden seyn. So wurden die Gemüther

---

a) Sans le brave La Fayette et ses dignes soldats, il n'en couteroit plus que *six francs* pour faire pendre et déchirer l'homme le plus illustre, le citoyen le plus irréprochable, le patriote le plus vertueux. *Discours de M. Dupont.* 31 Août, 1790.

gestimmt. Am 30. Julius kam ich des Nachmittags nach dem Palais Royal. Der ganze Platz war mit Menschen angefüllt, und die Gährung war fürchterlich. Ich mischte mich unter den Haufen, und kaum hatte ich noch mit meinen Nachbarn einige Worte gesprochen, als schon der ganze Haufe, von einigen Anführern geleitet, aufbrach, in der Absicht, der Geldhändler sich sogleich zu bemächtigen, und dieselben aufzuhängen. Mit dem fürchterlichen Geschrei: "An die Laterne! An die Laterne!" brachen sie auf: und wer nicht mitgieng, der wurde fortgestoßen. Außen, vor dem Palais Royal, ist an der Ecke ein sehr großes Gewölbe, in welchem ein Krämer seidene Strümpfe verkauft. Dieser Mann wurde wegen Geldwuchers angeklagt; und sogleich beschlossen die Anführer des Haufens, mit ihm die Hinrichtungen anzufangen. Der Krämer befand sich in seinem Gewölbe, und verkaufte, ganz unbesorgt, seidene Strümpfe, als der rasende Haufe sein Haus umringte, und das schreckliche Todesgeschrei: "An die Laterne! An die Laterne!" in seinen Ohren ertönte. Ich wurde durch den Haufen fortgestoßen, und befand mich in einem der ersten Glieder. Dadurch hatte ich Gelegenheit den Mann zu sehen, wie er auf einmal todtenblaß wurde, wie alle seine Glieder zitterten, und wie der Todesschweiß auf seiner Stirne stand. Man machte Anstalt ihn aufzuknüpfen, als Hr. Bailly in seinem Wagen erschien. Er bat um das Leben des Mannes, er flehte, er weinte; aber alles war vergebens. Da erschien Hr. la Fayette mit der Bür-

gerichtet? kaum, in weniger als einer Minute, war der Pöbel auseinander, und das Leben des Mannes war gerettet.

Auch die demokratischen Schriftsteller trugen dazu bei, die Wuth des Volkes auf den höchsten Grad zu stimmen. Ihre Frechheit war grösser als jemals. Am 26. Julius gab der berüchtigte Marat ein außerordentliches Blatt seines Journals, der Volksfreund, heraus, mit dem Titel: Wir sind verloren. Er klagte den Minister St. Priest an, und schloß mit folgenden schrecklichen Worten:

„Ihr, meine Mitbürger, von jedem Alter und Range, wißt, daß die Beschlüsse der Nationalversammlung Euch vor dem Untergange nicht retten werden. Wir sind auf immer verloren, wenn Ihr nicht Euch bewaffnet, wenn Ihr nicht noch einmal jenen Heldenmuth zeigt, welcher, am 14. Julius, und am 5. Oktober, zu zwei verschiedenen malen, Frankreich gerettet hat. Eilt nach St. Cloud, jetzt, da es noch Zeit ist, bringt den König und den Dauphin in Eure Mauren, bewacht sie wohl, und behaltet sie als Geiseln. Sperrt die Oestreicherinn mit ihrem Schwager ein, damit sie keine Verschwörungen mehr gegen Euch anzetteln können. Bemächtigt Euch aller Minister, und ihrer Sekretaire, und schließt sie in Ketten. Nehmt den Hrn Maire und seine Gehülfen gefangen. Laßt den General-Kommendanten nicht aus den Augen, und gebt seinen Staabsoffizieren Arrest. Bemächtigt Euch aller Magazine und Pulvermühlen. Eilt, eilt, jetzt

"da es noch Zeit ist, sonst werden zahlreiche Legionen auswärtiger Feinde über Euch kommen, und der Despotismus wird fürchterlicher werden als jemals. Fünf bis sechshundert abgeschlagene Köpfe würden Euch auf immer Ruhe, Freiheit und Glück zugesichert haben. Eine übelverstandne Menschlichkeit hat Euren Arm gelähmt, und Eure Streiche aufgehalten. Diese Menschlichkeit wird Millionen Eurer Brüder das Leben kosten. Wenn Eure Feinde triumphiren, so werden Ströme von Blut fließen. Sie werden Euch ohne Mitleid umbringen; sie werden Euren Weibern den Bauch aufschneiden; und damit die Liebe zur Freiheit unter Euch auf immer ausgelöscht sey, so werden ihre blutdürstigen Hände in den Eingeweiden Eurer Kinder wühlen, und aus denselben das Herz heraus reißen."

Wen schaudert nicht bei dieser entsetzlichen Stelle, die nur ein Unmensch zu schreiben im Stande war!

Um diesen Mißbräuchen der Preßfreiheit Einhalt zu thun, hielt Hr. *Malouet* in der Nationalversammlung folgende vortreffliche Rede:

"Stellvertreter einer großen Nation, wie Wir sind, haben keine dringendere Angelegenheiten, als grosses Verbrechen zuvor zu kommen, und die Ursachen und Urheber derselben zu erforschen. Unstreitig würden Sie schaudern, meine Herren, wenn Sie, in diesem Augenblicke, zuverläßig erfahren sollten, daß einer oder mehrere Bösewichter, sich bemühten, *den König in Verhaft zu nehmen, die königliche Familie in das Gefängniß zu werfen;* die

die ersten Magistratspersonen, und die Häupter der Bürgermiliz in Ketten und Bande zu schließen, und den Tod von fünf bis sechshundert Personen zu verlangen. Wahrlich, meine Herren, vor Euren Augen, vor dem Eingange Eures Versammlungssaales macht man solche blutdürstige Plane; vor Euren Augen wird das Volk zum Morden aufgefordert, zu den Waffen gerufen, zur Wuth angehetzt. Hier sehen Sie die Schrift, welche ich anklage. Sie ist unterschrieben: Marat.

(Auf der linken Seite des Saales entstand ein lautes Gelächter.)

"Kaum kann ich mir vorstellen, daß hier, in dieser Versammlung selbst, über das öffentliche Unglück gespottet werden sollte; denn, was ich Ihnen anzeige, ist die Umwerfung aller Gesetze. Die Freiheit geht verloren, und die Konstitution mit derselben, wenn solche Greuelthaten ungestraft bleiben. Leider! meine Herren, beweist die traurige Unempfindlichkeit, mit welcher wir die Anarchie ertragen, und die Nothwendigkeit, Sie recht dringend bitten zu müssen, daß Sie auf die Gefahr, welche dem gemeinen Wesen droht, achten mögen, schon zu sehr, daß wir der Anarchie schon gewohnt sind. — Wie, meine Herren, während einer dieser sträflichen Schriftsteller dem theuren und geheiligten Oberhaupte des Staates droht, und einen Theil der Nation auffordert, den andern Theil zu ermorden; während dieser Zeit streut sein treues Mitgehülfe Camille Demoulins, von der Hauptstadt bis in die entferntesten Gegenden des Reiches,

seine treulosen Rathschläge und seine blutdürstigen Lehren aus. Dieser hat den merkwürdigen Zeitpunkt des 14. Julius gewählt, um aus dem Könige und aus der königlichen Würde einen Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu machen. Jenes rührende Schauspiel der Liebe und der Treue, welches noch unsern Gemüthern gegenwärtig ist; jene innige Vereinigung aller Frankreicher mit ihrem Könige, erweckt in ihm weiter keinen Gedanken, als den Gedanken der Insolenz des Thrones und des exekutiven Lehnstuhls. Durch eine schreckliche Anspielung vergleicht er die Prozession der Abgesandten zum Bundesfeste mit dem Triumphe des Paulus Emilius. Er wünscht den Römern Glück dazu, daß sie, hinter dem Konsul, den König von Mazedonien, mit auf den Rücken gebundenen Händen, haben einherziehen sehen. „Auf den Rücken gebunden," sagt er, „waren die Hände, welche so viele Verhaftbriefe unterzeichnet hatten." Diejenigen, welche in der Person des Monarchen die Majestät der Nation verehren, nennt er Sklaven und verbrecherische Menschen. Können Sie noch zweifeln, meine Herren, daß eine so freche Ausgelassenheit schwachen [illegible] Furcht einjage, und sie befürchten mache, daß sie für Anhänger des Despotismus ausgeschrieen werden, wenn sie das konstitutionsmäßige königliche Ansehen vertheidigen? Und doch kann dieses Ansehen allein, in einem so großen Reiche, die Freiheit und das Gesetz gegen die Unternehmungen der Partheimacher vertheidigen. — Doch, dieses ist noch nicht alles. Die vorgeblichen

Freunde der Freiheit wollen eine Freiheit ohne Gesetze, und ohne Abgaben. Sie wiegeln das Volk auf, die Abgaben nicht zu bezahlen. Das heißt: sie laden das Volk ein, Euer Werk zu zerstören, Euer Werk auf eine schreckliche Weise zu zerstören. "Die Römer," sagt Desmoulins, "hatten Recht sich zu freuen, als "sie, während des Triumphzuges des Paul Emils, "ausrufen hörten: das römische Volk wird keine Ab"gaben mehr bezahlen, keine Salzsteuer, keine Kopf"steuer, und keinen zwanzigsten Pfennig." — So wagt er es, das Nationalfest mit dem Triumphe des Paulus Emilius zu vergleichen. Solche Rathschläge und solchen Unterricht geben die Freunde des Volkes dem Volke. — Folglich werden sie, nachdem alle diejenigen ermordet sind, welche sie dem Volke als Feinde der neuen Gesetze darstellen, alsdann demselben auch diejenigen als Tyrannen vorstellen, welche, so wie wir, dafür halten, daß die öffentliche Wohlfahrt von dem Gehorsam gegen die Gesetze, und von Bezahlung der Abgaben abhange. — Ehe ich zu Ihnen kam, habe ich mich zu den Magistratspersonen begeben. Ich habe denselben diese sträflichen Schriften gebracht, und habe, als Stellvertreter der Nation, ihre Rache aufgefordert. Aber, wie soll ich den Eindruck beschreiben, welchen die Traurigkeit, das Erschrecken und die Verwirrung der Richter auf mich gemacht haben! Aus ihren Reden konnte ich hören, aus ihren Gesichtern konnte ich lesen, wie ohnmächtig jetzt die Gesetze sind. Ihnen, meine Herren, solche große Uebel anzeigen, heißt dieselben tilgen. Die [illegible] [illegible], daß

wahnsinnige Menschen die Konstitution und die Frey-
heit verläumden; sie können nicht zugeben, daß diese
Konstitution, welche uns einen König und eine monar-
chische Regierungsform zusichert; den König und die
Regierungsform zu vertheidigen nicht mächtig genug
seyn solle. Was! Wir hätten die Rechte der Menschen
nur darum bekannt gemacht, damit die Verletzung
dieser Rechte desto deutlicher in die Augen falle!
Menschlichkeit, Gleichheit, Gerechtigkeit, wären in
Euren Beschlüssen, und Grausamkeit in unsern Sit-
ten! Erschrocken wird Europa glauben, die Grund-
sätze und die Denkungsart eines Demoulins, seyen die
Grundsätze der Frankreicher! Möchten doch alle recht-
schaffenen Bürger des Staates sich gegen diese Feinde
des öffentlichen Wohls vereinigen, deren Federn und
deren Hände vom Blute triefen!

Diese Rede machte einen tiefen Eindruck auf die
Versammlung: Niemand lachte jetzt mehr: sondern
die meisten schauderten. Indessen wurde die Berath-
schlagung darüber noch um einige Tage aufgeschoben.
Die Orleanische Parthey und die Demokraten waren
über diese Rede sehr aufgebracht. Sie nahmen die
Schriftsteller in Schutz, die ihnen dienten um das
Volk zu stimmen. Man sprach in Paris von nichts
anders, als von Einschränkung der Preßfreiheit, wel-
che man eine schreckliche Barbarei nannte. Der Pö-
bel nahm alle die angeklagten Schriftsteller, Marat,
Demoulins, Carra, Garat, Brissot, Loustal-
lot u. s. w. unter seinen Schutz, und erklärte diese

in seiner an die Nationalversammlung gesandten Zuschrift.

Sonntags, am ersten August, fieng die Berathschlagung über diesen wichtigen Gegenstand an, und am zweiten August wurde dieselbe fortgesetzt.

Zuerst ward ein Brief von Demoulins vorgelesen, in welchem er, von der Versammlung Gerechtigkeit, und vom Hrn. Malouet, seinem Ankläger, Genugthuung forderte. Nach Ablesung dieses Briefes wurde von der linken Seite lauter Beifall geklatscht. Hr. Malouet stand auf, und sagte:

"Ich fürchte mich weder vor gewissen Drohungen, noch vor gewissen Beifallsbezeugungen. Als ich, am vorigen Sonnabend, in diese Versammlung kam, gab man mir, am Eingange dieses Tempels der Gesetze, die Schrift: Wir sind verloren, an. Ich habe sie Euch hergebracht, ich habe sie Euch vorgelesen, und ihr alle habt vor Schrecken gezittert. Ist es denn seither zweifelhaft geworden, ob es ein Verbrechen, eines der größten Verbrechen sey, das Volk zum Aufruhr, zum Blutvergießen, zum Umwerfen aller Ordnung aufzuwiegeln? In welcher menschlichen Gesellschaft, unter welcher Horde von Wilden und Barbaren, könnten solche Verbrechen ungestraft bleiben? Wenn Menschen dieser Art hier Vertheidiger finden; so verlange ich, daß diese Vertheidiger aufstehen, und dann will ich sie selbst anklagen. Camille Demoulins fordert Genugthuung. Er will die Gültigkeit meiner Anklage nicht anerkennen. Das begreife ich leicht: denn so sprechen alle Angeklagten,

Aber hier, hier habe ich seine verfänglichen Schrift in der Hand. Ich will sie vorlesen. Wird er sich unterstehen wollen, dieselbe zu vertheidigen.

Ja! ich darf mich unterstehen! rief ein Mann, auf der Gallerie, unter den Zuschauern, der neben mir saß; und dieser Mann war Camille Desmoulins.

Eine so auffallende, der Versammlung zugefügte Beleidigung verursachte unter den Mitgliedern eine heftige Bewegung des Unwillens. Sehr viele verlangten, daß der Präsident den Desmoulins sogleich solle in Verhaft nehmen lassen. Die linke Seite hingegen entschuldigte ihn. Herr Robespierre, Desmoulins Freund, hielt eine Rede zu seiner Vertheidigung. Der Präsident befahl, den Desmoulins in Verhaft zu nehmen. Er hörte es, und schlich sich weg. Die Bedienten sagten dem Präsidenten, er sey nicht zu finden. Aber bald nachher kam er wieder auf die Gallerie, setzte sich an die Stelle welche er verlassen hatte, und blieb ungestört zugegen, bis an das Ende der Sitzung.

Nach einigen tumultuarischen Debatten, welche die Hauptsache sehr wenig angingen, trat Hr. Pethion auf, vertheidigte die uneingeschränkte Preßfreiheit, und entschuldigte sogar die Ausgelassenheit und Frechheit der Presse. "Was! rief er aus. Ihr wollt Euren Beschlüssen eine rückwirkende Kraft geben! Wie ungerecht ist dieses Verfahren! Wißt Ihr nicht, der Zustand einer Revolution sey ein unruhigen Zustand. Wenn ein großes Volk sich empört,

"oder, so [illegible] diese Empörung zu be-
"günstigen a). Ihr selbst, Ihr habt sie gebilligt,
"Ihr habt sie durch Eure Beschlüsse begünstigt.
"Und nunmehr wollt ihr, heute, eben diese Schrift-
"steller verfolgen, denen Frankreich seine Wohlfahrt
"verdankt."

Die größte Anzahl der Mitglieder der Versamm-
lung bebten zurück, vor Schrecken und Unwillen,
als sie so [illegible] Grundsätze hörten. Ein klei-
ner Theil bewilligte dem Herrn Pethion lauten
Beifall zu. Hr. de Bonnay, welcher besorgt war,
daß diese Lehre, welche jetzt zum erstenmal, so gerade
zu, von dem Rednerstuhle vorgetragen wurde, nach
mehrere Anhänger finden möchte, drang darauf, daß
gestimmt werden sollte. Hr. Malouet sprach noch
einmal.

"Jede Schrift" sagte er "welche bloß allein Mei-
"nungen über Personen oder über Sachen vorträgt,
"kann nur in den Augen eines Despoten ein Verbrechen
"seyn. Aber jede Schrift, welche eine sträfliche That em-
"pfiehlt, kann nur von Mitschuldigen vertheidigt, oder
"tolerirt werden. Wenn die Schriftsteller, welche das
"Volk auffordern zu morden oder an die Laterne
"zu hängen, nicht als Mörder behandelt werden; so
"giebt es weder Freiheit, noch Gesetze, noch gesellschaft-
"liche Sitten; so ist die beschlossene Konstitution weiter
"nichts als eine rednerische Formel; und das Gesetz des

[illegible] dans l'insurrection d'un grand peu-
ple, de favoriser cette insurrection.

»Staaten ist niemals [illegible]. Derjenige,
»welcher einen Staatsbürger, wegen seiner politischen
»Meinungen, in übeln Ruf zu bringen sucht, ist vielleicht
»nur ein Wahnsinniger. Aber diese [illegible]
»Patrioten, welche den Gebrauch der Laternen und
»der Dolche über das ganze Königreich eingeführt haben,
»sind an allen begangenen Mordthaten Schuld. Und
»wenn es ein Land gäbe, dessen Konstitution sie be-
»schützte, so würden sie bald diese Konstitution selbst
»ausrotten. — Entweder die Revolution ist geen-
»digt, oder sie ist es nicht. Im ersten Falle kann man
»nicht genug eilen, um allen [illegible] den Genuß
»der wohlthätigen Freiheit zu verschaffen, von welcher
»sie bis jetzt noch nichts als die stürmische Seite kennen
»gelernt haben. Alle Maaßregeln müßten dahin ab-
»zwecken, die Feindschaft zu beruhigen und auszulöschen;
»und man sollte trachten, die neue Regierungsform
»durch ihre Sanftheit, und durch die Sicherheit, welche
»dieselbe dem Staatsbürger verschaft, wenigstens erträg-
»lich zu machen. Ist hingegen die Revolution noch
»nicht geendigt, hat dieselbe noch mächtige Feinde; wie
»ungeheuer ist nicht, in diesem Falle, die Thorheit,
»wie außerordentlich die Verblendung derjenigen, die
»da glauben, daß Pasquillanten und Mörder, Auf-
»ruhr und Gewaltthätigkeiten aller Art, zu den Stützen
»der guten Sache gehörten? Was wollt Ihr den tu-
»gendhaften Männern antworten, die da zu Euch sa-
»gen: Wenn dieses die Grundsätze sind, auf welche
»Eure Revolution gebaut ist, so habe ich vor derselben
»einen Abscheu; [illegible] sie, und ich werde einer ihrer

"eifrigsten Anhänger seyn. Glauben Sie nicht, meine "Herren, daß man die Stimme der Rechtschaffenen beständig werde ohnmächtig erhalten können. Zuletzt "werden sich, um dieselben, alle Wohldenkende vereinigen, welche aufrichtig Freiheit wünschen, aber welche die Anarchie verabscheuen, die dadurch noch immer "verlängert wird, daß alle Bösewichter ungestraft "bleiben."

Diese vortreffliche Rede eines Mannes, dessen moralischer Karakter über alle Verleumdung erhaben ist, machte keinen Eindruck. Herr Dupont und Herr Garnier der ältere, welche sprechen wollten, ließ man gar nicht zum Worte kommen, und ein heftiger Demokrat, Hr. Cottin, rief aus: "Wir wollen den "Saal nicht verlassen, ehe wir nicht unsere Meinung "durchgesetzt haben!" Endlich wurde beschlossen, daß, die Schrift des Marat ausgenommen, alle andere Schriften keine Strafe verdienten.

Marat wurde aber weder gefangen genommen noch gestraft. Vielmehr schrieben, seit diesem Tage, Demoulins und Marat noch frecher als vorher. Am 22. August forderte der letztere das Volk auf, und gab den Rath, in den Thuillerien acht hundert Galgen aufzurichten. Hr. André zeigte dieses der Versammlung an. Hr. Malouet stand auf, und las die Stelle vor, welche lautet wie folgt: "Wenn die schwarzen Aristokraten, und die brandigen und erzbrandigen "Minister, frech genug sind die Armee zu verabschieden; "dann, Mitbürger, dann richtet, in den Thuillerien, "acht hundert Galgen auf, und hängt an dieselben alle

"diese Verräther!" Herr Malouet verlangte, daß der Maire von Paris Befehl erhalten solle, diesen Galgenaufrichter gefangen nehmen zu lassen.

Mirabeau bat die Versammlung, solche im Rausche geschriebene Schriften zu verachten. "Marat," setzte er lachend hinzu, "hat sich an den Schwarzen vergangen. "Meine Meinung ist daher, daß man die Anklage an "die Richter in Senegal weise!" Die linke Seite der Versammlung klatschte ihm Beifall zu, und dieser Sache wurde nicht weiter gedacht.

Am 21. Julius übergab Herr Necker der Nationalversammlung die Rechnung der Ausgaben, von dem ersten Mai 1789 bis zu dem ersten April 1790. In seiner Vorrede zu dieser Jahrrechnung schloß er auf folgende Weise a): "Ich kann nicht für die arithmetische Ge-"nauigkeit aller Unterabtheilungen einer Rechnung ste-"hen, die ich nicht selbst gemacht habe. Aber ich bin "wenigstens Bürge für den moralischen Theil derselben, "das heißt, für die gerechte und weise Anwendung der "Kapitalien, welche mir anvertraut waren. Indessen "bin ich doch für nichts verantwortlich, weil ich niemals Etwas anders als auf allgemeine oder besondere Be-

---

a) *Je ne puis répondre de l'exactitude arithmétique de toutes les subdivisions d'un* compte, que je n'ai pas formé moi-même, *mais je suis garant de la partie morale,* c'est-à-dire, du juste et sage emploi des fonds dont j'ai eu l'administration. Je ne suis cependant comptable en aucune chose, puisque je n'ai jamais rien fait payer, qu'en vertu des ordres, généraux ou particuliers du Roi.

"feßle des Königs," habe bezahlen lassen." Diese son-
derbare Stelle fiel Jedermann auf. "Was heißt das"
sagte man "eine Rechnung, für deren arithmeti-
"schen Theil der Verfasser nicht steht? Und was ist der
"moralische Theil einer Rechnung? Und wie kann
"man für diesen moralischen Theil stehen, und doch für
"Nichts verantwortlich seyn wollen?" In der That
enthält diese Stelle das allersonderbarste Gallimathias,
das vielleicht jemals aus der Feder eines Staatsmini-
sters geflossen ist.

Am 25. Julius verlangte Herr Necker von der
Nationalversammlung abermals 95 Millionen Livres.
Hiebei fiel der Versammlung auf, daß der Minister
gerade soviel nöthig zu haben vorgab, als wirklich vor-
handen war. Denn von den 400 Millionen Livres As-
signaten, welche die Versammlung hatte ausgehen las-
sen, waren 170 Millionen an die Diskontokasse bezahlt,
und 135 Millionen Herrn Necker, in verschiedenen
Terminen, bezahlt worden. Gab man also dem Finanz-
minister noch die 95 Millionen, die er jetzo verlangte,
so waren die 400 Millionen Livres verzehrt, und die
Nationalkasse abermals leer.

Hr. Camus fragte: "Was ist denn aus den eilf
"Millionen Livres Ueberschuß geworden, welche der
"Minister vor zwei Monaten zu haben vorgab? a)"

Ehe man noch dem Hrn. Camus auf diese Frage
antworten konnte, erhielt der Präsident der Versamm-
lung einen Brief vom Herrn Necker, welchen er der

a) Man sehe Band 3. S. 357.

Versammlung sogleich vorlas. Aus diesem Briefe erhellte, was freilich jeder aufmerksame Beobachter der französischen Finanzangelegenheiten schon vorher vermuthet hatte, daß nemlich jener vorgebliche Ueberschuß von eilf Millionen, so wie alle Ueberschüsse in den Rechnungen des Herrn Necker, bloß erdichtet gewesen war, um dem königlichen Schatze einen künstlichen Kredit zu verschaffen. An Großsprecherei hat noch kein Finanzminister den Herrn Necker übertroffen. Er hatte niemals Geld im Schatze, er war immer in bedrängten Umständen; aber er sah immer die Zeiten des Ueberflusses in einiger Entfernung, und stellte beständig der französischen Nation ein Ziel vor, das er wieder weiter wegrückte, je näher sie demselben zu kommen schien. Er nährte immer die Hofnung, und setzte ganz Europa herrliche Schaugerichte vor, die sich in Luft auflösten, wenn man sie genießen wollte. So auch diesmal. Er that sehr kläglich. Er bedauerte, daß seine Hofnungen seyen getäuscht worden, daß die Auflagen nicht bezahlt würden, daß die Ausgaben zunähmen, und daß, statt des gehofften Ueberschusses, ein beträchtliches Defizit vorhanden sey. Hr. Necker mag ein sehr rechtschaffener Mann seyn; aber aufrichtig ist er nicht! Er spricht niemals wie er denkt.

Als Hr. Necker bemerkte, daß das Geld zu Ende war, und daß er bald über eine leere Kasse die Verwaltung haben würde, da wünschte er seinen Posten zu verlassen. Er schrieb daher, am ersten August, an die Versammlung: "Ich bin, ich muß "es gestehen, sehr betrübt, und werde es täglich

„[illegible] aber, daß zufolge Ihrer Be-
„[illegible], meine Dienste nunmehr unnütz
„sind, und daß, unter der Menge von Arbeiten,
„meine Kräfte erliegen, so wie auch unter den Un-
„ruhen, die ich leide, und den Unannehmlichkeiten al-
„ler Art, denen man mich aussetzt, so verlange ich
„dermalen Ruhe zu finden, und mich auf immer
„von der Welt und den Geschäften zu entfernen.“

Was aber das noch übrige Ansehen des Hrn. Necker endlich gänzlich zernichtete, das war ein Brief, den er, am 17. August, an die Nationalversammlung schrieb. Dieser Brief betraf einen Beschluß der Nationalversammlung über die künftige Einrichtung der Pensionen und Gnadengehalte. Hr. Necker zeigte an: der König habe den Beschluß genehmigt, aber ihm (Hrn. Necker) befohlen, der Nationalversammlung einige Abänderungen des genehmigten Beschlusses vorzuschlagen. Dieser Brief war in einem Tone abgefaßt, welcher den Stellvertretern des französischen Volks sehr empfindlich seyn mußte. Hr. Necker sprach, als wenn er selbst König wäre. Auch wies die Versammlung den Vorschlag des Hrn. Necker auf die allerverächtlichste Weise ab, mit der sie nur einen Vorschlag abweisen kann. Sie beschloß nemlich: zu der Ordnung des Tages überzugehen, daß heißt: zu verfahren, als wenn der Brief des Herrn Necker gar nicht wäre vorgelesen worden. Dieser Brief war überhaupt eine Handlung, welche von der Eitelkeit des Hrn. Necker ein neuer Beweis war, einer Eitelkeit, die [illegible] so viel unverzeihlicher

war, da er, in diesem Briefe, seine eigenen Gedanken mit den Gedanken des Königs vermischt darstellte, und folglich den König und das königliche Ansehen kompromittirte. Dadurch, daß die Versammlung auf diesen Brief gar nicht achtete; dadurch verlor der König weit mehr, als er noch durch irgend eine andere Handlung der gesetzgebenden Versammlung seit der Revolution verloren hatte.

Daß aber die Versammlung mit diesem Briefe so verfuhr, darin hatte dieselbe allerdings Recht. Herr Necker war vorzüglich Schuld daran, daß der König die aufschiebende Genehmigung erhielt. Er war es vorzüglich, der sich von dieser Art der Genehmigung so vieles versprach. Um soviel mehr muß man sich daher verwundern, daß eben dieser Minister nun den König die Beschlüsse genehmigen läßt, und dann hinterher Bemerkungen über dieselben macht; daß er also das königliche Ansehen kompromittirt, und den König in Gefahr setzt, eine abschlägige Antwort zu erhalten: da doch, zufolge der Konstitution, dieser Fall niemals eintreten sollte. Unmöglich konnte die Versammlung sich ein so gesetzwidriges Verfahren gefallen lassen. Hätte Hr. Necker diese Bemerkungen vor der königlichen Genehmigung gemacht, so hätte man gewiß darauf Rücksicht genommen: jetzt aber war dieses unmöglich.

Unter der vorigen Regierung erstreckte sich in Frankreich, wie oben schon bemerkt worden ist, der

[illegible] auf die Wissenschaften [illegible]. Er [illegible] die Schriften und das System des berühmten Linneus in den öffentlichen gelehrten Anstalten zu Paris bekannt und angenommen zu werden. Um seinem Namen und den Schriften dieses großen Mannes das ihm gebührende Ansehen zu verschaffen, vereinigte sich schon vor der Revolution eine Gesellschaft von Naturforschern zu Paris, unter dem Namen der Linnäischen Gesellschaft. Im Julius des Jahres 1790 beschloß diese Gesellschaft, (von welcher ich die Ehre habe ein Mitglied zu seyn) auf freiwillige, unter den Mitgliedern gesammelte Subscription, eine marmorne Büste in dem königlichen botanischen Garten, in welchem Buffons Statue steht, aufzustellen. Da dieser botanische Garten ein öffentlicher Ort ist, so war es nöthig, hiezu die Erlaubniß der Nationalversammlung zu erhalten. Zu diesem Ende wurde eine Gesandtschaft von zwölf Personen gewählt, unter denen auch ich die Ehre hatte gewählt zu werden. Am Abende des fünften Augusts erschienen wir vor den Schranken der Versammlung, und, in unserem Namen, las Hr. [illegible] folgende, von uns gemeinschaftlich aufgesetzte Bittschrift ab:

„Meine Herren! Eine Gesellschaft von Naturforschern, welche sich zu Paris auf[illegible] [illegible] hat sich [illegible] eine freiwillige „Subscription [illegible] durch [illegible]

[illegible] 1777.

Arbeiten, und durch den glücklichen Erfolg derselben,
die Fortschritte der Naturgeschichte befördert, den Ge-
schmack an dieser Wissenschaft verbreitet, und den
wahren Werth derselben kennen gelehrt haben, Denk-
mäler zu errichten. Wenn dieser Plan sich auf ei-
ne solche Art von Vergütung allein einschränkte,
so würden diejenigen, welche denselben gemacht ha-
ben, sicher seyn, Ihren Beyfall, meine Herren, zu
erhalten; nicht in so ferne Sie Gesetzgeber, sondern
in so ferne Sie Freunde der Menschen, und folg-
lich auch Freunde der Aufklärung sind. Aber wir
wagen es noch auszubitten, um von Ihnen die Er-
laubniß zu erhalten, diese Büsten der großen Män-
ner, deren Andenken wir ehren wollen, in dem öf-
fentlichen botanischen Garten zu setzen. Unsere Ge-
sellschaft schränkt sich darauf ein, nur solchen Män-
nern einen in die Augen fallenden Beweis ihrer
Bewunderung zu geben, welche diejenige Wissen-
schaft verherrlicht haben, die der Gegenstand unse-
rer Nachforschungen ist. Eine Wissenschaft, deren
Werth der Name Buffon in Frankreich, so wie der
Name Linnäus bey allen übrigen Nationen Europens
das deutlich genug verherrlicht, wenn sie auch nicht ei-
nen noch größern Werth, durch ihre Verbindung
mit der Landwirthschaft und mit den übrigen nützli-
chen Künsten, erhielte. Derjenige Naturforscher,
welcher am meisten unsere Huldigung verdient, ist
folglich derjenige, zu dessen Ehren die erste Bildsäule
wird errichtet werden, und dieses ist Linnäus,
welchem der König von [illegible]

[illegible] um ihn zu [illegible], [illegible] freie Franzosen, seinen ersten Namen [illegible] wiedergegeben haben, um ihn noch mehr zu ehren.

(Hier klatschte uns die linke Seite der Versammlung, [illegible] den Gallerien [illegible] Beifall zu.)

"Man wundere sich nicht darüber, daß wir die [illegible] großen Manne [illegible]. Er hat für die Naturgeschichte eine neue Sprache geschaffen, [illegible] Theile dieser Wissenschaft hat er ein neues Licht geworfen, und auf diese Weise hat er einen Theil des Schleiers zerrissen, mit welchem die Natur, welche sich so gerne zeigt, von jeher [illegible] Willen, von der [illegible] bedeckt worden ist. Nichts fehlte seinem Ruhme: Er hatte Schwierigkeiten zu überwinden, und Verfolgungen aller Art auszustehen. Aber dieses ist das Schicksal aller derer, die an Aufklärung zu arbeiten suchen. Dieses ist auch das Schicksal der [illegible], die sich mit den großen Angelegenheiten des öffentlichen Wohls beschäftigen. [illegible] wissen es [illegible], daß man nicht ungestraft [illegible] des [illegible] arbeiten kann [illegible]. (Die [illegible] klatscht [illegible].)

"Endlich ist es Zeit, daß die ruhigen [illegible] thätig zu der Verbesserung des menschlichen Geschlechts beigetragen haben, [illegible] Jahrhunderte [illegible] werden, und daß unsere Nachkommen, wenn [illegible] die Denkmäler [illegible], welche die [illegible]

„tige Generation schuldig zu hinterlassen haben, wol-
„len, sagen mögen: „sie kannten die wahre Glück-
„seligkeit; sie hatten wenige Helden, viele Philoso-
„phen, aber vorzüglich zeichneten sie sich durch ihre
„Gesetzgeber aus."

(Hier wurde abermals geklatscht.)

Die Zuschrift war unterschrieben von mehr als hundert Naturforschern, aus allen Ländern von Europa.

Der President dankte uns in einer sehr schönen Rede, und erlaubte uns, in dem Saale selbst den Berathschlagungen beiwohnen zu dürfen. Nach einigen Debatten beschloß die Nationalversammlung, unsere Bitte zu bewilligen, und unsere Zuschrift mit den Namen aller derer von denen dieselbe unterzeichnet war, in ihrem Protokoll abdrucken zu lassen.

Zufolge dieser, von der Nationalversammlung erhaltenen Erlaubniß, ernannte unsere Gesellschaft die Herren Cels, Thouin und Broussonet zu Kommissarien, welche die Zeremonien bestimmen, und die nöthigen Anstalten treffen sollten, damit die Büste des großen Linnäus in dem botanischen Garten aufgestellt würde. Zu dem Tage dieser feierlichen Aufstellung wurde der 23. August bestimmt, und dieses ward in den öffentlichen Blättern zu Paris bekannt gemacht.

Am 23. August, gegen sechs Uhr des Abends, geschah in dem botanischen Garten die feierliche Einweihung der Büste. Eine große Menge Volks war um uns her versammelt. Der President unserer Gesellschaft, Herr [illegible] hielt eine Rede über

das große Verdienst des Linnäus, welche er mit folgenden Worten endigte: „Wir, die Gesellschaft der Naturforscher, deren Zweck es ist, das Andenken derjenigen großen Männer zu ehren, welche durch ihre Arbeiten, und durch ihre Werke, die Naturgeschichte bereichert haben, setzen hieher das in Erz gegossene Brustbild des Karl Linnäus auf einer Säule, damit dieses sein Bild unvergänglich sey, wie seine Werke und wie [illegible], daß es immerdar die Empfindungen der Bewunderung anzeige, welche diejenigen, die es errichtet haben, für das Andenken des großen Mannes hegen.“ Hierauf wurde das Brustbild, in Prozession, und in Begleitung der ganzen Gesellschaft, aus dem Hause, nach dem dazu bestimmten Orte getragen. Hier wurde das Protokoll der Gesellschaft vorgelesen. Nachher ward dieses Protokoll mit einer Abschrift der Rede des Herrn Präsidenten, und mit einem Verzeichnisse aller Mitglieder der Gesellschaft, in den Schaft der Säule beigelegt, und alsdann das Brustbild darüber gesetzt.

Seit der Revolution, da alle Monopolien aufgehört hatten, verloren vorzüglich diejenigen Buchdrucker und Buchhändler in Paris sehr viel, welche vorher die Einzigen gewesen waren, und nunmehr mit so vielen neuen Konkurrenten zu kämpfen hatten. Im Monate August war eine sehr ansehnliche miteinander verbundene Gesellschaft von Buchhändlern zu Paris, im Begriffe, Bankerott zu machen. Dieses Unglück wäre sehr groß gewesen, wegen der Menge von Arbeitern, die sie in ihren Diensten hatten, und die nun alle auf einmal brodtlos geworden wären. Der König erfuhr dieses, und half

[illegible] [illegible] Abschied, welcher auf den [illegible] folgendes Billet [illegible]

„Wegen des Antheils, den ich an dem [illegible] mit einander verbundenen [illegible] nehme, sowohl als an dem Schicksale der zahlreichen Arbeiter, denen sie [illegible] verschaffen, und welche ohne [illegible] Hülfe, ohne Arbeit [illegible] gewesen seyn würden, indem [illegible] Diskontokasse, [illegible] Kapitalisten, zu denen man [illegible] Zuflucht genommen [illegible], haben [illegible], habe ich mich entschlossen, denselben als ein Darlehen auf die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Summe, welche sie [illegible] verschaffen [illegible] ihnen vorgestreckt habe, die Summe von 1,200,000 Livres vollzumachen, welche [illegible] sind. Ich [illegible] diese Summe [illegible] Vorschuß [illegible], und ich setze für denselben keine Zeit der Wiederbezahlung fest [illegible]

[illegible], den 24. August 1790.

Ludwig.

In diesen Tagen erzählte man sich zu Paris eine Anekdote, deren Wahrheit ich nicht verbürge. Der König soll, nachdem er den Beschluß der Nationalversammlung genehmigt hatte, vermöge welches alle adelichen Titel, und alle, von Gütern oder Besitzungen hergenommenen Namen, aufgehoben sind, [illegible]

[illegible]

Staatsbürger nun den Namen seiner Familie zu tragen erlaubt ist, lachend und scherzend zu der Königinn gekommen seyn, und dieselbe auf folgende Weise angeredet haben: Bon jour, Madame Capet. Hierauf soll die Königinn sogleich geantwortet haben: Bon jour, Monsieur Capet.

Gegen das Ende des Julius wurde zu Paris ein vorgebliches Manifest des Prinzen von Conde verkauft, welches zwar gut geschrieben, aber, wie jedermann wußte, untergeschoben war. Indessen hielt doch Mirabeau (der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ um sich Popularität zu erwerben) für nöthig, den Prinzen wegen dieses Manifestes anzuklagen. Am acht und zwanzigsten Julius sagte er in der Nationalversammlung: "Da es bekannt ist, daß ein Manifest "des vormaligen Prinzen Conde an einige Bürgerge"richte gesandt worden seyn soll: so verlange ich, daß "die Versammlung beschließe: Ludwig Joseph "Bourbon, genannt Conde, soll, in Zeit von drei "Wochen erklären, daß dieses Manifest nicht von ihm "herkomme; sein Stillschweigen aber soll als ein Ge"ständniß angesehen werden; und, in diesem Falle, soll "Ludwig Joseph Bourbon, genannt Conde, "für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, und seine Güter eingezogen werden."

Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr die Gallerien diesem Vorschlage Beifall zuklatschten. Die Dreistigkeit des Anklägers machte weit größeren Eindruck auf die Zuhörer, als die Unwahrscheinlichkeit der Anklage selbst. Da aber von den Mitgliedern [illegible]

Versammlung Niemand das Mindeste gesehen hatte; so wurde beschlossen: zu der Ordnung des Tages überzugehen, das heißt: von der Anklage des Herrn Mirabeau gar keine Notiz zu nehmen. Niemals, weder vorher noch nachher, ist ein Vorschlag dieses Mannes von der Versammlung auf eine so verächtliche Weise abgewiesen worden, und ich erinnere mich, deutlich auf seinem Gesichte gelesen zu haben, wie sehr ihn dieses kränkte.

Am 31. Julius beschloß die Versammlung, daß in Rücksicht auf die in französischen Diensten stehenden Schweizerregimenter, keine Veränderung statt haben solle. Es befinden sich in Frankreich eilf Regimenter Schweizer. Jedes Regiment besteht aus 973 Mann, ohne die Offizire. Jedes Regiment kostet jährlich der französischen Regierung 515,799 Livres; und da die beiden Regimenter Ernst und Steiner, noch außerdem, jedes 10,000 Livres erhalten: so kostet die ganze, in französischen Diensten stehende Schweizerarmee, jährlich 5,693,789 Livres. Alle diese Regimenter sind Infanterieregimenter, weil die schweizerischen Staaten, aus einer sehr weisen Politik, gar keine Kavallerie unterhalten.

Um diese Zeit hatte das Gericht des Chatelet die gerichtliche Untersuchung der Greuelthaten des 5. und 6. Oktobers 1789 geendigt. Es erschienen daher diese Richter, am 7. August, in der Nationalversammlung, und Hr. Boucher [illegible] sagte, in dem Namen derselben:

"Meine

„Meine Herren!“

„Endlich kommen wir, um den Schleier zu zer„reißen, welcher einen Prozeß bedeckte, der unglück„licher Weise nur allzuberühmt geworden ist. Sie „werden bekannt werden, diese entsetzlichen Geheim„nisse; Sie werden entdeckt werden, diese Schand„thaten, welche den Pallast unserer Könige befleckt „haben. Unmöglich konnten wir vorhersehen, als „Sie uns den Auftrag gaben, die Verbrechen zu un„tersuchen, welche der aufkeimenden Freiheit schaden „könnten, daß wir der Gegenstand der schändlichsten „Verleumdungen seyn würden. Wir trotzen densel„ben, und fahren fort, unsere Pflicht zu erfüllen. „So viele gegen uns vereinigte Bemühungen bewei„sen hinlänglich, wie sehr die Feinde des öffentlichen „Wohls einen Prozeß fürchten, der Alles aufklären „wird. Wie haben aber diese Feinde glauben kön„nen, daß sie, durch so heftige und so oft wieder„holte Drohungen, Richter schrecken würden, welche „dem Despotismus der Minister widerstanden haben? „Nein! wir fürchten keine Gefahr; wir werden „Alles thun, was in unserem Vermögen steht, um „die erlangte Freiheit nicht in Ausgelassenheit aus„arten zu lassen. In dem gegenwärtigen Prozesse „war es nöthig, solche Männer, welche bloß allein „durch den Enthusiasmus der Freiheit verleitet wor„den sind, von jenen strafbaren Menschen zu unter„scheiden, welche unter der Maske des Patriotismus „das Volk verleitet haben an ihren Verbrechen Theil „zu nehmen. Wie groß war nicht unsere Betrübniß,

„als wir, unter den Angeklagten, zwei Mitglieder „dieser erhabenen Versammlung entdeckten! Wir „legen die ganze Prozedur auf den Tisch der Ver„sammlung, und begeben uns hinweg."

Kaum waren die Richter weggegangen, als schon Mirabeau auf den Rednerstuhl stieg, und verlangte, die Versammlung sollte, durch einen neuen Beschluß, bestätigen, daß ihre Mitglieder unverletzlich seyen.

Der Abbe Maury sprach gegen Mirabeau: „Niemals," sagte er, „hat die ehrenvolle Stelle, „welche das Volk Euch übertragen hat, seine Stell„vertreter vor gerichtlichen Untersuchungen schützen „können. Warum sollten für uns allein die Gesetze „nicht vorhanden seyn, deren Schwerdt über dem „Haupte eines jeden Staatsbürgers schwebt? Der„jenige, der da verlangt, daß ihn das Gesetz beschü„tzen solle, muß sich auch dem Gesetze unterwerfen. „Was würde es dem übrigen Europa für ein sonder„barer Anblick seyn, wenn in Frankreich 1200 „Staatsbürger dem Gesetze nicht unterwürfig seyn „wollten? Wir würden der Schrecken unserer Mit„bürger werden, statt daß wir ihre Hoffnung und „ihr Licht seyn sollten! Kein Mitglied der Gesellschaft „darf sich der Gerechtigkeit entziehen. Denn die „Gerechtigkeit ist vorhanden, nicht nur gegen den „Schwachen, nicht nur gegen den Armen, sondern „auch gegen den Mächtigen."

Hr. Pethion wunderte sich, wie man, über eine Sache, die schon lange Jedermann als abge-

than

than angesehen habe, jetzt noch Anklagen vorbringen könne.

Hr. Cazales sprach heftig. „Wenn die Ur„heber einer solchen Greuelthat nicht entdeckt und „bestraft werden, was wird dann Frankreich, was „wird ganz Europa sagen? Die Wohnung der Kö„nige ist bestürmt, die Stufen des Thrones sind mit „Blut befleckt, und seine Vertheidiger ermordet wor„den. Schändliche Mörder haben das Leben der „Tochter der Maria Theresia, der Königin der Frank„reicher, in Gefahr gesetzt."

(Viele Stimmen, von der linken Seite zugleich: „Die Frankreicher haben keine „Königin!")

„Ja das Leben der Tochter Maria Theresia; „dieser Königin, deren Namen länger in der Ge„schichte leben wird, als die Namen der schändlichen „Verschwornen! — Also hätten die Stellvertreter „der Nation das Privilegium über die Gesetze erha„ben zu seyn! Im Namen der Gerechtigkeit, im „Namen der Freiheit, verlange ich, daß dieser Pro„zeß vor dem Kriminalgerichte zu Ende gebracht „werde!"

Die Versammlung beschloß, unter heftigem Lärm und Tumult: daß sie entscheiden wolle, ob ihre angeklagten Mitglieder mit Recht angeklagt seyen, oder nicht.

Am andern Tage erfuhr man, daß die beiden angeklagten Mitglieder der Versammlung Mirabeau und Orleans seyen.

Die Zurückkunft des Abbe Barmond (in dessen Wagen man den Chevalier Bonne zu Bar sur Aube gefunden hatte) gab zu einigen sehr stürmischen Sitzungen Anlaß. Der Abbe Barmond war zwar ein Mitglied der Nationalversammlung; aber ein Mitglied der rechten Seite, oder der Minorität. Die Demokraten, oder die allmächtige Majorität, brachte es dahin, daß der Abbe Barmond, umgeben mit Wache, kommen mußte, sich vor der Versammlung zu verantworten, und hierauf gab ihm die Versammlung, bis zu Ausgang des Prozesses, folglich auf eine unbestimmte Zeit, Arrest in seinem Hause, und Wachen vor seinen Thüren. Und doch war gegen den Abbe Barmond ein bloßer Verdacht, und nicht einmal eine Anklage vorhanden. Indessen giengen Mirabeau und Orleans, welche von dem Kriminalgerichte des Königsmords wirklich angeklagt waren, frei umher. Mörder und Verbrecher wurden gelobt und geschützt. Hingegen die Handlung des Abbe Barmond (welcher einem unglücklichen Flüchtling das Leben retten wollte) wurde mit dem Gefängnisse bestraft.

Die rechte Seite der Nationalversammlung war, über die Ungerechtigkeit der linken Seite, und über den Druck derselben, welcher täglich härter wurde, endlich so sehr erbittert, daß sie zu einigen Auftritten Veranlassung gab, die nicht zu entschuldigen sind: auch dann nicht, wenn man bedenkt, wie sehr der Despotismus der Demokraten, Unwillen und Rachsucht in den Herzen solcher Mitglieder der Versammlung

lung erwecken mußte, die da sahen, daß auch der gerechteste, auch der billigste Vorschlag, wenn er von ihnen herkam, nicht nur nicht gehört, sondern mit Hohngelächter abgewiesen wurde. Der Ausbruch ihrer lange verhaltenen Wuth war endlich fürchterlich.

Am achtzehnten August endigte Hr. de Frondeville eine Rede, welche er, in der Sache des Abbe Barmond hielt, auf folgende Weise: „Ein „Bürger des Staats ist im Gefängnisse, ohne einen „Verhaftbefehl, ohne Anklage, gegen die Gesetze „seines Landes, und gegen das Völkerrecht a). Ein „anderer Staatsbürger bietet ihm einen Zufluchtsort „an, nachdem er sich aus diesem ungerechten Gefängnisse befreit hat. Nun will man diese Handlung „für ein Verbrechen ausgeben; da doch, schon seit „zehen Monaten, die Mörder unserer Fürsten ganz „ruhig und frei in der Hauptstadt herum gehen, und „vielleicht unter uns sitzen. Nichts stöhrt ihre Ruhe, „als Gewissensbisse; wenn solche Gemüther Gewissensbisse haben können b).

Bei

---

a) Hr. Bonne Savardin ist kein Frankreicher, sondern ein Unterthan des Königs von Sardinien.

b) Un citoyen est dans les fers sans décret, sans accusation, contre les droits des gens, contre les loix de son pays. Un autre citoyen lui offre un refuge, un asyle, après qu'il s'est arraché à cette injuste détention. Et l'on pourroit lui en faire un crime, lorsque, depuis dix mois, les assassins de nos Princes parcourent en paix l'enceinte de cette Capitale, et sont

Bei diesen Worten erhob die ganze linke Seite der Versammlung ein schreckliches Geschrei. Alle ihre Arme waren drohend gegen den Redner gerichtet. Mirabeau springt wüthend auf ihn zu. Die Mitglieder der rechten Seite überhäuften Mirabeau mit Schimpfwörtern und Vorwörfen. In dem ganzen Saale entsteht ein fürchterliches Geschrei und Getümmel. Der Präsident setzt seinen Hut auf, zum Beweise, daß sein Ansehen verloren sey. Endlich stellt sich Hr. de Frondeville wiederum auf den Rednerstuhl, und sagt:

„Meine Herren! Ich will den Ausdruck nicht „wiederholen, welcher die Versammlung beleidigt hat. „Aber Sie erinnern sich desselben noch zu gut, um „nicht meine Erläuterung darüber verstehen zu können. Mein Ausdruck war bloß hypothetisch. Das „Gericht des Chatelet ist hieher gekommen, und hat „Ihnen gesagt: das Verbrechen sey entdeckt, zwei „Mitglieder der Versammlung seyen, durch die Untersuchung der am 6. Oktober begangenen Verbrechen, schuldig befunden. Das Gericht hat gefragt: „wie es sich in Rücksicht auf diese beiden Mitglieder „zu verhalten habe? Sie haben beschlossen: die Prozedur des Chatelet solle bei der Versammlung bleiben; es soll Ihnen darüber Bericht abgestattet werden, und nach diesem Bericht wollten Sie entscheiden,

sont peut-être assis parmi nous. Ils ne sont troublés que par les remords si les remords peuvent atteindre des coeurs aussi féroces.

„den, ob Ursache zu einer Anklage vorhanden sey, „oder nicht. Nun wird dieser dringende Bericht „nicht abgestattet; die beiden beschuldigten Mitglie„der sitzen unter uns; vielleicht sind sie unschul„dig; vielleicht sind sie schuldig. So lange die „Sache so bleibt, wie dieselbe jetzo ist, habe ich nicht „zuviel gesagt.“

„Ich verlange,“ rief ein Mitglied von der rechten Seite; „daß die Versammlung dem Herrn de „Frondeville danke, weil er so zurückhaltend war, nur „vielleicht zu sagen.“

Bei diesen Worten fuhr die ganze linke Seite abermals in die Höhe, und nach einem großen Lärm ward beschlossen: daß Hr. de Frondeville einen Verweis verdiene. Nach diesem Beschlusse stand die ganze rechte Seite auf, und rief mit Einer Stimme: „so verlangen wir Alle einen Verweis!“ Hr. de Moulauzier sprang auf den Rednerstuhl und rief aus: „Ich bin von ganzer Seele der Meinung des „Hrn. de Frondeville, und ich verlange auch einen „Verweis von der Versammlung!“ — „Und ich „verlange,“ rief Hr. Bouche, „die Versammlung „solle beschließen: es verlohne sich nicht der Mühe „diesem Mitgliede einen Verweis zu geben!“

Mit Persönlichkeiten von dieser Art wurde mehr als eine Stunde hingebracht.

Am folgenden Tage ließ Hr. de Frondeville seine gehaltene Rede drucken, mit einer Vorrede, in welcher er sagte: „Ich lasse diese Rede drucken, weil die „Nationalversammlung dieselbe mit ihrer Mißbilli-

„gung

„gung beehrt hat. Außer diesem hat die Rede kein „anderes Verdienst a).“ Auf das Titelblatt setzte der Verfasser das sehr passende Motto: Dat veniam corvis, vexat censura columbas.

Am 21. August machte Hr. Goupil den Druck dieser Rede und der beleidigenden Vorrede bekannt. Herr Barnave sagte: „Wahrlich! für ein Mit„glied, welches erklärt: es mache sich eine Ehre dar„aus von der Versammlung einen Verweis zu erhal„ten, ist das Gefängniß die gelindeste Strafe!“

Bei diesen hämischen Worten stand die ganze rechte Seite zugleich auf. Hr. de Faucigny sprang mitten in den Saal, und rief, vor Wuth schäumend, aus: „Dieß ist eine Kriegserklärung der „größeren Anzahl gegen die kleinere Anzahl. Nun „bleibt uns weiter kein Mittel mehr übrig „als diese Kerle niederzuhauen! b)“

Nun entstand ein schreckliches Geschrei, in allen Theilen des Saals. Mirabeau sagte: „Wir „wollen das Volk herein holen.“ Barnave bat den Präsidenten: „er möchte befehlen, „daß der Verbrecher in Verhaft genommen werde.“

Hr.

---

a) Ceux qui prendront la peine de lire mon discours, devineroient difficilement pourquoi je le fais imprimer, si je ne me hâtois de leur apprendre, qu'il a été honoré de la censure de l'Assemblée nationale. C'est en effet le seul mérite que je lui connoisse.

b) Nous n'avons plus qu'un moyen. C'est de tomber le sabre à la main sur ces gaillards-là.

Hr. de Frondeville sagte, langsam und mit gerührter Stimme: „Meine Herren! Ich habe mich „strafbar, sehr strafbar geglaubt, sobald ich sah, zu „welch einer schrecklichen Unvorsichtigkeit ich Veranlassung gegeben habe. Ich klage mich an, vor dem „Publikum; ich klage mich an, vor der National„versammlung. Ich bin die einzige Ursache dieses „Ausfalls eines hitzigen Kopfs: alle Strafe falle auf „mich allein."

Hierauf wurde die Versammlung ruhiger, und dieselbe beschloß: daß Hr. de Frondeville acht Tage lang Hausarrest haben solle.

Seit der Zeit, da das Gericht des Chatelet von seiner Prozedur gegen die Verbrecher, welche die Greuelthaten des 5. und 6. Oktobers begangen und veranlaßt hatten, der Nationalversammlung Bericht abstattete, waren täglich in Paris Unruhen. Man theilte heimlich Geld aus und wiegelte den Pöbel gegen die Richter dieses Tribunals auf. Zweimal, in Zeit von vierzehen Tagen, versuchte der Pöbel einige verdächtige Personen aufzuhängen. Aber die Wachsamkeit des Hrn. la Fayette verhinderte beide mal die Ausführung dieser Grausamkeiten. Hr. Brissot klagte öffentlich das Chatelet an: es wolle der Revolution den Prozeß machen. Der Jakobinerklub zu Paris, und die mit demselben, in allen Theilen des Königreiches, verbrüderten Klubs, predigten überall Anarchie und Aufruhr, und setzten sich allen Maaßregeln entgegen, durch welche man, in

in dem unglücklichen Frankreich, die erworbene Freiheit zu bevestigen suchte.

Wegen einiger, in der Nationalversammlung vorgefallenen Reden, schlugen sich Hr. Cazales und Hr. Barnave. Der zweite Schuß des Hrn. Barnave verwundete den Hrn. Cazales auf eine gefährliche Weise an dem Kopfe. An dem Tage dieses Zweikampfes war ganz Paris in Aufruhr, und ich habe selbst, während der Zeit, da das Duell vor sich gieng, im Palais Royal, einen Haufen blutdürstiger Tyger, öffentlich den feierlichsten Eid schwören gehört, daß sie, wenn Hr. Barnave umkommen sollte, den Hrn. Cazales, und die ganze rechte Seite der Nationalversammlung, mit ihren eigenen Händen ermorden wollten. Ich habe gehört, wie einige tausend Menschen ihnen Beifall zuklatschten, und: Bravo! Bravo! riefen. Ich habe es gehört, und vor Entsetzen und Unwillen gezittert. Bald nachher kam die ungegründete Botschaft an: Hr. Cazales sey todtgeschossen. Und da entstand ein wüthendes Jubelgeschrei, und man that den Vorschlag, den Mörder im Triumphe einzuholen. Großer Gott! wozu verleitet der politische Fanatismus! Wer anderer Meinung ist, der ist des Todes schuldig; und der Fanatiker erlaubt sich, gegen einen solchen Mann, die gröbsten Verleumdungen, und die niederträchtigsten Verfolgungen.

Am 13. August beschloß die Versammlung: daß künftig die königlichen Prinzen keine Appanagen mehr in Gütern besitzen, sondern, statt derselben, eine

Geld-

Geldsumme, und zwar eine Million Livres jährlich, erhalten sollten. Die Versammlung verfuhr auch dießmal auf die ungerechteste Weise. Sie machte nicht ein Gesetz für die Zukunft: sondern sie gab dem neuen Gesetze eine rückwirkende Kraft, und nahm den königlichen Prinzen die Appanagen weg, welche sie bisher besessen hatten, und welche der königlichen Familie eigenthümlich zugehören. Der sechste Artikel des Beschlusses lautet folgendermaßen:

„Die jüngern Söhne der französischen Familie, „und ihre Kinder und Nachkommen, können, „in keinem Falle, irgend Etwas, von den nach- „gelassenen beweglichen und unbeweglichen „Gütern des Königs, der Königin, oder des „Thronerben, als ein Erbtheil, verlangen oder „fordern.“

Demzufolge können also der König und die Königin der Frankreicher, sowohl als der Kronprinz, kein Eigenthum besitzen, und ihre nächsten Verwandten können nicht von ihnen erben. Also ist der königlichen Familie allein ein Recht versagt worden, welches man allen andern Bürgern des Staates zugestanden hat.

Am 30. Julius zitirte die Versammlung den Herrn Kardinal von Rohan vor ihr zu erscheinen, und befahl demselben, in Zeit von vierzehen Tagen seine Stelle unter ihren Mitgliedern einzunehmen, und von seiner Aufführung Rechenschaft abzulegen. Hierauf schrieb der Herr Kardinal an die Versammlung, sandte derselben seine Dimission, und

bat,

hat, daß sie seine Schulden bezahlen möge, da sie ihm seine Güter genommen habe.

Schon seit einiger Zeit hatte die Nationalversammlung sich, von dem Minister der auswärtigen Geschäfte, über Alles, was die Verbindungen Frankreichs mit fremden Mächten betraf, Bericht abstatten lassen. Nunmehr fieng dieselbe auch an, in dem diplomatischen Fache einen Versuch zu machen. Es sollte untersucht werden: ob man den Familienvertrag mit Spanien ferner halten wolle, oder nicht? Da waren die Patrioten in ganz Paris im Aufruhr. Sie gaben alle, über diesen wichtigen Gegenstand, ihre kluge Meinung. Sie, die in ihrem ganzen Leben keinen Traktat angesehen, und, außer den Zeitungen, kein politisches Werk gelesen hatten, riefen, durch ihr patriotisches Sprachrohr, die französische Nation auf: den Familienvertrag zu verachten, das Bündniß mit Spanien zu brechen, Dankbarkeit und Klugheit aus den Augen zu setzen, und ihre staatsummerfenden Grundsätze auch auf die Verträge mit den auswärtigen Mächten anzuwenden. Dieses verlangten sie, zu einer Zeit, da Spanien Frankreichs Hülfe gegen England aufforderte. Hätte die Nationalversammlung einen so ungereimten Vorschlag angenommen: so würde wahrscheinlich das Engländische Parlament derselben eine Dankaddresse übersandt haben! Daß es nicht geschah: daran waren die Herren Dupont, de Segur und Mirabeau Schuld.

Die Nationalversammlung hatte von dem Könige verlangt, daß Er ihr die Schlösser und Güter anzeigen

gen möchte, welche Er zu behalten wünschte, damit sie alsdann die übrigen, zum Besten der Nation, verkaufen könnte. Der König ließ hierauf, am 18. August, der Versammlung, durch den Hrn. de St. Priest melden, daß er folgende Schlösser und Güter ferner zu behalten wünsche: das Louvre, die Thuillerien und was dazu gehört, die Elisäischen Felder, die Schlösser zu Vincennes, La Muette, Choisy le Roi, Versailles, Marly, St. Cloud, Meudon, St. Germain, Fontainebleau, Compiegne, Rambouillet, Chambord, das Gut Pin in der Normandie, und das Schloß Pompadour in der Nähe von Limoges. Nach Berechnung trugen diese Schlösser jährlich ein: 1,931,734 Livres.

Die Demokraten murrten überlaut, als dieses Verlangen des Königs bekannt wurde. „Wie mancher arme Mann,“ sagten sie, „hat kaum ein Zimmer, in dem er wohnen kann, und der König will zwanzig Schlösser zu seiner Wohnung haben! Niemals, niemals werden wir dieses zugeben!“ Als der König diese Bemerkungen in den öffentlichen Blättern las, gab er seinen Vorsatz auf, und schrieb, am 27. August, an die Nationalversammlung folgenden Brief:

„Meine Herren! Sie wissen, daß ich nur auf Ihr wiederholtes Verlangen, mich über die Festsetzung meiner Civilliste, und endlich auch über die Schlösser und Güter erklärt habe, welche ich zu behalten für gut finde. Nun erfahre ich, daß man die

„die Bezeichnung dieser Gegenstände, so wie sie in
„dem Ihnen von dem Herrn de St. Priest überge=
„benen Verzeichnisse angegeben sind, übel auslegt.
„Ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen noch ein=
„mal zu sagen, wie wenig Werth ich auf Alles das
„lege, was mich selbst oder mein Vergnügen angeht,
„und wie wenig es mir kostet, dieselben dem öffent=
„lichen Wohl zu unterordnen. Ich gebe gerne einen
„großen Theil der angezeigten Gegenstände auf, ob=
„gleich unter denselben viele sind, welche ich nur zu
„behalten beschlossen hatte, um des allgemeinen Nu=
„tzens willen, oder um der Stadt Paris angenehme
„Spatziergänge zu erhalten. Ich schränke mich da=
„her auf folgende Artikel ein: das Louvre und die
„Thuillerien, mit den Häusern die dazu gehören, und
„welche mein gewöhnlicher Aufenthalt zu Paris zu
„meinem Dienste unentbehrlich gemacht hat; Ver=
„sailles, Fontainebleau, Compiegne, St. Cloud, St.
„Germain und Rambouillet, mit den Gütern und
„Wäldern die davon abhängen. Sie werden es auch
„sehr natürlich finden, daß mir daran liegt, das
„Schloß Pau zu behalten, welches gar nichts ein=
„trägt. Es ist mir unmöglich, dem Wunsche der
„Einwohner des Bearn nicht zu entsprechen, wel=
„che verlangen, daß das Schloß, in welchem Hein=
„rich der Vierte gebohren wurde, jederzeit in den
„Händen seiner Kinder bleibe.“

„Ludwig.“

In den Provinzen entstanden neue Unruhen.
Als die französische Flotte bewaffnet werden sollte,
widers

widersetzten sich, in dem Hafen zu Lorient, der Bürgerrath und die Nationalgarden der Ausfuhr des Schießpulvers, welches, auf Befehl des Königs, nach den Schiffen sollte gebracht werden. Das Direktorium der Abtheilung, in welcher Lorient liegt, unterstützte diese Widerspenstigen, und, ungeachtet wiederholter Befehle des Königs, wurden die Schiffe nicht bewaffnet.

Zu Toulon wollte der Bürgerrath den Kommandanten des Seewesens, Hrn. de Glandeves, zwingen, die zu Bemannung der Flotte nöthigen, und in dem Arsenale vorhandene Waffen, unter das Volk auszutheilen.

In den Kolonien war die Anarchie sehr groß. Auf der Insel Martinique brach, am dritten Junius, ein Aufstand aus. Die Kreolen verfolgten die Mulatten, hängten sieben derselben auf und mißhandelten die Uebrigen.

Neunte Abtheilung.

Geschichte des bürgerlichen Krieges zu Nancy.

Der Kommandant de la Vallette. Das Schweizerregiment Chateivieux. Wahl des Bürgerraths. Unzufriedene versammeln sich. Feier des Bundesfestes, an welchem die Soldaten der Garnison Theil nehmen. Das Regiment du Roi will Hrn. de Laurencie nicht für seinen General erkennen. Jakobinerklub. Soldatenklub. Hr. de Noue. Aufstand des Regiments du Roi. Der Schatzmeister de Messimieux wird beschimpft. Die Soldaten erpressen Geld von den Officieren. Die Schweizer werden aufgewiegelt. Das Regiment Mestre de Camp empört sich. Der Obristlieutenant Merian wird gemißhandelt. Lebensgefahr, in welcher sich der Major von Salis mit seiner Gemahlin befand. Die Soldaten weigern sich den Beschlüssen der Nationalversammlung zu gehorchen. Der Kommandant de Noue wird gemißhandelt. Aufruhr der Schweizer. Großmuth des Generals Baubecourt. Aufruhr der Dragoner. Allgemeine Anarchie in der Stadt Nancy. Die Dragoner erpressen Geld von ihren Officieren. Beschluß der Nationalversammlung. Frechheit des Obristlieutenants Jobart. Gefecht des Generals de Malseigne mit den Schweizern. Bürgermiliz kommt zu Nancy an, um Ruhe herzustellen; vereinigt sich aber mit den Aufrührern. Der General de Malseigne flieht nach Lüneville. Hr. de Noue wird in den Kerker geworfen. Der Hauptmann Iselin wird gemißhandelt. Die Armee der Aufrührer zieht von Nancy nach Lüneville.

Lüneville. Gesandtschaft der Stadt Lüneville an die Rebellen. Unterhandlungen. Ermordung eines Adjutanten. Rückzug der Armee, nach Nancy. Der General Malseigne wird verfolgt, und rettet sich durch Schwimmen. Gefecht. Panisches Schrecken der Armee. Ankunft derselben zu Nancy. Hr. de Malseigne wird von seinem eigenen Regimente gefangen genommen, nach Nancy geführt, und dort in einen Kerker geworfen. General Bouille. Berathschlagungen in der Nationalversammlung. Bouilles Proklamation. Bouille rückt vor Nancy. Unterhandlungen. Auslieferung der Herren de Malseigne und de Noue. Heldenthaten des Desille und Schuphauer. Eroberung der Stadt. Folgen dieser Begebenheit.

Lorsque le Peuple est maître, l'on n'agit qu'en tumulte.
Jamais de la raison la voix ne se consulte.
Les honneurs sont vendus aux plus ambitieux;
L'autorité livrée aux plus séditieux.
Ces petits Souverains, qu'il fait pour une année,
Voyant, d'un tems si court, leur puissance bornée,
Des plus heureux desseins font avorter le fruit,
De peur de le laisser à celui qui les suit,
Comme ils ont peu de part au bien dont ils ordonnent,
Dans le champ du public largement ils moissonnent;
Assurés que chacun leur pardonne aisément,
Esperant à son tour un pareil traitement.

CORNEILLE.

Unter allen Uebeln, welche die menschliche Gesellschaft drücken, ist das schrecklichste ein bürgerlicher Krieg. In einem solchen Kriege werden alle Bande der Verwandtschaft, der Liebe, und der Freundschaft zerrissen. Die Menschen verwandeln sich in reissende Thiere, in wüthende Tyger, die sich vom Blute nähren; und die bürgerliche Gesellschaft gleicht alsdann dem Saturn, welcher seine eigene Kinder auffrißt.

Einen traurigen Beweis dieses Satzes giebt auch die Geschichte, welche ich jetzt erzählen muß, und nicht, ohne Schmerzen und Rührung erzählen kann.

Zu Nancy, wie in allen andern Städten Frankreichs, hatten unruhige Schwindelköpfe den Versuch gemacht das Volk aufzuwiegeln, und Mißtrauen gegen alle Diejenigen zu erregen, welche sich, auf irgend eine Weise, vor ihren Mitbürgern auszeichneten. Aber, ungeachtet dieser sträflichen Manövern, war dennoch die Stadt Nancy beständig ruhig geblieben, und hatte sich allen Beschlüssen der Nationalversammlung unterworfen. Die Bürgermiliz bestand anfänglich aus 1,400 Bürgersoldaten. Der Kommandant derselben war ein ehrgeitziger und unerfahrner Mann, der auch die niederträchtigsten Mittel nicht verabscheute, um sich unter dem Volke eine Parthei zu machen. Er hieß de la Vallette. Desto besser zu seinem Zwecke zu gelangen, vermehrte er jede Kompagnie der Bürgermiliz um 25 Mann, und diese Zahl voll zu machen, wählte er Kerls aus dem niedrigsten Pöbel, von denen er wußte daß sie ihm zugethan waren. Hierin liegt die erste Ursache alles dessen was in der Folge geschah.

Die Thorheiten, welche dieser Kommandant täglich begieng, machte alle rechtschaffene Einwohner der Stadt zu seinen Feinden. Endlich nahm er seinen Abschied, zur großen Freude aller derer, die die Ruhe liebten, und zum großen Schrecken seiner Parthei, die aber deßwegen nicht unthätig blieb.

Drei

Drei Regimenter lagen zu Nancy in Garnison: das Kavallerieregiment Mestre de Camp, das Infanterieregiment du Roi, und das Schweizerregiment Chateauvieux. Alle drei Regimenter hatten, in dem Lager zu Frescati, unter dem Kommando des Hrn. von Broglio gestanden; und alle drei wurden unter die ordentlichsten und discipliniertesten Regimenter der französischen Armee gerechnet.

Das Schweizerregiment Chateauvieux gehört nicht unter die Zahl derjenigen Regimenter, welche von den schweizerischen Staaten anerkannt sind. Es ist ein gemischtes Regiment, und ob es gleich, zufolge seiner Kapitulation, unter den Soldaten zwei Dritttheile Schweizer haben sollte, so war doch die Anzahl der Fremden ungleich größer, als dieselbe, zufolge dieser Kapitulation, hätte seyn sollen. Seit der Revolution hatten die Schweizerregimenter allen übrigen Regimentern in Frankreich das Beispiel der Ordnung, des Gehorsams und der Unterwürfigkeit gegeben. Alle französischen Regimenter waren in Gährung; nur die Schweizer blieben ruhig; und an allen Orten, wohin man sie sandte, stellten sie, mit der größten Klugheit, ohne Blutvergießen, die Ordnung wieder her. Vorzüglich zeichneten sich aus: das Regiment Steiner zu Grenoble, das Regiment Sonnenberg zu Lyon, und das Regiment Salis zu Paris und nachher in der Normandie. Diesem schönen Beispiele schweizerischer Treue hatte bisher auch das Regiment Chateauvieux zu

Nancy nachgeahmt. Endlich aber gab es den Verführungen, dem Beispiele, und den allgemein gepredigten Grundsätzen falschverstandener Menschenrechte nach. Es wurde aufrührisch: und als es einmal so weit gebracht war, da war es auch das ausgelässenste, hartnäckigste und unerschrockenste Regiment unter allen, die an dem Aufruhr Antheil nahmen.

Gegen das Ende des Monats März 1790 schwor der neuerwählte Bürgerrath zu Nancy den Bürgereid. Es geschah hier, was bei allen Volkswahlen geschieht, und gewiß auch künftig in Frankreich allgemein geschehen wird. Diejenigen, welche nicht gewählt wurden, und doch gewählt zu werden sich Hoffnung gemacht hatten, waren erbittert auf diejenigen, welche man ihnen vorgezogen hatte, und machten eine Parthei gegen sie; das heißt: es entstand eine Faktion, welche sich über alles Unglück freute, das der Stadt geschah, weil sie alsdann dieses Unglück auf den erwählten Bürgerrath schieben konnte. Dieß ist das wahre Bild einer Volksregierung, eines demokratischen Staats. Das Volk (dessen Namen die Demagogen beständig im Munde führen, und dessen Geld sie beständig in ihre Taschen sammeln) wird zwischen zweien Faktionen hin und her geworfen, von denen die Eine es halb, die Andere ganz zu schinden sucht. Jene nennt man Demokraten; diese Aristokraten. Für das arme Volk ist es gleichgültig, welche Parthei die Oberhand gewinnt; denn geschunden wird es allemal. Darum ist auch der Streit über die beste Regierungsform,

in

in den Augen des Weisen, der allerunbedeutendste Streit unter der Sonne!

Die neuerwählten Magistratspersonen bemühten sich treulich ihre Pflichten zu erfüllen; die nicht Erwählten bemühten sich dem Magistrate entgegen zu arbeiten. Man nannte die Bürgerräthe Aristokraten, Tyrannen, Despoten, und man wiegelte den Pöbel gegen sie auf.

Die Bürgermiliz zu Nancy wollte, wie die übrigen Bürgermilizen in Frankreich, mit ihren Nachbaren ein Bundesfest feiren. Einige Bürger trugen dem Bürgerrath diesen Entschluß vor, verlangten seine Einwilligung, und forderten Kanonen. Der Bürgerrath gab zur Antwort: er wolle die Wahlherren zusammenberufen, denselben diesen Wunsch vortragen, und ihre Meinung vernehmen. Damit war man nicht zufrieden. Einige Bürger faßten, ohne Mitwissen des Magistrats, den Beschluß, das Bundesfest am 18. April zu feiren, und eigenmächtig luden sie, durch Zirkularbriefe, die Bürgermiliz, aus der ganzen benachbarten Gegend, zu der Feier dieses Festes ein.

Der Bürgerrath erfuhr von diesem, ohne sein Vorwissen und ohne seine Einwilligung genommenen Beschlusse der Bürgerschaft, nichts. Und was konnte wohl beleidigender für die Magistratspersonen seyn, als eine solche Versammlung der benachbarten Städte ohne ihr Vorwissen! In der Stadt war großer Kornmangel, es war zu besorgen, daß, bei der Menge von Fremden, welche das Schauspiel der Verbindung

der

der Bürgermilizen verschiedener Städte nach Nancy locken würde, Hungersnoth und Mangel entstehen möchte. Die Magistratspersonen, ohne darauf zu achten, daß ihre Eigenliebe durch den Beschluß der Bürgerschaft so sehr beleidigt worden war, beschäftigten sich nur mit dem Wohl der Stadt. Sie mußten Zeit haben um die Stadt zu verproviantiren. Sie schrieben daher, an diejenigen Städte, welche zu dem Bundesfeste waren eingeladen worden; sie nahmen die geschehene Einladung zurück, und bestimmten den 25. April, als den Tag den Festes.

Mit dieser klugen Verordnung des Magistrats waren die Bürger sehr unzufrieden. Sie nannten dieselbe eine Tyrannei, einen unerträglichen Despotismus. Sie kabalirten, um ihre Parthei zu verstärken; sie murrten, und brachen in Drohungen gegen den Magistrat aus. Endlich versammelte sich ein Theil der hitzigsten Bürger auf dem Rathhause, in einem Saale, unter dem Saale, in welchem der Bürgerrath seine Versammlungen hielt. Und (was gegen die Gesetze der Nationalversammlung war) es versammelten sich nicht nur thätige Bürger a), sondern auch solche, welche zu den nichtthätigen gehören, das heißt, Pöbel. Zu dieser Versammlung des Pöbels gesellten sich bald sehr viele Soldaten des Regiments du Roi und des Regiments Mestre de Camp.

a) Man sehe den Unterschied, zwischen einem thätigen Bürger und einem nicht thätigen, Band 3. S. 49.

Camp. Der Saal war voll. Er wurde, durch Mehrheit der Stimmen, ein Präsident gewählt. Das Volk wählte auch dießmal, wie immer, Denjenigen, der am lautesten schrie. Der gewählte Präsident nahm seinen Platz ein. Er hielt eine Rede gegen den Bürgerrath, und schlug vor: die Distrikte der Stadt (das heißt die Bürger) zusammen zu berufen. Hierauf sandte er eine Gesandtschaft an den Bürgerrath, in den oberen Saal. Der Bürgerrath sandte eine andere Gesandtschaft herunter. Diese suchte die Gemüther zu beruhigen. Sie stellte vor: daß der Bürgerrath bereit sey, die Distrikte zusammen zu berufen, daß aber (zufolge der Gesetze der Nationalversammlung) in dieses Verlangen nicht eher eingewilligt werden, wenn nicht 150 thätige Bürger einstimmig diesen Wunsch bezeugten. Folglich müsse vorher untersucht werden: ob sich unter ihnen diese Anzahl thätiger Bürger befinde, oder nicht. Der Präsident antwortete: „Wenn Ihr Augen im „Kopfe habt, so werdet Ihr sehen, daß unserer mehr „als zwölfhundert sind.“ In der That aber waren unter diesen Aufrührern, bei weitem nicht 150 thätige Bürger vorhanden. Die Abgesandten des Bürgerraths schwiegen stille; und hierauf sagte der Präsident: „Kurz und gut; wir wollen, daß heute „Abend noch die Distrikte versammelt werden.“ Die Bürgerräthe gaben zur Antwort: dieses sey unmöglich. Die Antwort ward nicht angenommen, und die Abgesandten wurden aus dem Saale gestoßen. Kaum hatten sie entfernt, als unter dem Haufen der

 Vor-

Vorschlag gemacht wurde: den ganzen Bürgerrath aufzuhängen. Alles dieses geschah in Gegenwart der Soldaten.

Ehe die Versammlung der Aufrührer aus einander gieng, sandte sie noch eine Gesandtschaft an den Bürgerrath, um denselben den Beschluß der Versammlung bekannt zu machen. Dieser Beschluß bestand darin: „der Bürgerrath solle sogleich die „Distrikte zusammenberufen; er brauche sich nicht zu „berathschlagen, ob er dieses thun wolle, oder nicht; „er solle nur Ja oder Nein sagen.“ Diese Botschaft wurde von der Versammlung an den Bürgerrath gesandt. Die Antwort blieb eine Viertelstunde lang aus, und der Tumult in der Versammlung nahm indessen zu. Hierauf befahl der Präsident Stillschweigen, und sagte: „Meine Herren! Wir wollen „diesen Aufschub des Bürgerraths als eine förmliche „abschlägige Antwort ansehen. Daher ist meine „Meinung: daß wir noch einmal, und zwar zum „letzten male, eine Botschaft an den Bürgerrath sen„den, um demselben bekannt zu machen, daß wir „nunmehr zu gewaltsamen Mitteln zu schreiten ge„sonnen sind.“ Die ganze Versammlung nahm diese Rede mit Beifallklatschen auf, und eben wollte diese letzte Botschaft abgehen, als die erste zurückkam, und die Antwort brachte: der Bürgerrath wolle die Distrikte zusammenberufen. Aber auch dieses besänftigte die Aufrührer nicht. Sie blieben noch einige Zeit versammelt, und berathschlagten sich: ob sie nicht hingehen und alle Rathsherren ermorden wollten.

So weit kam es indessen nicht: aber, als die Rathsherren nach Hause giengen, wurden sie, mit Auspfeifen, Auszischen, und mit Spottgesängen bis zu ihren Wohnungen begleitet. Nachgiebigkeit gegen einen aufrührischen Pöbel gebiehrt allemal Verachtung: dieß scheint der Bürgerrath zu Nancy nicht eher gewußt zu haben, als bis er es aus Erfahrung lernte.

In dieser Versammlung wurden die Soldaten gelehrt, ungehorsam gegen ihre Obern zu seyn. Hier lernten sie, ungestraft sich gegen die Gesetze und gegen die rechtmäßige Obrigkeit auflehnen. Hier lernten sie, daß ihre Stärke in ihren Armen liege, und daß ihnen Niemand widerstehen könne, wenn sie etwas mit Gewalt verlangten. Sie hatten das Beispiel gesehen, und brannten vor Begierde dasselbe nachzuahmen.

Am folgenden Tage wurden die Distrikte versammelt; und diese verlangten, daß das Bundesfest am 19. April gefeiert werden solle. Es wurden abermals Kuriere abgesandt, um diese Nachricht den benachbarten Städten zu überbringen. Die Bürgermiliz aus der ganzen benachbarten Gegend kam am Abende des 18. Aprils zu Nancy an. Nun giengen die Aufrührer unter den Soldaten der Garnison herum. Sie sagten ihnen: sie sollten an dem Bundesfeste Theil nehmen, sie sollten sich mit ihren Brüdern, den Bürgersoldaten, vereinigen, und sich nicht an die Befehle ihrer Officiere kehren, weil die Officiere böse Aristokraten, Feinde des Vaterlandes, und

 Feinde

Feinde der Soldaten seyen. Diese und ähnliche Reden machten Eindruck. Die Soldaten des Regiments du Roi ließen sich verführen, und, um nicht allein zu seyn, verführten sie auch die Dragoner des Regiments Mestre de Camp. Sie beschlossen unter sich: daß sie, an dem Tage des Bundesfestes, mit ihren Fahnen zu den Bürgersoldaten heraus ziehen wollten, gesetzt auch daß ihre Officiere dieses zu thun ihnen verbieten sollten. Die Bürgermiliz bat um Erlaubniß für die Soldaten, und die Officiere willigten sogleich ein. Drei hundert Mann Schweizer, mit ihren Fahnen, ein Bataillon des Regiments du Roi, und ein Eskadron Kavallerie mit ihrer Standarte, zogen aus der Stadt, und feierten, mit der Bürgermiliz, das Bundesfest.

Gegen die Mitte des Mays kam Hr. de Laurencie nach Nancy. Er war vorher Obrister des Regiments du Roi gewesen, und nunmehr, vermöge seiner Anciennetät, General geworden. Seine Absicht war also, sich von dem Regimente in dieser Stelle anerkennen zu lassen. Die Soldaten erklärten einstimmig, daß sie ihn nicht anerkennen wollten, und weigerten sich sogar die Fahne in sein Quartier zu bringen. Sie verlangten: daß Hr. de Lanjamet, welcher den ganzen Winter kommandirt hatte, das Kommando ferner behalten solle. Hr. de Lanjamet weigerte sich, und stellte den Soldaten ihr Unrecht vor; aber vergeblich. Hierauf versammelten sich die Officiere in dem Hause des Herrn de Lanjamet; und da man großes Zutrauen in die Unterofficiere

ciere setzte, so wurden auch die Unterofficiere zu dieser Versammlung gebeten. Dieses Mittel that gute Wirkung. Die Unterofficiere gaben sich Mühe die Soldaten zu besänftigen, und es gelang ihnen. Die Soldaten zogen vor die Wohnung des Herrn de Laurencie und erkannten denselben für ihren General, ungeachtet ein großer Haufe des Pöbels sich vor dem Hause versammelte, und den Soldaten zurief, daß sie dieses ja nicht thun möchten. Hiedurch aber war der Geist der Unruhe unter den Soldaten noch nicht gestillt. Die Gährung dauerte fort. Der Jakobinerklub zu Nancy erhielt heimliche Befehle von dem Jakobinerklub zu Paris, einen Aufruhr unter den Soldaten gegen ihre Officiere zu erregen; und diese Befehle brachte derselbe glücklich in Ausübung. Am 10. Mai nahmen die Jakobiner einen Soldaten in Verhaft, von welchem sie vorgaben, er sey von den Officieren ausgeschickt, um die Bürger anzufallen. Vernünftige Personen lachten über ein so ungereimtes Vorgeben. Ein einziger Mann gegen die ganze Stadt! Wer könnte wohl so Etwas glauben! Hierauf gaben sich die Jakobiner Mühe, die Soldaten in die Versammlungen ihres Klubs zu ziehen, in welchem die Anarchie methodisch gelehrt wurde. Es gelang ihnen, die Köpfe zu erhitzen, und die Soldaten des Regiments du Roi formirten einen Klub unter sich, so wie alle Regimenter in ganz Frankreich gethan hätten. Ein anderer Theil des Regiments widersetzte sich diesem Klub, und blieb den Officieren getreu. Hiedurch entstanden unter den Soldaten

zwei

zwei Partheien. Die Parthei des Klubs war die stärkere Parthei. Sie beschloß daher einstimmig: die übrigen Soldaten vom Regimente wegzujagen, und bewachte indessen dieselben in ihren Kasernen. Der Kommandant der Stadt, Hr. de Noue, suchte die Klubisten zu besänftigen, und sagte ihnen: er würde die ganze Sache dem Kriegsminister vortragen, und seine Entscheidung erwarten. So lange wollten aber die Klubisten nicht warten, sondern sie ließen unter die Soldaten ihrer Parthei den Befehl ergehen: schwarze Kamaschen anzuziehen, und sich zu der Abreise nach Paris bereit zu halten. Hr. de Noue ließ das Gefängniß, in welchem sich die Soldaten der andern Parthei befanden, mit Wache besetzen, um dieselben vor aller Gewaltthätigkeit zu schützen. Die Soldaten des Klubs begaben sich zu ihm, und drohten: das Gefängniß mit Gewalt zu erbrechen, und die Gefangenen von dem Regimente wegzujagen. Hr. de Noue gab ihnen zur Antwort: „Die Soldaten, „welche ich gefangen halte, sind unschuldig, und ich „habe die ganze Sache dem Minister berichtet. Ihr „fordert von mir Gerechtigkeit. Wenn ich Gerechtigkeit ausüben wollte, so hätte ich Euch schon lange „von dem Regimente wegjagen müssen."

Hierauf beschlossen die Klubisten, das Gefängniß mit Gewalt zu erbrechen, und bestimmten eine gewisse Stunde dazu. Die Officiere, welche hievon Nachricht erhielten, begaben sich alle dahin, fest entschlossen, eher ihr Leben aufzuopfern, als die Ausübung eines solchen Verbrechens zuzugeben. „Der

Gene-

General befahl dem ganzen Regimente ins Gewehr zu treten. Sobald das Regiment versammelt war, machte der General demselben, mit einem festen und unerschrockenen Ton bekannt: daß die Gefangenen nach dem Gefängnisse der Stadt, und demzufolge unter den Schutz des Gesetzes gebracht werden, auch daselbst so lange verbleiben sollten, bis der Minister über ihr Schicksal werde entschieden haben. Die Soldaten weigerten sich nicht diesem Befehle zu gehorchen, und brachten die Gefangenen nach dem Gefängnisse der Stadt. Einige Tage lang war alles ruhig. Die Soldaten erhielten keine Befehle von ihren Officieren, sondern bloß allein von dem Klub, welcher das Regiment regierte. Beinahe täglich giengen die Soldaten haufenweise aus der Stadt, in einen nahe gelegenen Wald, und hielten daselbst lange Unterredungen mit den Bürgern a).

Gegen das Ende des Julius bemerkte, in der Nacht, Hr. Montluc, der Kapitain eines Postens, daß eine Schildwache sich zu weit entfernte. Der Officier befahl dem Soldaten, näher zu kommen. „Ey!“ antwortete der Grenadier, „ich stehe recht „gut, da wo ich bin.“ Der Officier stattete bei dem Staabe von diesem Vorfalle Bericht ab, und befahl dem

a) Die vorzüglichsten Umstände dieser Erzählung sind aus der Schrift des Hrn. Leonard, aus den Berichten des Bürgerraths zu Nancy, aus den Protokollen der Nationalversammlung, und aus den mündlichen Erzählungen einiger Augenzeugen geschöpft.

dem Korporal, den Soldaten in das Gefängniß zu führen. Der Korporal wollte dem Befehle gehorchen, aber die ganze Grenadierkompagnie widersetzte sich. Der General berichtete dieses dem Kommandanten, Hrn. de Noue, und der Kommandant befahl, daß die Grenadierkompagnie, bis auf weitere Ordre, von allem militairischen Dienste suspendirt seyn sollte. Die Officiere der Kompagnie versammelten sich bei ihrem Obristen, und sandten einen Kurier an den Kriegsminister. Die übrigen Kompagnien des Regiments machten mit den Grenadieren gemeinschaftliche Sache, und weigerten sich Dienste zu thun. Als die Reihe an das Regiment kam, um auf die Wache zu ziehen, befahl der Kommandant, daß die Dragoner und die Schweizer an ihrer Stelle aufziehen sollten. Dessen ungeachtet zogen die Grenadiere des Regiments auf die Parade, stellten sich in die Reihe, und nöthigten den Tambour, Rappel zu trommeln. Der Tambour weigerte sich, und da drohten sie ihm, daß sie ihn aufhängen würden. Zwei Korporale, welche die Soldaten nicht anführen wollten, wurden geprügelt. Die Soldaten gaben Befehle, und sagten zu dem Officier, welcher die Wache hatte: sie würden ihn zwingen sie anzuführen, wenn er nicht gutwillig zu gehen entschlossen sey.

Der Bürgerrath, welcher von dieser Gährung die traurigsten Folgen für die Stadt befürchtete, ließ den Kommandanten, Hrn. de Noue, bitten, daß er den, am vorigen Abende, den beiden Regimentern gegebenen Befehl zurücknehmen möchte. Der Kommandant

mandant that es, und erlaubte den Grenadieren auf die Wache zu ziehen. Als diese Erlaubniß ankam, waren die Grenadiere schon unter den Waffen, auf dem Paradeplatze. Sie jauchzten über den guten Erfolg ihres Aufruhrs, und da geschah, was allemal geschieht, wenn der Befehlshaber seinen Untergebenen nachgiebt: diese werden dadurch nur um so viel dreister. Die Grenadiere verlangten nun von dem Obristen scharfe Patronen. Er weigerte sich. Da drohten sie: ihn und alle übrigen Officiere, aufzuhängen; die Thüre des Zimmers, in welchem die Patronen verwahrt wurden, aufzusprengen; und sich mit Gewalt derselben zu bemächtigen. Sie sprengten auch würklich die Thüre ein; füllten ihre Patrontaschen mit Patronen; leerten das ganze Magazin aus; trugen die Kriegsmunition in die Kaserne; stellten Schildwachen davor; und zogen nachher auf die Wache; mitten durch den versammelten Pöbel, und durch die Bürgermiliz, welche ihnen Beifall zuklatschte.

Die Officiere des Regiments versammelten sich um drei Uhr des Nachmittags. Sie berathschlagten sich, und beschlossen: zwei Abgesandte an die Nationalversammlung zu senden, von derselben zu verlangen, daß sie die Soldaten zu ihrer Pflicht zurückrufen solle, und, im Falle sie sich dessen weigern, oder sich dazu zu schwach finden sollte, derselben zu erklären: daß alle Officiere des Regiments ihre Dimission verlangten. Die beiden abgesandten Officiere reiseten sogleich ab.

Einige

Einige übelgesinnte Bürger hatten indessen die Grenadiere überredet: die Officiere seyen gesonnen wegzureisen und die Fahnen des Regiments mitzunehmen. Daher sandten die Grenadiere eine Wache zu dem Kommandanten. Bei diesem Vorfalle, und bei allen übrigen Beweisen von Mangel an Unterwürfigkeit, verhielten sich die Officiere ganz leidend, um die Rückkunft ihrer Gesandten an die Nationalversammlung erst abzuwarten, ehe sie zu andern Mitteln schritten.

Nun überredeten die Bürger die Soldaten: daß sie, so wie die Soldaten anderer Regimenter gethan hätten, sich von ihren Officieren möchten Rechnung ablegen und Geld geben lassen.

Am 8. August verlangten die Grenadiere des Regiments du Roi, von ihrem Obristen, daß er sie möchte exercieren lassen. Dieses geschah. Das Regiment rückte aus. Nach geendigter Revue nahmen die Soldaten ihre Officiere gefangen, und führten dieselben in einen Saal, in welchem ein, von dem Regimente gewählter Ausschuß, sich niedersetzte, und einen Soldaten, Namens Pomier, zum Präsidenten erwählte. Dieser Präsident übergab den Officieren schriftlich die Klagen der Soldaten. Hierauf sandte der Ausschuß zu Hrn. de Messimieux, dem Schatzmeister des Regiments, einem Greise, welcher 56 Jahre in der Armee gedient hatte. Dieser erhielt den Befehl, nach dem Saale zu kommen, und seine Rechnungsbücher mitzubringen. Er gieng mit den Soldaten. Die Soldaten blätterten die

Bücher

Bücher durch, bemerkten, daß sich dieselben erst mit dem Jahre 1776 anfiengen, und verlangten Rechnung seit dem Jahre 1768. Der Schatzmeister stellte die Unmöglichkeit vor, in welcher er sich befinde eine solche Rechnung abzulegen. Hierauf sagte der Präsident zu den übrigen Mitgliedern des Soldatenausschusses: „Sollen wir nicht den Herrn de „Messimieux ins Gefängniß schicken?“ Die Soldaten nickten mit dem Kopfe. Hr. de Messimieux sagte: er würde nicht ins Gefängniß gehen, wenn er nicht den Befehl dazu von dem Obristen erhalte. Aus Furcht, daß sich die Soldaten gegen diesen alten Mann Gewaltthätigkeiten erlauben möchten, gab der Obriste den Befehl. Ein Soldat schlug vor, den Schatzmeister ins Loch zu stecken; aber die übrigen bemerkten, daß sie sich hiedurch selbst entehren würden; und so wurde dann beschlossen, den Schatzmeister nach dem Gefängnisse der Officiere zu bringen. Er blieb darin drei Stunden, und wurde dann frey gelassen. Die Officiere aber behielt der Ausschuß bis um drei Uhr des Morgens. Dann wurde ihnen erlaubt, sich nach Hause zu begeben, aber mit dem strengen Befehle, um zehen Uhr Vormittags wieder zu erscheinen, und den Soldaten, auf die an sie zu richtenden Fragen, zu antworten.

Die Officiere erschienen zu der bestimmten Zeit, aber es wurde nichts ausgemacht. Einige Staabsofficiere kamen, brachten dem Obristen einen Brief des Kommandanten, und giengen weg. Der Obriste las den Brief, und zerriß denselben, nachdem er

ihn gelesen hatte. Die Soldaten rafften die Stücke auf, und versuchten dieselben zusammen zu setzen. Es gelang ihnen nicht. Sie nöthigten daher den Obristen, an Hrn. de Noue einen Brief zu schreiben, und ihm zu melden: er habe sein erstes Billet nicht erhalten, er möchte ihm ein zweites schreiben. Der Obriste that es — gewiß eine unverzeihliche Handlung! Ein Obrister, der sich von seinen Soldaten bereden läßt, seinem Kommandanten eine Unwahrheit zu schreiben! Hr. de Noue antwortete. Er sagte dem Obristen (Hrn. de Balivieres): er möchte sich etwas thätiger bezeigen, und etwas mehr Kraft anwenden, um einer Ausgelassenheit ein Ende zu machen, welche leicht in Räuberei ausarten könnte. Die Soldaten hielten sich durch dieses Billet für beleidigt. Sie gaben vor, Hr. de Noue habe sie Räuber gescholten, und sie würden ihn nöthigen, ihnen öffentliche Abbitte zu thun. Nun nöthigte der Ausschuß die gefangenen Officiere, den Soldaten, auf der Stelle, 150,000 Livres auszuzahlen. Sie theilten das Geld unter sich. Jeder Soldat erhielt 73 Livres für seinen Antheil. Hierauf ließen sie, um acht Uhr des Abends, die gefangenen Officiere los, mit dem Bedeuten: sie hätten die 150,000 Livres nur als ein a Conto angenommen; denn die ganze Summe, welche sie zu fordern gedächten, sey 1,500000 Livres. Sobald die Soldaten dieses Geld von ihren Officieren erpreßt hatten, schickten sie Abgesandte an alle Regimenter der benachbarten Garnisonen, und ließen die Soldaten aufmuntern, ihrem Beispiele zu

folgen,

folgen, und sich mit ihnen in Korrespondenz einzulassen. Diese Abgesandten wurden aber überall schlecht empfangen.

Am 11. August, an dem Tage, nachdem die Soldaten des Regiments du Roi ihre Officiere beraubt hatten, zeigte sich unter dem Schweizerregimente, welches bisher die strengste Subordination beobachtet hatte, eine Gährung, deren Ursache in dem bösen Beispiele zu suchen war, welches das Regiment du Roi gegeben hatte. Zwei Schweizergrenadiere trugen, unter den Soldaten ihres Regiments, einen Aufsatz zum Unterschreiben herum. Sie wurden von den Officieren entdeckt. Das Regiment erhielt Befehl auszurücken, es wurde Kriegsrath gehalten, und die beiden Grenadiere wurden verurtheilt Spießruthen zu laufen. Nachher sollte ihnen der Kopf geschoren, und sie von dem Regimente weggejagt werden. Diese Exekution geschah, ohne allen Widerstand, und die beiden Grenadiere, von denen der eine aus Lausanne, der andere aus Genf gebürtig war, wurden nach dem Gefängnisse gebracht a).

Am Abende dieses Tages kamen eine Menge Soldaten, von den Regimentern du Roi und Mestre de Camp, begleitet von einem zahlreichen Pöbel, vor die Kasernen der Schweizer. Sie warfen ihnen ihre

 Feig-

a) Cette Sentence, juste à tous égards, fut exécutée sans qu'aucun Suisse fit mine de se revolter, tout ce Régiment étoit encore soumis aux loix. *Léonard* p. 16.

Feigherzigkeit vor, daß sie sich eine solche Ungerechtigkeit von ihren Officieren gefallen ließen, ohne sich zu rächen. Die Bürgersoldaten, welche mit den Schweizern Wache thun sollten, verließen ihre Posten, schimpften auf die Schweizer, und sagten: „sie wollten nicht mit H.....n dienen, welche ihre Kameraden im Stiche ließen.“ Vornehme Bürger und Bürgerinnen sahen aus den Fenstern, klatschten in die Hände und riefen: „Bravo! Bravo! a)“ Hierdurch wurden die Schweizer, theils aus Furcht, theils durch das böse Beispiel verführt, ebenfalls aufrührisch.

Gegen vier Uhr des Abends ließ der General des Regiments Mestre de Camp seinen Dragonern befehlen, daß sie ihre Kaserne nicht verlassen möchten. Aber die meisten hatten sich schon entfernt, sobald ihre Pferde besorgt waren. Ungefähr zwanzig Dragoner zogen, mit dem Säbel in der Hand, begleitet von den Soldaten des Regiments du Roi, nach den Kasernen der Schweizer. Die Dragoner sprengten, mit Beilen, die Thüre des Gefängnisses ein, und der Pöbel munterte sie auf, durch ein wiederholtes Geschrei: „Bravo! Bravo!“ Die beiden gefangenen Schweizersoldaten wurden befreit, im Triumphe durch die Straßen geführt, und blieben nachher

a) On a vu des Citoyens, et des Citoyennes, qui par leur état devoient jouer un autre rôle, crier *bravo*, de leurs fenêtres, et battre des mains à la vue de ces horreurs. *Léonard*. p. 17.

nachher einige Stunden in den Kasernen der Dragoner, ohne Vorwissen der Officiere.

Die Schweizerofficiere wurden von dem Pöbel beschimpft, verfolgt und mit Steinen geworfen. Sie begaben sich daher in die Zitadelle, zu dem Kommandanten derselben, dem Herrn de Malartic. In der Zitadelle lag ein Bataillon Schweizer, und sobald die Officiere der andern beiden Regimenter, von der Gefahr, in welcher sich die Schweizerofficiere befanden, Nachricht erhielten, kamen sie diesen zu Hülfe, und schlossen sich mit ihnen in die Zitadelle ein.

Die aufrührischen Soldaten beschlossen: den beiden Gefangenen ihre Ehre sogleich wiedergeben zu lassen. Man zog sie an, man befestigte an ihrem Kopfe einen falschen Zopf, statt der Haare, welche ihnen abgeschnitten worden waren. In diesem Aufzuge wurden sie mitten unter den versammelten Pöbel gebracht. Der Pöbel rief ihnen, zu wiederholten malen, zu: sie müßten nicht eher ruhen, als bis ihre Officiere dieselbe Strafe erlitten hätten, die man ihnen angethan hatte. Man zwang den Tambour, Appel zu trommeln. Die Soldaten der beiden französischen Regimenter traten ins Gewehr; aber die Schweizer weigerten sich standhaft, und sagten: sie würden nicht eher ins Gewehr treten, als bis sie dazu Befehl von ihren Officieren würden erhalten haben. Hierauf begaben sich Soldaten von den Regimentern du Roi und Mestre de Camp, vereinigt mit einigen Soldaten der Bürgermiliz, nach der Wohnung des Obristlieutenants des Schweizerregiments,

Hrn.

Hrn. Merian. Sie mißhandelten ihn, und führten ihn nach der Kaserne. Hier drohten sie: ihn zu ermorden, wenn er nicht dem Regimente Befehl geben würde ins Gewehr zu treten. Er befahl es, und sogleich trat das Regiment ins Gewehr. Die beiden Bataillone desselben formirten ein Bataillon karré mit ihren Fahnen, und der Hr. Merian sah sich genöthigt den beiden Gefangenen ihre Ehre wieder zu geben. Er mußte nachgeben, weil ausserdem alle Schweizerofficiere in der größten Lebensgefahr gewesen wären. Indem Hr. Merian die Soldaten wieder dienstfähig machte, hatte er, zufolge des in allen Schweizerregimentern angenommenen Gebrauchs, die Formel in deutscher Sprache hergesagt; aber der Pöbel, und ein Theil der Bürgermiliz, nöthigten ihn, dasjenige, was er gesagt hatte, in französischer Sprache zu wiederholen.

Die ganze Nacht war ein Freudenfest. Die beiden Schweizer wurden, im Triumphe, durch alle Straßen der Stadt geführt. Die Soldaten vertheilten sich in die Wirthshäuser, und die schändlichsten Ausschweifungen dauerten fort, bis an den anbrechenden Tag. Die ausgelassenen und betrunkenen Soldaten hielten die, durch die Straßen fahrenden, Wagen an, und ließen sich in der Stadt herum fahren. Andere liefen mit brennenden Fackeln in der Stadt hin und her, schrien und lärmten, weckten die ruhig schlafenden Bürger auf, und verbreiteten überall Furcht und Schrecken.

Der

Der Major des Schweizerregiments, Herr von Salis, hatte Mühe gehabt, vor dem wüthenden Pöbel sein Leben zu retten, von welchem er, mit Schimpfwörtern und Steinwürfen, verfolgt worden war. Er hatte daher vor seinem Hause, die Nacht über, vier Mann Grenadiere Wache erhalten. Er war im Bette und schlief ruhig. Gegen drei Uhr des Morgens wachte die Frau von Salis auf. Sie hörte Lärm in der Straße und legte sich an das Fenster. Da sah sie vor dem Hause einen großen Haufen bewaffneter Soldaten. Sie weckte ihren Mann. Dieser legte sich an ein kleines Fenster, sah die Gesichter dieses trunknen Haufens, und hörte, wie sie davon sprachen; daß sie sich seiner bemächtigen und ihn lebendig verbrennen wollten. Hierauf gieng er ganz ruhig die Treppe herunter, und sagte zu den vier Grenadieren, welche bei ihm die Wache hatten: „Freunde, wenn Ihr entschlossen seyd mich zu vertheidigen, so bin ich unbesorgt; sie sollen gewiß „nicht in das Haus kommen.“ Die Grenadiere antworteten: „Es sind ihrer zu viele — wir wissen „nicht — wir wollen sehen.“ Hieraus schloß er, daß er verrathen sey. Er gieng herauf zu seiner Gemahlin und sagte! „Meine Liebe, wir sind verlohren, wenn wir uns nicht sogleich retten!“ Hierauf ruft er den Thürhüter seines Hotels, und fragt, auf welche Weise er unbemerkt aus dem Hause kommen könne? Der Thürhüter gab zur Antwort: „es „gebe kein anderes Mittel, als auf den Boden zu „steigen, und über das Dach in das nächste Haus

„sich

„sich zu flüchten.“ Die Nacht war finster; die Nachbaren waren von dem Lärm aufgewacht; und die Magd in dem Hause des Nachbars, welche die Drohungen hörte, die diese Mörder gegen den Major ausstießen, schloß ganz richtig, daß sich derselbe auf keine andere Weise als über das Dach, und folglich in ihr Haus werde retten können. Sie stieg daher auf den Boden, machte das Dachfenster auf, und wartete. Der Major kletterte auf das Dach, seine Gemahlin kletterte ihm nach, zitternd vor Schrecken. Die Magd des Nachbars, welche an dem Dachfenster war, hörte das Geräusch, und rief: „Sind Sie's? kommen Sie nur.“ So kam der Major, mit seiner Gemahlin, in das Haus des Nachbars. Er hielt eine geladene Pistole in der Hand, und seiner Gemahlin hatte er auch eine gegeben. Man versteckte sie beide in einen Schrank, der, über einem Bette, in der Wand bevestigt war, und zu welchem man nur auf einer Leiter herauf steigen konnte. Die Leiter wurde weggenommen, und vor den Schrank ward ein großes Gemälde gesetzt. Sie konnten nur gebückt darin stehen. In die Thüre wurden, in größter Eile, einige kleine Löcher gebohrt, damit sie Luft schöpfen könnten. In dieser Stellung blieben sie dreißig Stunden lang, ohne zu essen oder zu trinken. Kaum konnten sie Athem holen. Die geladenen Pistolen behielten sie in der Hand, fest entschlossen, sich die Kugel durch den Kopf zu schießen, wenn sie entdeckt werden sollten.

Die

Die rasenden Soldaten, welche den Major ermorden wollten, sprengten die Thüre seines Hauses auf, bemächtigten sich der vier Grenadiere, welche gar keinen Widerstand thaten, eilten die Treppe herauf, und drangen in das Schlafzimmer des Herrn und der Frau von Salis. Wüthend darüber ihn nicht zu finden, warfen sie alles im Zimmer durcheinander, ladeten ihre Flinten, und schworen einen fürchterlichen Eid: sie wollten ihn haben, todt oder lebendig. Sie plünderten das ganze Haus, suchten alle Winkel durch, und, als sie sahen daß auch dieses vergeblich war, kamen sie fluchend in das Haus des Nachbars, und endlich in das Zimmer, in welchem der Herr von Salis mit seiner Gemahlin versteckt war. Sie suchten ihn überall, und fanden ihn nicht. Da stießen sie die schrecklichsten Verwünschungen gegen ihn aus. Einige sagten: „ich will ihm das Herz „aus dem Leibe reißen." Andere sagten: „ich will „seine Leber fressen," und noch andere schworen: sie wollten ihn in Stücken hacken a). Man denke sich die Lage des Mannes, der das alles mit anhörte. Als die Soldaten sahen, daß ihre Mühe vergeblich war, ließen sie eine starke Wache in beiden Häusern zurück, und begaben sich hinweg. Die Bedienten nahmen sie mit sich, und wollten sie, durch Martern, zwingen zu sagen, wo ihre Herrschaft versteckt sey. Sie wußten

a) Les uns disoient: *je lui arracherai le coeur*; d'autres: *je lui mangerai le foie*: les moins cruels ne pensoient qu'à *le découper par morceaux*. Léonard p. 23.

wußten es; aber sie sagten nichts. Nun kamen die Soldaten noch einmal zurück, und setzten Schildwachen in alle Zimmer: so daß der Herr und die Frau von Salis kaum wagen durften frei Athem zu holen.

Am 12. August wurde, vor fünf Uhr des Morgens, Generalmarsch geschlagen, und allen Regimentern der Befehl gegeben auf dem Paradeplatze zu erscheinen. Sie erschienen, und mit ihnen, auf Befehl des Bürgerrathes, auch die Bürgermiliz. Hierauf wurde ihnen bekannt gemacht: es sey in der Nacht ein Kourier mit einem Beschlusse der Nationalversammlung, zu Herstellung der Unterwürfigkeit, angekommen. Der Beschluß wurde den, unter dem Gewehr stehenden Truppen, vorgelesen und sie wurden ermahnt demselben zu gehorchen. Hierauf ward der Beschluß gedruckt, und um sechs Uhr an alle Ecken der Straßen angeschlagen, aber von dem Pöbel sogleich wiederum abgerissen. Die Soldaten stellten sich, als zweifelten sie an der Aechtheit dieses Gesetzes, und als glaubten sie, es sey eine bloße List, um sie zum Gehorsam zu nöthigen. Der Jakobiner-Klub bestärkte noch die Soldaten in dieser irrigen Meinung.

Die Officiere der Dragoner, welche, zu der bestimmten Zeit, nach der Kaserne kamen, um die Dragoner aufsitzen zu machen, wunderten sich über das heimliche Gemurmel, welches sie unter ihren Leuten bemerkten, und noch mehr darüber, daß einige den Befehlen zu gehorchen sich weigerten, und daß aus jeder Kompagnie zwei Mann austraten, und nach den

Kaser-

Kasernen zurückgiengen, unter dem Vorwande: sie gehörten zu dem Ausschusse, und müßten jetzo ihre Sitzungen halten. Nachdem alle Vorstellungen vergeblich waren versucht worden, sahen sich die Officiere genöthigt nachzugeben.

Als das Regiment auf dem Paradeplatz angekommen war, und sich mit den übrigen Regimentern der Garnison vereinigt hatte: da trat aus jeder Kompagnie ein Dragoner heraus, und alle diese kehrten mit einander nach der Kaserne zurück. Bald aber kamen sie wieder, und brachten einen von den gestraften Schweizern mit sich, welchen sie in ihrer Kaserne aufgenommen hatten. Sie vereinigten sich mit vielen Soldaten der andern Regimenter, und mit einigen Soldaten der Bürgermiliz. So zogen sie, mit einer stark besetzten Musik, vor der Fronte der Parade vorbei, unter den Fahnen durch, und stellten den Schweizer neben die Standarte des ersten Eskadrons. Ein Dragoner stieg ab, überließ dem Schweizer sein Pferd, und gab ihm seine Waffen. Der in großer Menge versammelte Pöbel klatschte Beifall, und rief! „Bravo! Bravo!“ Der Kommandant, Hr. de Noue, dessen Kaltblütigkeit und Tapferkeit allgemein bekannt sind, sah ganz ruhig dem Aufstande zu, und las nachher den Beschluß der Nationalversammlung ab. Hierauf defilirte das Regiment, und begab sich nach seiner Kaserne zurück, wohin es den Schweizer, im Triumphe, mit sich führte.

Bald nachher zogen alle Regimenter abermals auf den Paradeplatz und stellten sich daselbst in Ordnung.

nung. Dann riefen die Soldaten, mit Einer Stimme: der Kommandant, Hr. de Noue, solle sogleich auf dem Platze erscheinen. Der Bürgerrath schickte einige Abgesandte an die Soldaten, um zu erfahren, was sie verlangten. Sie sagten: sie wollten, Hr. de Noue solle kommen, und ihnen öffentliche Abbitte thun. Die Soldaten schickten zu ihm, um ihn zu holen. Er widersetzte sich länger als zwei Stunden, und erklärte: er sey fest entschlossen, eher zu sterben, als sich so weit zu erniedrigen. Hierauf sagten einige Grenadiere: „Wenn dieser Schurke nicht herunter „kommt: so bleibt uns nichts übrig, als ihn zum „Fenster hinaus zu werfen, und ihn auf unseren Ba„jonetten aufzufangen.“ Der Pöbel klatschte, und rief: „Bravo! Bravo!“ Dabei spielte die Musik des Regiments du Roi das Lied: On va lui percer le flanc a).

Hierauf ließen sich einige Mitglieder des Bürgerrathes von den Truppen versprechen, daß sie den Hrn. de Noue nicht mißhandeln wollten, und giengen nachher zu ihm, um ihn zu bitten, daß er, in ihrer Begleitung, auf den Paradeplatz kommen möchte. Er kam auf den Platz, und sagte, fest und unerschrocken:

a) Quelques Grenadiers disoient: si ce b . . . . . là ne descend pas, il n'y a qu'à l'aller f. . . . e par la fenêtre, et le recevoir sur les bayonettes. Et les gueux d'applaudir. Pendant cela la Musique du Régiment du Roi jouait l'air: On va lui percer le flanc. *Léonard*. p. 25.

ken: „Soldaten, was verlangt ihr von mir?“ Der Präsident des Soldatenausschusses, Pomier, trat heraus, und las ihm das Billet vor, welches er an den Herrn de Balivieres geschrieben hatte. Dabei kündigte er ihm an: die Soldaten fänden sich durch den Ausdruck: Räubereien, beleidigt, und verlangten eine öffentliche Genugthuung. Endlich setzte der Kerl hinzu: „Sie zittern, mein Herr, ich aber „habe mich für Sie verbürgt.“ Hr. de Noue gieng vor der Fronte der Grenadiers auf und ab, und redete sie an: „Ihr klagt mich an, daß ich Euch Un„recht gethan habe. Aber fragt Euch selbst; seid „Richter zwischen Euch und mir. Ich habe seit „langer Zeit Euer Regiment kommandirt; ich habe „mir es zur Ehre gerechnet Euch anzuführen. War„um wollt Ihr mich denn jetzt betrüben? Kehrt zu„rück zu Eurer Pflicht, gehorcht dem Gesetze, und „zeigt Euch des Namens französischer Soldaten wür„dig. Wenn Ihr glaubt, daß ich Euch Entschuldi„gungen zu machen habe, so mache ich sie.“ Hiemit schienen die Truppen zufrieden zu seyn.

Die Dragoner ritten nach ihrer Käserne zurück, und nahmen den Schweizer mit sich. Nun befahlen die Dragoner, daß ein Detaschement von funfzig Mann sich formiren solle, und verlangten von den Oberofficieren, sie möchten dasselbe anführen. Aber alle Offiziere erklärten einstimmig: sie wollten lieber sterben, als Etwas thun das ihrer Ehre zuwider sey. Hierauf zwangen die Soldaten zwei Unterofficiere, sich an die Spitze dieses Detaschements zu stellen.

Das

Das Detaschement begab sich, in Begleitung zweier Detaschementer von den übrigen beiden Regimentern der Garnison, nach der Wohnung der Schweizeroffiziere, und zwang diese mit Gewalt, 224 Louisd'ors, zur Entschädigung für die Bestrafung der beiden Soldaten ihres Regiments, auf der Stelle zu bezahlen.

Sobald sie dieses Geld hatten, zogen sie, in Begleitung einer zahlreichen Musik, und verfolgt von einem großen Haufen des Pöbel, der ihnen Beifall zurief, durch alle Straßen der Stadt und der Vorstädte, und begiengen die allergrößten Ausschweifungen. Die Dragoner nahmen Soldaten und Musikanten hinter sich auf die Pferde, und als es anfieng finster zu werden, zwangen sie, mit dem Säbel in der Faust, den Quartiermeister des Regiments, die Hälfte der erbeuteten Geldsumme, welche für den andern Schweizer bestimmt war, in Verwahrung zu nehmen. Die ganze Nacht hindurch hörte der Lärm nicht auf.

Freitag Morgens, am 13. August, fanden die Officiere der Dragoner, als sie in die Kaserne kamen, statt der Soldaten, einen Haufen auf allerlei Weise verkleideter Leute, die ihre Uniformen verlohren, oder verschenkt hatten, und, unter ihnen, eine Menge Weiber und Mädchen, welche die Trommeln rührten. Der, an den Ecken der Stadt angeschlagene Beschluß der Nationalversammlung, war überall abgerissen worden.

Gegen

Gegen neun Uhr Vormittags hatte sich endlich auch das ganze Schweizerregiment empört. Die Soldaten hielten ihre Officiere gefangen, um sie zu zwingen ihnen Geld zu geben. Das Haus des Majors von Salis hatten sie verlassen, weil sie glaubten, er sey nicht mehr in der Stadt. Sobald sich der Hr. von Salis frei sah, und erfuhr, wie sehr seine Officiere von ihren Soldaten gemißhandelt würden, entschloß er sich, alle Gefahr mit denselben zu theilen. Er ließ sich von den Schweizern versprechen, daß sie ihn nicht umbringen wollten, und begab sich nachher nach der Kaserne, und freiwillig zu den übrigen Officieren ins Gefängniß. Hier fand er die Officiere in der allertraurigsten Lage, und in beständiger Gefahr von den Soldaten ermordet zu werden. Mit Geduld ertrugen sie die beinahe unglaublichen Qualen und Beschimpfungen, welche die Soldaten ihnen anzuthun ein Vergnügen fanden. Hr. de Noue sandte seinen Major nach der Kaserne der Schweizer, um von der Lage der Officiere Nachricht einzuziehen. Dieser erfuhr, von dem Obristlieutenant Hrn. Merian, daß die Soldaten geschworen hätten: sie würden die Officiere nicht eher freigeben, als bis sie von denselben 227,000 Livres erhalten, oder wenigstens tausend Stück Louisd'ors, als ein à Conto. Der Major stattete dem Kommandanten, von der traurigen Lage, in welcher sich die Schweizerofficiere befanden, sowohl als von den Forderungen der Soldaten, Bericht ab. Der General Vaubecourt war gegenwärtig, als dieser Bericht abgestattet ward.

Dieser

Dieser würde dadurch gerührt. Er gieng nach Hause, holte tausend Stück Louisd'ors, und brachte den Schweizersoldaten dieses Geld, welches sie verlangten. Dabei stellte er ihnen aber zugleich, stark und heftig, die Unanständigkeit und die Strafbarkeit eines solchen Verfahrens gegen ihre Officiere vor. Seine Vorstellungen schienen auf einige Augenblicke Eindruck zu machen, aber bald nahmen die Soldaten wiederum den vorigen frechen Ton an. Statt dem General für das Geld zu danken, welches er ihnen überbachte, sagten sie: „Dieß ist nicht genug, wir brauchen noch „3000 Livres.“ Der General borgte auch diese Summe von seinen Freunden, und brachte das Geld den Schweizern. Als die Schweizer die 27,000 Livres erhalten hatten, schienen sie zufrieden, und gaben den Officieren die Freiheit, nachdem sie sich vorher noch von denselben hatten eine Verschreibung für 200,000 Livres geben lassen, welche am ersten September bezahlt werden sollten. Nun vereinigten sich die Schweizer mit den Soldaten der andern beiden Regimenter, zogen durch die Stadt, und begiengen, am hellen Mittage, und auf öffentlicher Straße, mit schändlichen Frauenspersonen die allerekelhaftesten Ausschweifungen. Das lärmende Geschrei dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht fort, und war so unerträglich, daß sehr viele Bürger die Stadt verließen.

Am 14. sandten die Dragoner eine Gesandtschaft an ihren Kommandanten, und ließen ihm sagen: daß sie, ohne auf den Befehl der Nationalversammlung

Rück-

Rücksicht zu nehmen, verlangten, die Staabsofficiere sollten sich in der Reitschule versammeln, um Kriegsrath zu halten, und ihre Klagen anzuhören. Die Officiere versammelten sich in der Reitschule, um acht Uhr des Morgens, und wurden von dem Ausschusse der Soldaten verhört. Vor der Thüre des Hauses stellten sich die übrigen Dragoner des Regiments, und ließen Niemand heraus. Alle Vorstellungen der Officiere waren vergeblich, und die Soldaten behandelten ihre Obern mit unerhörter Frechheit. Bald sagten sie, zu dem Einen: er solle schweigen; bald zu einem Andern: er solle nicht so laut sprechen. Als der Kommandant des Regiments sprechen wollte, rief ihm der Präsident der Dragoner zu: Schweigt so lange, bis ich Euch befehle zu sprechen! Die Officiere wurden gezwungen Rechnung abzulegen. Endlich, um zwei Uhr, sagte der Präsident zu den Officieren: „Nun können Sie zum „Essen gehen, meine Herren. Morgen früh, um „sieben Uhr, finden Sie sich hier wiederum ein, da„mit wir unsere Sitzungen fortsetzen können. Heute „Abend haben wir genug zu thun, um alles was vor„gefallen ist aufzuschreiben."

Bei einem so gefährlichen Aufruhr sah nun der Bürgerrath kein anderes Mittel, als einen Kourier an die Nationalversammlung zu senden. Die Anarchie war allgemein, und es hatte dieselbe alle Klassen von Einwohnern angegriffen. Denn das Geld, welches die Soldaten unter die Bürger mit vollen Händen austheilten, hatte ihnen viele Freunde gemacht,

und die Bürgermiliz fand sich außer Stande, einen Aufruhr zu stillen, der so allgemein geworden war. Die Plünderung und gänzliche Zerstöhrung der schönsten Stadt Frankreichs stand ohne Rettung bevor. In dieser schrecklichen Noth und in dieser dringenden Gefahr, wandte sich der Bürgerrath an die Nationalversammlung, und bat um schleunige Hülfe.

Am folgenden Tage, am 15. August, versammelten sich die Staabsofficiere, dem von den Soldaten erhaltenen Befehle zufolge, um sieben Uhr des Morgens, in der Reitschule. Der Präsident der Dragoner las das Protokoll des gestrigen Tages vor; und wenn die Officiere dagegen Einwendungen, oder Bemerkungen darüber machten, so wurden sie ausgepfiffen oder verspottet. Durch die Ausschweifungen der vorigen Tage, waren die meisten Soldaten so betäubt, daß sie stehend einschliefen, und ihre geladenen Gewehre fallen ließen. Ein Officier sagte: wenn sie nicht sorgfältiger verführen, so würden sie bald einer den andern umbringen. Nach langem Geschwätze, wodurch nichts entschieden wurde, fragte endlich ein Officier die Dragoner: was sie denn eigentlich verlangten? Hierauf gaben diese zur Antwort: vermöge des Beschlusses der Nationalversammlung vom 7. August, seyen sie berechtiget worden, die Rechnungen der Officiere, seit sechs Jahren, durchzusehen. Nun hätten sie die Rechnungen untersucht, und verlangten jetzt, auf der Stelle, bezahlt zu seyn. Sie wußten, daß in der Regimentskasse nur wenig Geld vorhanden war. Daran erinnerten

nerten die Officiere die Dragoner. Aber dieser Grund that keine Würkung. Sie wollten bezahlt seyn; sie verlangten Geld; und zwar Geld zufolge einer Rechnung von dem Jahre 1764. Man stellte ihnen die Ungerechtigkeit ihrer Forderungen vor; aber umsonst. „Wir wollen Geld! Geld! Geld! Geld!“ riefen sie „Ihr sollt uns bezahlen; oder ....“ — „Bezahlen?“ antwortete ein Staabsofficier, „Womit? „Wir haben nichts, das Euch gehört; nichts das „dem Regimente gehört; und wenn Ihr nicht uns „selbst plündern wollt, so könnt Ihr nichts von uns „verlangen. Wollt Ihr aber unser Geld ....“ — „Euer Geld, oder anderes,“ schrien die Soldaten, „wir wollen Geld! Geld wollen wir haben; „gleichviel von Wem es kommt! Ausreden helfen „hier nichts! Ihr müßt uns Geld schaffen! Ihr „müßt uns heute noch, ehe Ihr diese Versammlung „verlasset, 47,962 Livres schaffen!“ Die Kasse des Regiments wurde herbeigeholt, und einer der Officiere schlug vor: den Soldaten das in derselben enthaltene Geld zu geben. Aber alle übrigen Officiere protestirten dagegen, und schworen: sie würden niemals zugeben, daß sich Jemand erfrechte Hand an das Geld zu legen, welches der Nation und dem Könige gehöre. Hierauf wiederholten die Soldaten, mit fürchterlicher Wuth, das Geschrei: „Geld! „Geld! sogleich Geld her, oder ....“ Nun entschlossen sich die Officiere, in ihrem eigenen Namen Wechsel auszustellen, unter der Bedingung, daß das Geld in der Regimentskasse nicht berührt werde.

 Die

Die Dragoner erhielten die Wechsel, und blieben nun einige Augenblicke ruhig. Es war zwei Uhr des Nachmittags. Bald nachher waren sie auch mit diesen Wechseln unzufrieden, und wollten auf der Stelle das Geld dafür haben. Einige Dragoner giengen, in dieser Absicht, in der Stadt herum. 24,000 Livres in Golde wurden herbeigeschafft, und für das Uebrige bot man ihnen Assignate an. Aber sie wollten keine Assignate, und drohten den Officieren mit dem Tode, wenn sie nicht auch noch das übrige Geld in klingender Münze, anschafften. Endlich, um eilf Uhr des Nachts, brachte man auch das übrige Geld. Nun hob der Präsident der Soldaten die Sitzung auf, und ließ die Officiere aus dem Arrest, in welchem sie sechszehn Stunden, ohne zu essen oder zu trinken, hatten zubringen müssen. Die Soldaten fielen, wie rasend, über das auf dem Tische liegende Geld her, und theilten dasselbe unter sich. Jeder erhielt, für seinen Antheil, fünf Louisd'ors und dreißig Sous.

Die folgenden Tage wurden in den schändlichsten Ausschweifungen hingebracht.

Am 17. August sandten die Soldaten acht Abgesandte, unter denen sich der berüchtigte Pomier befand, an die Nationalversammlung nach Paris.

Am 18. August brachte ein Kourier folgenden Beschluß der Nationalversammlung dem Bürgerrathe zu Nancy.

„Die Nationalversammlung, nachdem sie den Bericht ihres Ausschusses angehört hat, ist unwillig über

über den fortgesetzten Mangel an Unterwürfigkeit in den Regimentern du Roi, Mestre de Camp und Chateauvieux, welche die Garnison zu Nancy ausmachen; um so viel mehr, da diese Unordnungen seit dem Beschlusse des 6. August, und ohne Rücksicht auf diesen Beschluß fortdauern, obgleich derselbe die nöthigen Mittel enthielt, wie die genannten Regimenter, durch rechtmäßige Wege, ihre Klagen anbringen konnten. Ueberzeugt, wie die Nationalversammlung ist, daß Achtung für das Gesetz, und Gehorsam gegen die Befehle des Oberhaupts der Armee, gegen die Befehle der Officiere, und gegen die Regeln der militairischen Disciplin, die vorzüglichsten Kennzeichen, so wie auch die ersten Pflichten, ächter patriotischer Soldaten sind; und daß diejenigen, die, ungeachtet des geleisteten Eides, diese Pflichten aus den Augen setzen, öffentliche Feinde sind, deren Ausgelassenheit offenbar der wahren Freiheit und der Konstitution die größte Gefahr droht; in Betrachtung wie sehr es nothwendig ist, solche Ausschweifungen mit Ernst zu unterdrücken, und so schnell als möglich ein Exempel zu statuiren, durch welches die guten Bürger beruhigt, und der gerechte Unwille jener braven Militairpersonen Genugthuung erhalte, welche mit Abscheu die Aufführung ihrer unwürdigen Kameraden gesehen haben; damit endlich denjenigen, die aus Irrthum oder aus Schwäche, den Anstiftungen strafbarer Menschen, welche die ersten und vorzüglichsten Urheber solcher Unordnungen sind, nachgegeben haben, die Augen geöffnet und ein heilsamer Schrecken in sie

gebracht

gebracht werde: aus allen diesen Gründen, hat die Nationalversammlung einstimmig beschlossen und beschließt: daß da die Widersetzung der Truppen mit bewaffneter Hand, gegen die, von dem Könige genehmigten, Beschlüsse der Nationalversammlung, ein Verbrechen der beleidigten Nation ist, demzufolge, diejenigen, welche den Aufruhr der Garnison zu Nancy verursacht haben, in Verhaft genommen, und, als des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig, bestraft werden sollen."

„Daß diejenigen, welche auf irgend eine Weise, an dem Aufruhr Theil genommen haben, wann sie nicht, in Zeit von vier und zwanzig Stunden, nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses, ihren respektiven Obern erklären, und zwar schriftlich, wenn diese Obern es verlangen sollten, daß sie ihren Irrthum erkennen, und denselben bereuen, ebenfalls, nach Verfluß dieser Zeit, gefangen genommen, und, als Begünstiger und Theilnehmer des Verbrechens der beleidigten Nation bestraft werden sollen."

Dieser Beschluß der Versammlung wurde, am 19. August, zu Nancy gedruckt, und unter die Soldaten ausgetheilt. Hiedurch nahm die Gährung zu, und die Gemüther wurden sehr erbittert. Die Mitglieder des Jakobinerklubs überredeten die Soldaten: Der Beschluß sey untergeschoben und nicht ächt: und falls derselbe ächt seyn sollte, so sey es der ungerechteste Beschluß, den die Versammlung jemals gefaßt habe; der Bürgerrath sey daran Schuld, welcher, in seinem Berichte an die Versammlung, Alles übertrieben

trieben und vergrößert habe; auch Hr. de Noue habe einen unrichtigen Bericht abgestattet.

Sobald die Abgesandten der aufrührischen Soldaten zu Paris anlangten, ließ der Kriegsminister dieselben in Arrest nehmen. Die Soldaten zu Nancy wurden über diese Nachricht sehr aufgebracht, und beschlossen unter sich: alle ihre Officiere, sowohl als die Mitglieder des Bürgerraths, ebenfalls in Arrest zu setzen. Doch ward dieser Beschluß nicht in Ausführung gebracht. Die Soldaten schienen schon geneigt den Befehlen der Nationalversammlung Gehorsam zu leisten, als ein neuer Vorfall großes Aufsehen machte.

Hr. Jobart, ein Ludwigsritter und Obristlieutenant der Bürgermiliz zu Nancy, nahm, am 18. August, die beiden Schweizersoldaten, welche Spießruthen gelaufen hatten, unter die Bürgermiliz auf, ließ sie die Uniform anziehen, und stellte sie beide, als Schildwachen vor das Rathhaus, gerade zu der Zeit, da der Bürgerrath versammelt war. Der Bürgerrath bezeugte hierüber seinen Unwillen, und befahl, daß sich die Schweizer sogleich entfernen, und, statt derselben, zwei Bürgersoldaten den Posten besetzen sollten. Hierauf wurden die Staabsofficiere des Schweizerregiments eingeladen auf dem Rathhause zu erscheinen, und in Gegenwart derselben ward Herr Jobart verhört. Er antwortete mit vieler Frechheit, und behauptete: die Schweizer seyen mit Unrecht gestraft worden, und er habe dieselben

auf

auf das Verlangen vieler Bürger, unter die Bürgermiliz aufgenommen.

Am 24. August kam der General de Malseigne, im Namen und auf den Befehl des Königs, nach Nancy, mit dem Auftrage die Ruhe herzustellen. Hr. de Malseigne ist einer der rechtschaffensten und der tapfersten Generale in der französischen Armee. Er gieng durch alle Grade, bis zum Generalmajor der Karabiniers. Zwanzig Jahre lang bekleidete er diese Stelle, und endlich verließ er den Dienst im Jahre 1788. Er wurde zum Marechal de Camp ernannt, und begab sich auf seine Güter, wo er sich mit der Landwirthschaft beschäftigte, für welche er von jeher eine große Vorliebe gehabt hatte. Er erhielt den Befehl des Königs sich nach Nancy zu begeben, mit unumschränkter Vollmacht, zu handeln wie er für gut finden würde.

Am 25. August gieng Hr. de Malseigne in die Kaserne der Schweizer. Er hielt an den versammelten Ausschuß der Soldaten eine lange Anrede, und sagte ihnen: er sey gekommen, im Namen und auf Befehl des Königs, um ihnen Recht zu verschaffen, und ihre Klagen anzuhören. Die Soldaten brachten schriftlich verschiedene Artikel vor, und verlangten 200,000 Livres, und eine Erhöhung des Soldes. Hr. de Malseigne bewilligte ihnen Alles; sogar die verlangte Geldsumme, weil sich die Officiere entschlossen hatten, um des Friedens und der Ruhe willen, diese Summe zusammen zu schießen. Nur allein den Punkt der Erhöhung des Soldes konnte er den

Sol-

Soldaten nicht zugestehen, weil seine Vollmacht sich nicht so weit erstreckte. Um halb zwei Uhr verließ er die Kaserne, und fand unten im Hofe die Schweizersoldaten, unbewaffnet, im Bataillon carré gestellt. Er drang durch, in die Mitte, und sagte: „Solda„ten! ich will euch jetzt wiederholen, was ich Eu„rem Ausschusse schon gesagt habe. Ich habe ihnen „einige Artikel zugestanden. Aber einer darunter ist „zu wichtig, nehmlich der Artikel, welcher Euren „Sold betrifft. Dieser beruht auf der Kapitulation „zwischen Frankreich und Euren schweizerischen Obrig„keiten. Ich habe nicht Vollmacht hierin eine Aen„derung zu treffen; daher habe ich Eurem Ausschusse „vorgeschlagen, daß derselbe über diesen Gegenstand, „einen Aufsatz an den König, oder an die National„versammlung senden solle.“ Nachdem der General diese Anrede geendigt hatte, wollte er den Hof der Kaserne verlassen und sich nach Hause begeben. Als er aber an das Gitterthor des Hofes kam, und durch dasselbe hinaus gehen wollte, hielten ihm die vier Schweizergrenadiere, welche auf diesem Posten als Schildwachen standen, ihre Bajonette entgegen, und sagten: sie hätten Ordre ihn nicht heraus zu lassen. Hr. de Malseigne zog seinen Degen und sagte: „ich „befehle Euch, mich heraus zu lassen: denn Niemand „hat hier eine Ordre zu geben als ich.“ Die Grenadiere fuhren fort sich zu widersetzen, und rückten mit den Bajonetten auf ihn zu. Er parirte ihre Stöße mit seinem Degen, und drang mit Gewalt durch. Hierauf steckte er seinen Degen ein, und

wollte

wollte zu Herrn de Noue hingehen. Da er aber ein Geräusch hinter sich hörte, so wandte er sich um, und sah, daß einige Schweizerofficiere mit ihren Soldaten handgemein geworden waren, weil die Officiere die Soldaten verhindern wollten ihm nachzulaufen. Einer von den Grenadieren entsprang, und lief mit aufgehobnem Säbel auf den Hrn. de Malseigne zu, um ihn niederzuhauen. Der General zog seinen Degen, parirte die Hiebe, und stach nach dem Grenadier. Der Degen machte nur eine leichte Wunde, und sprang auf einer Rippe entzwei. Hr. de Malseigne riß einem Officier, der neben ihm stand, den Degen aus der Hand, und gieng ganz ruhig und langsam, nach der Wohnung des Hrn. de Noue. Die Soldaten in der Kaserne, welche diesen Auftritt mit angesehen hatten, rissen sich von ihren Officieren los, welche sie aufhalten wollten, warfen einige derselben über den Haufen, und umgaben das Haus des Hrn. de Noue, in welchem sich der General befand. Acht Officiere des Regiments du Roi waren bei Tische in einem benachbarten Hause, und da sie hörten, in welcher Gefahr der General sich befinde, eilten sie ihm zu Hülfe. Sie stellten sich unten an die Treppe, und erwarteten, ohne Furcht, den Angriff der Schweizer, welche sie die Straße herunter kommen sahen. Die Schweizer kamen und drangen auf die Officiere los. Diese vertheidigten sich nicht, sondern öffneten ihre Brust, und riefen den Schweizern zu: sie könnten auf keine andere Weise zu dem Generale gelangen, als wenn sie ihnen erst das Leben nähmen. Da

die

die Schweizer sahen, daß die Officiere unbewaffnet waren, so wollten sie sich auch ihrer Waffen nicht bedienen, sondern kamen mit ihnen in ein Handgemenge. Aber die Officiere blieben stehen, und warfen die Soldaten über den Haufen.

Indessen würden doch die Officiere von der weit größern Anzahl der Soldaten bald überwältigt worden seyn, wenn nicht der Major von Salis mit einigen andern Schweizerofficieren, herbeigeeilt, und in das Haus des Herrn de Noue eingedrungen wäre. Die Gegenwart dieser Officiere hielt die Soldaten im Respekt, und sie ließen sogleich die andern Officiere los, mit denen sie handgemein geworden waren.

Während dieser Zeit kamen sehr viele Officiere der Regimenter du Roi und Mestre de Camp, welche von der Gefahr des Generals gehört hatten, zu seiner Vertheidigung herbei. Aber sie konnten nicht in das Haus kommen, weil dasselbe mit bewaffneten Schweizern ganz umgeben war. Hr. Gouvernet, der Sohn des Kriegsministers, welcher mit dem Herrn de Malseigne nach Nancy gekommen war, suchte die Schweizer zu beruhigen, aber vergeblich. Hierauf verlangte er: der Bürgerrath solle, durch sein Ansehen, den Aufruhr dämpfen. Der Bürgerrath befahl, daß die Bürgermiliz ausrücken, und sich an den Ort des Aufruhrs hinbegeben solle. Die Soldaten des Regiments du Roi sandten zwölf Abgesandte, an die vor dem Hause des Hrn. de Noue versammelten Schweizer, und ließen denselben sagen: sie möchten zu ihrer Pflicht zurückkehren, sonst müsse

das Regiment du Roi sich ihnen widersetzen, weil dieses Regiment niemals zugeben werde, daß der General mißhandelt werde. Der vor dem Hause des Herrn de Noue in großer Menge versammelte Pöbel lobte die Schweizer, rief denselben: Bravo! Bravo! zu, und wiederholte einmal über das andere, der Herr de Malseigne müsse auf der Stelle gehängt werden. Vorzüglich war ein Tischler, Namens Masson, geschäftig. Dieser gieng unter dem Pöbel und unter den Schweizern herum, und rieth, den General sogleich aufzuhängen: „denn," sagte er, „ich habe zu Strasburg gesehen, daß ein Soldat, „welcher das Gewehr gegen seinen General angeschla„gen hatte, durch den Kriegsrath verurtheilt wurde, „daß ihm die Hand abgehauen, und er nachher auf„gehängt werden solle. Nun sind aber alle Menschen „gleich, und folglich findet zwischen dem General und „dem Soldaten kein Unterschied Statt. Wir müssen „also den Herrn de Malseigne aufhängen, weil er sich „an einem Soldaten, mit dem Degen in der Hand, „vergriffen hat."

Bald nachher kam ein Detaschement des Regiments du Roi, und ein Detaschement des Regiments Mestre de Camp. Diese nöthigten die Schweizer, die versammelten Officiere in das Haus des Herrn de Noue zu lassen. Mehr als hundert Officiere drangen in das Haus und versicherten den General: sie würden eher ihr Leben lassen, als zugeben, daß ihm ein Leid zugefügt werde.

Hierauf

Hierauf sandte der versammelte Bürgerrath eines seiner Mitglieder zu dem Hrn. de Malseigne, um denselben zu bitten, daß er sich, unter einer starken Begleitung, nach dem Rathhause begeben möge. Der General war eben bei Tische, als diese Botschaft ankam. Er willigte sogleich ein mitzugehen. Er gieng die Treppe herunter, begleitet von sechzig Officieren der Garnison, von einem starken Detaschement der Bürgermiliz und der Garnison. In dieser Begleitung begab er sich, durch einen großen Theil der Stadt, nach dem Rathhause, mitten durch den zusammengelaufenen Pöbel, welcher ohne Aufhören rief: „An die Laterne! An die Laterne!" aber es doch nicht wagte, sich an ihm zu vergreifen.

Als der General auf dem Rathhause ankam, erzählte derselbe dem Bürgerrathe alles was ihm geschehen war. Dann verlangte er, daß drei Schweizersoldaten, welche ihn nicht verlassen hatten, hereingerufen werden möchten, um, für oder gegen ihn, Zeugniß abzulegen. Die Soldaten kamen, und der General erzählte, noch einmal, in ihrer Gegenwart, was er vorher schon erzählt hatte, und forderte die Soldaten auf: zu zeugen, ob er die Wahrheit gesagt habe? Die drei Schweizer bezeugten einstimmig: „Was der General erzählt habe, sey die Wahrheit; „er habe sich wie ein braver Officier betragen; seine „dem Regiment gemachten Vorschläge seyen gerecht „und billig gewesen; sie wären entschlossen, den General mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen; und „sie forderten hiemit die Soldaten der übrigen Regi-

„menter

„menter der Garnison auf: sie möchten nicht zugeben, „daß sich die Schweizer an dem Generale vergriffen, „und Ausschweifungen begiengen, welche der ganzen „Schweizerischen Nation zur Schande gereichen wür„den.“ Der Bürgerrath lobte diese braven Schweizersoldaten. Die Soldaten der beiden Regimenter du Roi und Mestre de Camp, welche in dem Saale gegenwärtig waren, bezeugten lebhaft ihren Unwillen über das Betragen des Schweizerregiments. Hr. de Noue kam nach dem Rathhause, um die Gefahr, in welcher der General sich befand, mit demselben zu theilen.

Bald nachher kam eine Gesandtschaft der Schweizer an, welche verlangten, der General solle sogleich mit ihnen nach der Kaserne kommen. Hr. de Noue hielt eine Anrede an diese Abgesandten. Er stellte ihnen vor: die Soldaten seyen bestimmt die öffentliche Ruhe zu erhalten; dessen ungeachtet hätten sie sich unterstanden, mit Gewalt in sein Haus einzudringen, und sich des größten aller Verbrechen schuldig zu machen, indem sie in die Wohnung eines Staatsbürgers, und in die Wohnung ihres Generals eingedrungen seyen. Hr. de Malseigne sagte zu diesen Abgesandten: „Ich werde nicht mit Euch gehen; sondern „ich erwarte Euch hier, morgen Vormittag: und „dann hoffe ich Euch gelassener zu finden als heute.“

Der General gieng zurück nach seinem Hause. Er erhielt die Nacht über eine starke Wache. Ehe er sich zu Bette legte, sagte er zu der Wache: „Freunde, wenn es in der Nacht Lärm giebt, so

„weckt

„weckt mich auf: und dann sollt Ihr erfahren, was
„für einen Kameraden Ihr an mir habt."

Am folgenden Tage, am 26. August, kam der General, um acht Uhr des Morgens, nach dem Rathhause. Daselbst versammelten sich ebenfalls alle Officiere des Schweizerregiments. Gegen zehn Uhr erschien eine Gesandtschaft der Schweizersoldaten. Man fragte: was sie verlangten? Sie antworteten: sie wollten, daß der General heute noch, und ohne Aufschub, ihnen Gerechtigkeit verschaffe, und sie wollten sogleich Geld haben. Hierauf antwortete Hr. de Malseigne: „Ehre und Pflicht fordern von mir, „daß ich den Soldaten Gerechtigkeit verschaffe, aber „niemals werde ich mir von denselben Etwas vorschreiben lassen. Wenn ich jetzt einige Punkte noch „nicht entscheide, so geschieht dieses darum, weil ich „es nicht thun kann, ohne vorher den König darüber „befragt zu haben. In acht Tagen werden die Befehle des Königs hier seyn; so lange habt Geduld." Hierauf erklärte der General, daß er, zufolge der erhaltenen Vollmacht, hiemit befehle, daß die Schweizer, am folgenden Tage, Nancy verlassen, und nach Sarlouis ziehen sollten. Die Abgesandten der Schweizer erklärten: sie würden diesem Befehle nicht gehorchen, und Nancy nicht eher verlassen, als bis sie die verlangte Geldsumme erhalten hätten.

Am 27. August kamen, auf Befehl des Hrn. la Fayette, und des Generals Bouille sehr viele Bürgersoldaten aus der Nachbarschaft zu Nancy an.

Gegen

Gegen den Abend dieses Tages zählte man schon über 2000 Mann. An eben diesem Tage vereinigten sich die beiden andern Regimenter der Garnison mit den Schweizern, und alle drei Regimenter machten nur Eines aus. Die Soldaten giengen mit den fremden Bürgersoldaten in der Stadt herum; sie suchten die Freundschaft derselben; sie tranken mit ihnen; sie behaupteten, ihre Officiere seyen ihnen große Summen schuldig; ihre Forderungen seyen sehr gerecht; und sie könnten nicht glauben, daß ihre Waffenbrüder, welche mit ihnen am 14. Julius zu Paris einerlei Eid geschworen hätten, gekommen seyn sollten, um zu verhindern, daß man ihnen Gerechtigkeit verschaffe. „Ihr seht selbst," sagten die Soldaten, „daß die Garnison ruhig ist; aber wir „haben hier einen Verräther, der, unter dem Vor„wande die Befehle der Nationalversammlung aus„zuführen, gemeinschaftlich mit Hrn. Bouille, An„stalten zu einer Gegenrevolution macht. Diese bei„den Generale stellen sich, als wenn sie hier sehr viele „Truppen nöthig hätten, und sie bedienen sich dieser „Gelegenheit, um die Truppen von den Grenzen „wegzuziehen, und auf diese Weise einer fremden „Armee den Einzug zu erleichtern. Wir wissen, „daß dieses ihr Plan ist, und bald genug werdet Ihr „hievon eben so überzeugt seyn, als wir es schon „sind." Durch diese und durch ähnliche Mittel, wurden die Bürgersoldaten überredet, und ein großer Theil von ihnen machte mit den aufrührischen Soldaten gemeinschaftliche Sache. Der Bürgerrath

war

war in großer Bestürzung, als er erfuhr, daß die Bürgermiliz, welche gekommen war um die Ruhe herzustellen, geneigt schien die Forderungen der Aufrührer zu unterstützen. Die fremden Bürgersoldaten, 2000 an der Zahl, giengen sogar mit den Soldaten durch die Straßen, Arm in Arm, und wiegelten dieselben noch mehr auf, indem sie dieselben versicherten, daß sie ihnen Beistand leisten würden. Die Schweizer weigerten sich durchaus abzureisen, und bestanden darauf, daß sie sogleich Geld haben wollten.

Am 28. August gieng Hr. de Malseigne abermals nach dem Rathhause. Er ließ ein gedrucktes Blatt unter die Soldaten austheilen, um dieselben zu vermahnen, daß sie ruhig seyn, und sich dem Gesetze unterwerfen möchten. Aber dieses Blatt that keine Wirkung. Gegen Mittag versammelten sich die Soldaten, in großer Menge, vor dem Rathhause, mit lautem Geschrei, und mit der Drohung, daß sie den General und die Mitglieder des Bürgerraths ermorden wollten. Der General fürchtete sich so wenig vor diesen Drohungen, daß er sich auf den Balkon stellte und sich dem Volke zeigte.

Um ein Uhr Nachmittags verließ er, mit seiner gewöhnlichen Wache, das Rathhaus, und begab sich nach seinem Hotel. Die Soldaten folgten ihm nach, mit schrecklichen Verwünschungen. Endlich entstand plötzlich ein großes Geschrei: „ins Gewehr! ins Gewehr!“ und alle Soldaten liefen nach ihren Kasernen. Hierauf kamen einige wohlgesinnte Bürger zu dem General, und sagten ihm: sein Leben sey in

der größten Gefahr, und ihm bliebe kein anderes Mittel übrig, als die Stadt Nancy zu verlassen. Er weigerte sich; aber man drang in ihn, und man stellte ihm vor, das Beste der Stadt erfordere seine Abreise. Endlich entschloß er sich, diesem Rathe zu folgen. Er befahl, daß man sein Pferd satteln möchte. Er nahm einen seiner Freunde, einen Officier der Karabiniers, mit sich, ritt langsam durch die Stadt, und aus dem Thore. Sobald er aber eine Viertelstunde weit außer der Stadt war, gab er seinem Pferde die Sporen, und ritt, in vollem Galloppe, nach Lüneville, einer kleinen Stadt, sieben Stunden von Nancy. Seine Absicht war: sich an die Spitze des Regiments der Karabiniers zu stellen, welches zu Lüneville in Garnison lag, und welches er vormals kommandirt hatte. Dort wollte er sich so lange aufhalten, bis er eine hinlängliche Anzahl von Truppen würde erhalten haben, um die Befehle der Nationalversammlung in Ausübung bringen zu können. Die Karabiniers, welche ihn außerordentlich liebten, nahmen ihn mit großer Freude auf.

Eine Viertelstunde nach seiner Abreise erfuhr man zu Nancy, daß er sich entfernt hatte. Die Soldaten beschlossen, ihm sogleich nachzusetzen. Die Dragoner setzten sich zu Pferde, und galoppirten hinter ihm her. Ihrer waren ungefähr sechzig an der Zahl. Die Bürger erschracken sehr, als sie diese Kerle, deren Absicht sie nicht kannten, im gestreckten Galopp, und mit dem Säbel in der Hand, durch die Straßen reiten sahen.

Die

Die Soldaten des Regiments du Roi waren untröstlich darüber, daß ihnen der General entwischt war. Sie verlangten ein anderes Schlachtopfer ihrer Rache, und dieß sollte der Kommandant der Stadt, Hr. de Noue, seyn. Er war eben bei Tische, als sie vor seinem Hause ankamen. Sie rissen ihn vom Tische weg, und führten ihn, durch den in ungeheurer Menge versammelten Pöbel. Er wurde durch die Straßen geschleppt, beschimpft, mit Fäusten geschlagen, gezwickt, und fortgestoßen. Auf dem Wege begegneten ihm einige Officiere, und diese faßten den Entschluß ihn zu befreien. Sie zogen den Degen und fielen auf den Haufen zu, ohne jedoch irgend jemand zu verletzen. Die Dragoner, welche zu Pferde waren, setzten sich den Officieren entgegen, verwundeten dieselben zum Theil, und nahmen sie gefangen. Hrn. de Noue schleppten sie weiter, und stießen ihn mit Rippenstößen und mit Fußtritten fort. Die Soldaten brachten ihn nach der Kaserne, und warfen ihn in den Kerker. Hier sagten sie ihm: sie würden sich nun berathschlagen, auf welche Art sie ihn umbringen wollten. Indessen könne er, wenn er hungrig sey, Kommißbrodt essen, und wenn er durstig sey, seinen eigenen Urin trinken a). Darauf

 schlugen

a) Les soldats le deshabillèrent, lui mirent une casaque de toile de prisonnier, et un bonnet de police sur la tête, puis le firent entrer dans un cachot souterrein, l'asyle des malfaiteurs. En fermant la porte sur lui, ils eurent la cruauté de lui dire: qu'en attendant qu'on

schlugen sie die Thüre des Kerkers zu. Dann wurde in der Stadt Lärm geschlagen; mehr als 4000 Bürgersoldaten versammelten sich auf dem Paradeplatz; und der Pöbel sprengte die Thüre des Zeughauses ein, und bemächtigte sich des größten Theils der in demselben befindlichen Waffen.

Die Bürgersoldaten, nebst den Soldaten der Garnison, waren versammelt, und die Dragoner waren zu Pferde. Die Soldaten erwarteten mit Ungeduld die Rückkehr des Hrn. de Malseigne, von welchem sie glaubten, daß ihn die Dragoner zurückbringen würden. Indessen begaben sie sich nach dem Hause, worinn sich die verwundeten Officiere befanden, welche den Hrn. de Noue zu befreien versucht hatten. Einen derselben, Hrn. de St. Sauveur, der in seinem Blute schwamm, und den man zu Bette gebracht hatte, rissen sie aus dem Bette heraus, warfen ihn ganz nackt in einen Miethwagen, führten ihn nach ihrer Kaserne, und schleppten ihn dort in das Gefängniß. Mit einem andern, Hrn. de Bailly, verfuhren sie eben so. Und der bewaffnete Pöbel folgte nach, mit Jauchzen und Jubelgeschrei.

Herr Iselin, ein ehrwürdiger Greis, und Hauptmann des Regiments Chateauvieux, mochte nicht länger ein Zeuge dieser Unordnungen seyn. Er zog daher die Uniform eines Bürgersoldaten an, und wollte

---

qu'on décidat du genre de sa mort, s'il avoit faim, il pouvoit manger du pain de munition, et boire son urine, s'il avoit soif. *Léonard*, p. 83.

wollte Nancy verlassen. Die Schweizer erkannten ihn, seiner Verkleidung ungeachtet, und bemächtigten sich seiner. Sie mißhandelten ihn auf die schändlichste Weise, und der herbeigelaufene Pöbel, sowohl als einige Bürgersoldaten, nahmen an diesen Grausamkeiten Theil. Man riß ihm seinen Rock ab, man zog ihm die Perüke von dem Kopfe, und schon waren Anstalten gemacht ihn umzubringen, als ein Kapitain der Bürgermiliz, Hr. Hoener, sich, durch den Haufen seiner Mörder, bis zu dem Unglücklichen hindrängte und ausrief: „Nichtswürdige! was habt „ihr vor! wollt ihr Euch mit dem Blute eines Greises beflecken! Ihr Barbaren!“ Diese Anrede brachte die Mörder einige Augenblicke zu sich selbst. Aber einer unter ihnen, Namens Careme, griff dennoch zu, und warf einen Strick um den Hals des Herrn Iselin. In demselben Augenblicke ergriff Hr. Hoener den Kerl beim Kragen und sagte: „Ich bringe „dich sogleich um, wenn du dich unterstehest, diesem „braven Manne ein Leid anzuthun. Du sollst mir „für sein Leben mit dem deinigen stehen.“ Der Kerl erschrak, ließ den Strick los, und versprach, daß er selbst den Hrn. Iselin unter seinen Schutz nehmen wolle. Nun führten die Mörder Hrn. Iselin durch die Straßen der Stadt, und überhäuften ihn mit Stößen und Schlägen. Der Zug kam über den Paradeplatz, auf welchem die Bürgermiliz von Nancy versammelt war. Hr. Pointkarre, der Kommandant dieser Miliz, führte einige Kompagnien gerade auf die Mörder los. Gewalt durfte er nicht anwen-

anwenden? aber er bat, daß man den Hrn. Iselin nach dem Rathhause führen möge. Dieses geschah. Kaum war er in den Saal gebracht, als schon die, in Menge vor dem Rathhause versammelten Schweizer, mit fürchterlichem Geschrei verlangten, daß ihnen der unglückliche Greis ausgeliefert werde. „Her mit „ihm!" so riefen sie, „Her mit ihm! wir wollen „ihn in unserer Kaserne sein Recht anthun!" Der Pöbel stimmte mit ein in dieses Mordgeschrei. Da trat ein Bürgersoldat, Namens Rambunoy hervor, und sprach zu den Soldaten: „Meine Herren, „Hr. Iselin gehört nicht mehr seinem Regimente. „Man hat ihn in der Kleidung eines Bürgersoldaten gefangen genommen, und darum muß er hier bleiben, und in das Stadtgefängniß gebracht werden." Diese Anrede that gute Würkung, und Hr. Iselin wurde in das Gefängniß geführt, wo er ganz sicher war.

Um sechs Uhr Abends kam die Nachricht: die vierzig Dragoner, welche dem Herrn de Malseigne nachgesetzt hatten, seyen alle von den Karabiniers niedergehauen worden. Diese Nachricht brachte die Soldaten der Garnison in Wuth, und sie entschlossen sich, nach Lüneville zu ziehen. Alle riefen, mit Einer Stimme: „Geschwind, geschwind nach Lüneville, „unsern Brüdern zu Hülfe, die man ermordet!" Die Dragoner setzten sich zu Pferde, und die Offiziere ebenfalls: die Letztern in der guten Absicht, der Wuth der Soldaten wo möglich Einhalt zu thun. Bald saß das ganze Regiment zu Pferde und zog weg.

im

im stärksten Galopp. Die Bürger schlossen erschrocken die Thüren ihrer Häuser und ihre Läden zu, und erwarteten, in größter Angst, das Ende des Bürgerkrieges, der jetzt seinen Anfang zu nehmen schien. Das Regiment du Roi und die Schweizer folgten den Dragonern nach, und mit ihnen vereinigten sich 500 Mann Bürgersoldaten von Lüneville, welche sich dieser Gelegenheit bedienten, um nach Hause zurück zu kehren. Eine Stunde vor Nancy machte die Kavallerie Halte, sie erwartete die Infanterie, und zog alsdann im Schritte weiter. Die Infanterie marschirte voraus, und die Kavallerie folgte nach. Die Officiere waren müßige Zuschauer; die Grenadiere, welche sich an der Spitze der Armee befanden, übernahmen das Kommando, und alle Befehle kamen von ihnen her.

Auf der Hälfte des Weges, zu Dombasle, erfuhr man das Schicksal der Dragoner, welche Hrn. de Malseigne verfolgt hatten. Die ersten waren beinahe zu gleicher Zeit mit ihm angekommen. Hr. de Malseigne sah sie hinter ihm her galoppiren. Er rief daher, als er in Lüneville herein ritt: zu Pferde! zu Pferde! Die Karabiniers setzten sich zu Pferde, und ein Eskadron ritt den Dragonern entgegen. Sie griffen die Dragoner an, hieben sie nieder, schossen sie nieder, oder machten sie zu Gefangenen. Die Karabiniers blieben die ganze Nacht über zu Pferde.

Nachdem die Armee diese Nachricht erfahren hatte, machte sie Halte. Man sagte: die Karabiniers kämen ihnen entgegen, und da es sehr finster war,

war, so hielten die Grenadiers eine Hecke für eine Eskadron Karabiniers. Sie schossen darauf, so lange bis sie ihren Irrthum einsahen. Anderthalb Stunden vor Lüneville lagerte sich die Armee, mit dem Entschlusse, die Nacht da zuzubringen. Die Armee stellte sich in Schlachtordnung, auf eine doppelte Linie. Hinter der Infanterie war die Kavallerie, um die Infanterie zu unterstützen. Die Bürgersoldaten waren alle in der zweiten Linie, und hatten die Kavallerie zur Linken. Während der ganzen Nacht stießen die Soldaten, ohne Aufhören, die schrecklichsten Verwünschungen und Drohungen gegen die Offiziere aus.

Bei Anbruch des Tages setzte die Armee ihren Marsch fort. Die Bürgermiliz war schon früher weggezogen, und hatte sich in die Stadt nach ihren Häusern begeben. Eine Viertelstunde weit von der Stadt kam der Bürgerrath von Lüneville, in voller zeremonieller Kleidung, der Armee der Rebellen entgegen, und schlug Bedingungen zum Frieden vor. Die Soldaten wählten aus jeder Kompagnie einen Mann. Diese Leute ließen sie voran marschiren, um mit dem Bürgerrath zu unterhandeln. Der Maire von Lüneville hielt an die Abgesandten der Armee folgende Anrede: „Meine Herren! Wir sind Euch entgegen gekommen, um Euch zu bitten, daß Ihr das „Blut Eurer Brüder schonen, und daß Ihr suchen „möget, die erste Aufwallung der Rachsucht zu unterdrücken, welche die Nachricht von der Niederlage „Eurer Kameraden in Euch erweckt haben muß.

Aber

„Wir diese haben zuerst angefallen." Und wie könn„tet Ihr den Karabiniers ein Verbrechen daraus ma„chen; daß sie ihren General vertheidigten, dessen „Leben in Gefahr war? Die Karabiniers bitten so„gar um Verzeihung; sie bitten, daß Alles, was „vorgefallen ist, vergessen werde. Sie wollen Euch „Eure gefangenen Kameraden zurück geben; denn „man hat dieselben nur um ihrer eigenen Sicherheit „willen in das Gefängniß gebracht. Die Karabi„niers verlangen sich mit Euch auszusöhnen. Sie „reichen Euch die Arme, reicht ihnen die Eurigen, „und möge dieser schöne Tag ein Tag der Freude und „der Versöhnung seyn. Wenn das Blut Eurer Ka„meraden um Rache schreit, so erwartet diese Rache „von dem Gesetze. Dieses muß entscheiden, und „wir alle müssen uns demselben unterwerfen. Wenn „Ihr selbst ein wenig ruhiger seyd, so werdet Ihr „erst einsehen, daß Ihr gefehlt habt, und dann wer„den Euch die Schritte gereuen, die Ihr jetzt thut. „Wollt Ihr diese Stadt zu Grunde richten? Nein! „Ihr seyd keine Unmenschen. Ihr verlangt nicht, „Eure Brüder unglücklich zu machen! Beweist uns, „daß Ihr unsere Brüder seyd, und dann könnt Ihr „ewig auf unseren Dank rechnen." Diese Rede machte Eindruck auf die Abgesandten der Soldaten; aber Einer von den Dragonern gab alsobald zur Antwort: „Nicht durch schöne Worte wird das Blut „unserer Brüder gerächt. Blut wollen wir; Blut „müssen wir haben! Ja! Blut! Anders können „wir uns nicht versöhnen, als durch Blut!" Hierauf

kehrte

kehrte sich dieser Kerl zu seinen Kameraden, und sagte: „Fort! Fort! Hören wir Niemand!“

Die Armee rückte in Lüneville ein. Das Regiment du Roi und das Regiment Chateauvieux stellten sich auf dem Schloßplatze in Schlachtordnung, und die Kavallerie besetzte alle Straßen. Die Karabiniers waren auf dem Marsfelde, zu Pferde, mit dem General Hrn. de Malseigne, an ihrer Spitze. Die Armee befreite sogleich die 27 gefangnen Dragoner. Dann schickte dieselbe eine unbewaffnete Gesandtschaft nach dem Marsfelde, an die Karabiniers, und die Karabiniers schickten Gesandte, welche mit diesen unterhandeln sollten. Der General sandte einen seiner Adjutanten, um zu erfahren, wie weit die Unterhandlungen gediehen wären. Indem dieser Adjutant vor der Fronte der Armee vorbeiritt, erkannte ihn ein Dragoner für einen von denen, die ihn am vorigen Abende gefangen genommen hatten. Er ritt aus dem Gliede, und schoß den Adjutanten auf der Stelle todt. Die Armee, die sich nunmehr fürchtete, von den Karabiniers angegriffen zu werden, welche anzugreifen sie selbst nicht wagte, zog aus der Stadt, formirte das Bataillon karré, und erwartete, was die Karabiniers thun würden. Der General ließ der Armee sagen: „Er sey gesonnen nach Nancy zu „kommen, unter der Bedingung, daß er drei Stunden vor der Armee abreise, mit einer seiner Würde „angemessenen Eskorte, und daß er von der Armee „das Versprechen erhalte, daß sie ihm nicht nach dem „Leben trachten, und ihn zu Nancy auf eine Weise „behan=

„behandeln wolle, welche der Stelle, die er bekleide,
„angemessen sey.“

Die Armee nahm, mit großer Freude, einstimmig diesen Vorschlag an. Hierauf begab sich der General nach dem Rathhause, und ließ sich, von den Abgesandten der Armee, das Versprechen wiederholen.

Indessen gereute die Soldaten das Versprechen, welches sie dem General gethan hatten. Sie stießen gegen ihn die größten Verwünschungen aus, und verlangten in die Stadt zurückzukehren, um die Karabiniers auf dem Marsfelde, auf welchem dieselben verschanzt waren, anzugreifen. Andere behaupteten: der General suche nur Zeit zu gewinnen, und sie wüßten, daß ein Regiment Husaren, und ein Regiment Schweizer, zu seiner Hülfe, im Anmarsche begriffen sey; alle Officiere seyen Verräther, und man müßte sie ohne Verzug umbringen. Ein panisches Schrecken verbreitete sich über die ganze Armee, und die Soldaten verlangten nach Nancy zurückzukehren. Die Schweizer allein bestanden darauf, daß man die Karabiniers angreifen müsse. Endlich wurde der Beschluß gefaßt, nach Nancy zurück zu marschiren, aber vorher alle Officiere zu ermorden. Doch führten sie diesen Vorschlag nicht aus, sondern begnügten sich mit Drohungen und Verwünschungen.

Sobald der Schluß, nach Nancy zu ziehen, gefaßt war, verließen sehr viele Soldaten die Armee, und liefen nach Lüneville, in der Absicht sich in den

Häusern

Häusern zu verstecken, und auf den General zu schießen, sobald derselbe sich zeigen würde.

Nun zog die Armee ab. Die Kavallerie voraus, und die Infanterie hinter ihr her. Die Nachricht von der Abreise der Armee war dem General sehr unerwartet. Dreißig Karabiniers zogen vor dem Rathhause auf, um den General zu eskortiren. Er kam herunter und wollte zu Pferde steigen. Da hielten ihn zwei Karabiniers an, und einer von ihnen sagte: „Herr General, Sie sind verlohren. Man „will sie gefangen nehmen. Sie glauben unter braven Soldaten zu seyn; aber Sie irren sich. Man „will sie ausliefern. Es haben sich viele Soldaten „von Nancy in den Häusern versteckt, und diese werden auf Sie schießen. Wir aber, wir sind entschlossen, mit Ihnen, oder für Sie, zu sterben.“ Der General dankte, und befahl seiner Eskorte: die Augen beständig auf ihn zu richten, und ihm nachzufolgen. Er stieg zu Pferde, vor dem Rathhause, und ritt, an der Spitze seines Detaschements, nach Nancy zu. Als er nach dem Platze kam, auf welchem die Arrieregarde der rebellischen Armee postirt war, gab er, sobald er diese Truppen erblickte, seinem Pferde die Sporen, machte links um, und ritt durch eine andere Straße. Die Arrieregarde der Armee verfolgte ihn und schoß die beiden Karabiniers, welche neben ihm ritten, todt. Außerdem wurden noch acht andere Karabiniers getödtet, und funfzehn verwundet. Der General selbst erhielt eine leichte Wunde in der Seite. Er sprengte mit seinem Pferde

in

in den Fluß, die Karabiniers, welche ihn eskortirten, folgten nach, und schwimmend erreichten sie das andere Ufer. Nun ritt der General nach dem Marsfelde zu, stellte sich an die Spitze des Regiments der Karabiniers, und wurde von ihnen mit einem lauten Freudengeschrei empfangen. Er erzählte was geschehen war, und gab einem Eskadron Befehl über die Arrieregarde der Armee herzufallen und Gefangene zu machen soviel sie könnten. Diesen Befehl führten die Karabiniers mit der größten Freude aus. Sie fielen wie wüthend über die Rebellen her, hieben einen Theil derselben nieder, und machten die übrigen zu Gefangenen. Zwei Dragoner nahmen die Flucht, und brachten der Armee die Nachricht: die Arrieregarde sey niedergehauen worden, und die Karabiniers, mit denen sich ein Regiment Husaren vereinigt habe, kämen hinter ihnen her. Furcht und Schrecken verbreiteten sich über die ganze Armee. Die Soldaten liefen alle auseinander; einer hier hin, der andere dort hin. Die Dragoner flohen davon, im gestreckten Galopp. Die Infanterie versteckte sich in den Weinbergen, und in den Feldern hinter den Hecken; und ein Theil derselben lief, mit dem sprechendsten Ausdruck des Schreckens und der Verzweiflung, auf der Chaussee nach Nancy zu. Endlich erfuhren die Soldaten, daß dieses ein falscher Schrecken gewesen war. Die Dragoner brachten die ungegründete Nachricht, von einer die Rebellen verfolgenden Armee, bis nach Nancy. Alle Einwohner der Stadt waren in der größten Furcht. Sie sahen im Voraus, was

für

für ein trauriges Schicksal ihnen bevorstehe: denn sie mochten nun für oder gegen die Garnison streiten, so waren sie, auf jeden Fall, in Gefahr geplündert und ermordet zu werden. Doch hielten sie es für das Beste, sich zu stellen, als wollten sie sich mit der Garnison vereinigen. Der Pöbel lief wüthend zum zweitenmal nach dem Zeughause, und nahm daselbst die noch übrigen Waffen weg. Alles bewaffnete sich, und sogar Weiber und Kinder liefen, mit Säbeln und mit geladenen Pistolen in der Hand, durch die Straßen von Nancy.

Hierauf zog die Bürgermiliz aus der Stadt der ankommenden Armee entgegen. Es waren zwei tausend Mann Bürgersoldaten, und sie führten vier kleine Kanonen mit sich. Eine Stunde vor Nancy trafen sie die Armee der Rebellen an. Herr Poincarre, der Kommandant der Bürgermiliz, stellte seine Truppen auf der Chaussee in Schlachtordnung, und redete den Officier, welcher die Rebellen anführte, folgendermaßen an: „Wir sind Ihnen nur entgegen gekommen, meine Herren, um als Vermittler zu dienen, und wir dürfen hoffen, alles Blutvergießen zu verhindern.“ Die Armee der Rebellen zog zwischen der, in Schlachtordnung stehenden, Bürgermiliz durch, und in die Stadt Nancy ein. Von dem Pöbel wurden die Rebellen mit wildem Jauchzen und Jubeln empfangen. Die Dragoner kündigten an, sie hätten den Hrn. von Malseigne umgebracht; und da entstand unter dem Volke ein abermaliges Jubelgeschrei. Sehr viele Soldaten gaben vor, daß

sie

sie selbst den General umgebracht hätten. Einer rief aus: „Ja! er ist gewiß todt; denn ich habe ihn mit meinem Säbel vom Pferde gehauen!" Ein Anderer sagte: „und ich habe ihn, mit einem Pistolenschusse, von dem Pferde herunter geschossen." Der bewaffnete Pöbel vermischte sich mit den Bürgersoldaten, und stellte sich mit ihnen in Reihen und Glieder. Die Rebellen begaben sich in ihre Kasernen, um von dem Zuge auszuruhen.

Hr. de Malseigne war zu Luneville geblieben. Und am folgenden Tage erfuhr er, daß die Lage der Sache, in Rücksicht auf ihn, sehr verändert sey. Die Rebellen, welche zu Luneville zurückgeblieben waren, hatten, während der Nacht, den größten Theil der Bürger auf ihre Seite gezogen. Das Gerücht war allgemein: Hr. de Malseigne sey ein Verräther; er sey ohne alle Vollmacht nach Nancy gekommen; und er habe die Absicht eine Gegenrevolution anzufangen. Hiedurch wurden die Einwohner von Luneville gegen ihn aufgebracht, und drohten, ihn zu ermorden. Während der Nacht waren auch die Karabiniers durch die Bürger aufgewiegelt worden. Unter dem Vorwande Lebensmittel in das Lager zu bringen, kamen die Bürger nach dem Marsfelde, wo die Karabiniers standen. Sie stellten denselben vor: der General sey ein Verräther; man habe schriftliche Beweise davon; er sey nach Nancy gekommen um eine Gegenrevolution anzufangen; er habe keine Vollmacht; er habe die Karabiniers, für eine Million Livres, an den König von Ungarn verkauft; und 40,000 Oestrei-

Oestreicher seyen im Anmarsche, um ihm in der Aus-
führung seiner Plane beizustehen. Sie sagten ferner
zu den Karabiniers: das Glück von ganz Frankreich
befinde sich in ihren Händen; sie könnten keinen grö-
ßern Beweis ihres Patriotismus geben, als wenn
sie den General gefangen nehmen, und denselben dem
Bürgerrathe zu Lüneville überliefern wollten. Auch
behaupteten viele: sie hätten mit ihren eigenen Au-
gen gesehen, daß der General die beiden Karabiniers
neben ihm, durch zwei Pistolenschüsse, umgebracht
habe. Diese Reden machten Eindruck auf die Kara-
biniers, und sie entschlossen sich: den General, wel-
chen sie noch kurz vorher mit Gefahr ihres eigenen
Lebens würden vertheidigt haben, gefangen zu neh-
men, und dem Bürgerrathe auszuliefern. Der Ge-
neral hatte sich indessen auf ein Paar Stunden im
Schlosse niedergelegt. Die Karabiniers riefen: „Zu
„Pferde! zu Pferde!" Der General glaubte, der
Feind sey da, er sprang auf von seinem Lager, und
kam aus dem Schlosse, um seine Leute zum Streite
anzuführen. Zwei Eskadrons formirten sogleich einen
Kreis um ihn, und nahmen ihn gefangen. Er stieg
vom Pferde, und behielt keine anderen Waffen, als
seinen Degen. Man überhäufte ihn mit Schimpf-
wörtern und führte ihn nach dem Rathhause. Einer
der Soldaten warf ihm mit Bitterkeit vor: daß er
die Karabiniers für eine Million Livres verkauft habe,
und setzte hinzu: er müsse ein großer Bösewicht seyn,
da er sich habe unterstehen dürfen so Etwas zu thun.
Hr. de Malseigne antwortete, standhaft und uner-
schrocken:

schrecken; „Euch verkauft! um eine Million! dieß „hieße solche H.... r versl.... theuer verkau„fen! a)“. Der General wurde gefangen nach dem Rathhause gebracht. Die Officiere gaben sich Mühe die Soldaten von ihrem Irrthum zurückzubringen: aber alle Bemühungen waren vergeblich. Bürger und Soldaten drängten sich herbei, um den General zu beschimpfen, und ihn mit den ungerechtesten Vorwürfen zu überhäufen. Er ertrug alles mit der größten Gelassenheit. Als aber sogar der Kommandant der Bürgermiliz zu Lüneville, ein Ludwigsritter, und vormals ein Obrist unter der Kavallerie, ihm auch vorwarf: daß er die Karabiniers für eine Million verkauft habe; da schien er zum erstenmal niedergeschlagen und unwillig zu werden. Der Bürgerrath verlangte seine Vollmacht zu sehen: aber zum Unglück hatte Hr. de Malseigne dieselbe in Nancy zurück gelassen, und konnte sie folglich nicht vorzeigen. Hiedurch wurde er verdächtig; und der Bürgerrath gab Befehl, den General nach Nancy zu führen. Des Morgens um acht Uhr wurde er in einen mit vier Pferden angespannten Wagen geworfen und nach Nancy geführt. Dieses geschah am 30. August.

Durch

a) M. de Malseigne répondit, avec cette fermeté et ce courage qu'on lui connoit: *Vous! un million! Ce seroit payer b...s cher de grands jean f....s!* Léonard. p. 105.

Durch ein Detaschement Karabiniers, welches vor dem Wagen herritt, wurde die Nachricht von seiner Ankunft bald in Nancy verbreitet, und, trunken vor Freude, lief der Pöbel, vereinigt mit den Soldaten, in der Stadt herum. Man berathschlagte sich, auf welche Weise der General umgebracht werden sollte. Einige wollten, man solle ihn aufhängen; andere verlangten, daß er gerädert; noch andere, daß er geviertheilt werden solle. Die Bürgermiliz trat in das Gewehr, und formirte eine doppelte Reihe, von dem Thore bis zu dem Rathhause. Der Platz vor dem Rathhause war mit der Bürgermiliz besetzt, und ein unzähliger Pöbel füllte das Innere dieses Platzes an. Die Thüren der Häuser, und alle Buden und Kramläden wurden zugeschlossen, und ganz Nancy begab sich nach der Gegend, wo der unglückliche General seinen Einzug halten, und dem wüthenden Pöbel zum Spotte dienen sollte. Um drei Uhr Nachmittags wurde angekündigt: der General befinde sich vor dem Thore. Hier befahl der Kommandant der Karabiniers, daß, von den beiden Regimentern, welche den General begleiteten, aus jeder Kompagnie sechs Mann vorreiten, und denselben zur Eskorte dienen sollten. Den übrigen gab er den Befehl, sogleich nach Lüneville zurückzukehren; und diesem Befehle wurde pünktlich Gehorsam geleistet.

Der größte Theil der Garnison zog dem ankommenden Generale entgegen, in der Absicht, in seinem Unglück über ihn zu spotten. Sobald sie ihn antrafen

kehrten

kehrten sie um, und die Musik der Regimenter, welche vor ihm her zog, spielte das Lied:

On va lui percer le flanc,
Ah! que nous allons rire! u. s. w.

Als sie auf dem Platze vor dem Rathhause ankamen, spielten die Musikanten das bekannte Liedchen:

Marlbroug s'en va' en guerre,
Ne sait s'il reviendra.

und der Pöbel sang mit dieser Musik. Man drängte sich zu dem Wagen, in welchem der General sich befand; man überhäufte ihn mit Schimpfwörtern und mit Drohungen. Er ertrug alles geduldig, und ohne zu klagen. Er band sein Schnupftuch um seinen Kopf, setzte seinen Hut darüber, hüllte sich in seinen Mantel ein, und saß ruhig und gelassen da. Vor dem Rathhause hielt der Wagen an, die Musik hörte auf zu spielen, und ein schreckliches, dumpf schallendes, und wiederholtes Geschrei: „an die Laterne!" ließ sich von allen Seiten her zu gleicher Zeit hören. Sogar die Bürgermiliz stimmte in dasselbe mit ein. Man führte den General nicht auf das Rathhaus, wo der versammelte Bürgerrath ihn erwartete, sondern in die Kasernen des Regiments du Roi, woselbst er aus seinem Wagen gerissen, und in einen finstern Kerker geworfen wurde, in welchen der Pöbel zuvor alle Unreinigkeiten der ganzen Stadt zusammengetragen hatte. Als Hr. de Malseigne in den Kerker eintrat, sprach er: „Hier riecht es sehr übel." Und diese wenigen Worte waren alles was er sagte. Die

 Thüre

Thüre des Kerkers wurde zugeschlagen, und eine starke Wache vor dieselbe gesetzt.

Nun berathschlagten sich die Soldaten: auf welche Weise sie ihn umbringen wollten. Aber, auf die Vorstellung einiger Bürger, gaben sie zu, daß er nach dem Stadtgefängnisse geführt werde. Er wurde, von einer zahlreichen Wache begleitet, dahin gebracht. Als er vor dem Gefängnisse ankam, sagte er: „ich „sterbe vor Durst; gebt mir ein Glas Wein und ein „Stück Brodt." Beides erhielt er. Da tunkte er das Brodt in den Wein, aß es, und trank den Wein ruhig aus, ob ihn gleich die ihn umgebenden Soldaten alle Augenblicke zu ermorden drohten. Er schien auf ihre Reden ganz und gar nicht zu achten. Endlich trat ein Grenadier vor ihn, und sagte: „Du „verfl.... H....t, Du mußt wohl einen dicken „Panzer tragen, denn ich habe Dir wenigstens vier „Flintenschüsse auf die Brust geschossen." Hr. de Malseigne kehrte sich um, gegen diesen Kerl, riß seine Weste und sein Hemd auf, zeigte ihm seine bloße Brust, und sprach zu ihm: „Hier siehst du den ein„zigen Panzer, welchen ein braver Mann tragen „darf; ich trage niemals einen andern. Hast du „viermal auf mich geschossen, so verstehst du das „Schießen nicht."

Das Stadtgefängniß, in welches der General gebracht wurde, war abermals ein finsterer Kerker. Nicht einmal Stroh lag darin. In der Thüre befand sich eine große Oeffnung, mit eisernen Stäben verwahrt. Durch diese konnten die Soldaten alles

sehen

sehen was der General that. Er gieng hin und her. Die Wache steckte die Flinten, mit gespanntem Hahn, durch das Gitter, und schlug auf ihn an, um ihn sogleich niederzuschießen, wenn er etwa einen Versuch machen sollte sich selbst das Leben zu nehmen. Der Bürger Extreme, dessen oben schon Erwähnung geschehen ist, steckte zwei geladene Pistolen durch das Gitter, und rief dem General, einmal über das andere, zu: „Hier habe ich Etwas für Dich! Hier „habe ich Etwas für dich!“ Herr de Malseigne näherte sich dem Gitter, und sagte zu dem Kerl: „Schieß, wenn Du darfst! Aber dazu hast Du nicht „Muth genug! Ein Blick von mir macht Dich zittern!“ Der General verlangte eine Matratze. Es wurde ihm eine gebracht, und er warf sich darauf, ganz ruhig und gelassen.

Indessen hatte der tapfere und unerschrockene, im höchsten Grad rechtschaffene, aber zuweilen auffahrende und unbesonnene General, de Bouille, zu Metz, von Allem, was zu Nancy vorgieng, Nachricht erhalten; und sogleich war derselbe bereit, mit eben dem Heldenmuthe gegen diese Rebellen zu Felde zu ziehen, mit welchem er, im vorigen Kriege, in Amerika gefochten hatte.

Am 29. August sandte Hr. de Bouille einen Kourier an den Kriegsminister nach Paris. Er stellte die traurige Lage der Sachen zu Nancy vor, und verlangte zwei Kommissarien, welche, gemeinschaftlich mit ihm, die Ruhe herstellen sollten. Allein wollte er es nicht über sich nehmen, weil man überall das

Gerücht ausgestreut hatte, daß er seine Truppen nur darum zusammenziehe, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diesen Brief theilte der Kriegsminister der Nationalversammlung mit, und am 31. August berathschlagte sich die Versammlung darüber. Hr. Emery verlangte, die Nationalversammlung solle beschließen: „daß sie sich 1) der Weisheit des Königs, „in Rücksicht auf die von Sr. Majestät zu gebenden „Befehle, damit die Garnison von Nancy zu ihrer „Pflicht wiederum zurückkehre, gänzlich überlassen „wolle. 2) Daß dieselbe Alles billige, was Hr. de „Bouille unternehmen möchte, um die Beschlüsse des „6. und 16. Augusts in Ausübung zu bringen. 3) „Daß alle Personen, welche mit den aufrührischen „Truppen gemeinschaftliche Sache machen möchten, „als Rebellen behandelt werden sollten."

„Dieß heißt den bürgerlichen Krieg ankündigen!" rief Hr. Cottin.

„Ich aber stimme diesem Vorschlage bei," sagte der Herzog de la Rochefoucault.

Hr. Robespierre fand einen solchen Beschluß viel zu strenge. Er berief sich auf die Aussage der Bürgermiliz von Nancy, und verlangte, daß die Abgesandten derselben, welche zu Paris angekommen seyen, vor den Schranken der Versammlung gehört werden sollten.

Diese Abgesandten erschienen. Sie entschuldigten die Garnison; sie behaupteten, die Ursache des Aufruhrs sey der allzugroßen Härte der Officiers, und dem allzustrengen Verfahren des Hrn. de Malseigne

zu-

zuzuschreiben. Ein Theil der Versammlung klatschte dieser Ehrenrettung der Rebellen Beifall zu. Aber der größte Theil derselben hielt dafür: man könne der Erzählung der Abgesandten um so viel weniger Glauben beimessen, da bekannt sey, daß die Bürgermiliz zu Nancy sich selbst mit den Rebellen vereinigt habe. Die Herren Duquesnoy, Coster und de la Fayette sprachen für den Beschluß, und der Herr Biauzat, der Pfarrer Gouttes, und Hr. Robespierre dagegen. Der Letztere sah in dem Aufruhr der Soldaten weiter nichts als einen Irrthum des Patriotismus, und die Armee des Hrn. de Bouille nannte er: eine Verbindung der Aristokraten und der besoldeten Despoten, um die patriotischen Soldaten zu ermorden. Man müsse erst Beweise haben, sagte er, daß die Soldaten würklich gefehlt hätten. Man müsse die Officiere strafen, so gut wie die Soldaten; und die Versammlung müsse vier Abgesandte nach Nancy senden, um die Sache gehörig zu untersuchen.

Hr. Barnave hielt dafür: der Fall sey nicht so dringend, als derselbe vorgestellt werde. Er schlug vor: die Nationalversammlung solle nach Nancy eine Proklamation ergehen lassen, und in derselben erklären: sie würde alle Verbrecher strenge bestrafen; sie würde eine genaue Untersuchung über Alles anstellen; Diejenigen, die da Gerechtigkeit forderten, müßten, vor allen Dingen, zu ihrer Pflicht zurückkehren; es dürfe Niemand ein Leid zugefügt werden, und die

Bürger,

Bürger, sowohl als die Soldaten, seyen unter dem Schutze des Gesetzes.

Dieser Vorschlag wurde von der Versammlung, durch Akklamation, angenommen: denn es war schon, am Abende vorher, in dem Jakobinerklub beschlossen worden, daß gegen ihre Brüder zu Nancy keine andere als gelinde Maaßregeln sollten vorgeschlagen werden.

Hierauf las Hr. Barnave eine von ihm aufgesetzte Proklamation vor. Man fand dieselbe schwülstig, deklamatorisch, und unfähig irgend einen Eindruck zu machen. Die Rebellen wurden gebeten zu ihrer Pflicht zurückzukehren: aber man befahl ihnen nicht, daß sie es thun sollten; der Bestrafung wurde kaum Erwähnung gethan.

Hr. Roederer las eine andere Proklamation, welche kürzer und kräftiger war, als die des Hrn. Barnave. Sie erhielt den Beifall der Versammlung; aber Hr. Barnave widersetzte sich, als dieselbe angenommen werden sollte. Hr. Malouet sagte: „Wenn Gefahr über unserm Haupte schwebt, so sind „künstliche Perioden, wie die des Hrn. Barnave, „ganz und gar unnütze."

Hr. Toulongeon. Am 16. August sandtet Ihr einen Beschluß nach Nancy, welcher Ernst und Unwillen anzeigte. Jetzo ist die Gefahr weit größer als damals, und dennoch wollt Ihr mit Güte und Sanftmuth sprechen. Welch ein Widerspruch!

Die Versammlung beschloß: die fernere Berathschlagung über diese Proklamation bis auf den folgenden

den Tag aufzuschieben; und indessen flossen zu Nancy Ströme von Blut. Da konnte man mit Recht sagen: Dum deliberant Romae, perit Saguntus!

Am ersten September kam abermals ein Brief vom Hrn. de Bouille. Er zeigte an, daß die Unordnung und der Aufruhr in Nancy zunähmen; daß er die unter seinem Befehle stehenden Truppen zusammenziehe; daß er gesonnen sey, denselben den Beschluß der Versammlung vom 16. August vorzulesen, und sich von ihnen Gehorsam und Unterwürfigkeit versprechen zu lassen; da er alsdann gegen Nancy marschiren werde; und daß er, in dieser Absicht, folgende Proklamation habe drucken, und zu Nancy austheilen lassen:

„DIE NATION, DER KOENIG,
„UND DAS GESETZ."

„Im Namen des Königs."

„Franziskus Claudius Amour DE „BOUILLE, Generallieutenant der Armee, „Ritter der königlichen Ritterorden, Kommandant „und General der Armee am Rhein, an der Maas, „the, an der Mosel, an der Meuse, und in den be„nachbarten Ländern, bis an die Gränzen der Pfalz „und Luxenburg."

„Da die Garnison zu Nancy dem, von der Na„tionalversammlung am 6. August gefaßten, und von „dem

„dem Könige genehmigten Beschlüssen ungehorsam
„gewesen ist, und sowohl gegen ihre Officiere, als
„gegen den bevollmächtigten General, sich Gewalt-
„thätigkeiten erlaubt hat; da sie diesen General ge-
„fangen genommen; da verschiedene Soldaten, in
„Gegenwart ihrer Kameraden, von denen sie dazu auf-
„gefordert wurden, versucht haben ihn zu ermorden;
„da diese Soldaten, schon seit einigen Tagen, mehrere
„aufrührische Handlungen verübt haben; vorzüglich
„das Regiment Chateauvieux, welches sich geweigert
„hat seine Reue zu bezeigen, und zu der Ordnung
„zurückzukehren; welches noch überdieß sich geweigert
„hat dem Befehle des Königs zu gehorchen, wodurch
„ihm befohlen wurde, von Nancy abzureisen, und
„nach Saarlouis zu ziehen; da dieses Regiment fer-
„ner alle Bande der Unterwürfigkeit und des Gehor-
„sams zerrissen, und den Beschlüssen der National-
„versammlung, sowohl als den Befehlen des Königs,
„sich widersetzt, ungeachtet die Schweizerische Na-
„tion dem Könige mit so vielem Eifer dient, und
„mit einer Treue, gegen welche, seit mehrern Jahr-
„hunderten, kein einziges Schweizerregiment gefehlt
„hat; da also das Regiment Chateauvieux ein bis
„auf diesen Tag unerhörtes Beispiel giebt; da auch
„die Dragoner des Regiments Mestre de Camp den
„Herrn de Malseigne, ihren General-Inspektor, mit
„dem Säbel in der Hand, bis vor die Thore von Lü-
„neville verfolgt, und daselbst die Karabiniers ange-
„griffen haben; da endlich ein Theil der Garnison
„dieser Stadt sich vor die Stadt begeben, und die

zu

„zu Ausführung der Beschlüsse der Nationalversamm-
„lung und der Befehle des Königs bestimmten Trup-
„pen, angegriffen hat; da es also nothwendig ist,
„solchen Ausschweifungen Einhalt zu thun, und die-
„jenigen Truppen, welche sich dem Gehorsam der Ge-
„setze entzogen haben, zu demselben zurückzuführen:
„so befehlen Wir, zufolge des Beschlusses der Na-
„tionalversammlung vom 19. August, und der Be-
„fehle des Königs, den Truppen, zu marschiren, so-
„bald dieselben Ordre dazu erhalten werden, und zu
„der Stunde, welche ihnen angezeigt werden soll,
„um den, von dem Könige genehmigten Beschluß
„der Nationalversammlung in Ausübung zu bringen;
„und um, mit der Bürgermiliz vereinigt, die auf-
„rührischen Soldaten, mit Gewalt, zu dem Gehor-
„sam gegen das Gesetz zurückzuführen. Wir laden
„die Bürgermiliz der Stadt Nancy ein, sich mit den
„Truppen zu vereinigen, welche marschiren werden
„diesen Beschluß in Ausübung zu bringen; und Wir
„ersuchen die rechtschaffenen Bürger, und die ge-
„treuen Soldaten, zufolge des geleisteten Eides, ihre
„Kräfte zu vereinigen, damit die Gesetze und Be-
„schlüsse in Ausübung gebracht, und Ordnung und
„Ruhe, in der Stadt Nancy, wiederum hergestellt
„werden."

„Toul, am 30. August 1790."

„Bouille."

Nach Ablesung dieser Proklamation des Hrn. de Bouille, nahm die Nationalversammlung die in äu-
ßerst

ferst gelinden Ausdrücken abgefaßte Proklamation des Hrn. Barnave, mit Veränderung einiger Ausdrücke, an, und beschloß, daß dieselbe, von zwei Abgesandten der Versammlung, nach Nancy überbracht werden solle. In dieser Proklamation fielen folgende Worte vorzüglich auf: „Soldaten, gehorcht „dem Gesetze. Die Nationalversammlung verlangt es; sie befiehlt es.“

Aber diese Proklamation und diese Berathschlagungen kamen zu spät.

Nachdem die Proklamation des Hrn. de Bouille, am 30. August, in Nancy war ausgetheilt und bekannt gemacht worden, machten sich die Rebellen zur Gegenwehr bereit. Sie sagten: sie würden sich bis auf ihren letzten Blutstropfen vertheidigen; und sie würden in der Stadt Alles durch Feuer und Schwerdt zerstören, was nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wollte. Durch solche Drohungen nöthigten sie die rechtschaffenen Bürger, sich mit ihnen zu vereinigen. Sie plünderten alle Pulvermagazine, welche sich vor der Stadt befanden, und führten das Pulver in die Stadt: so daß sie zuletzt mehr als 300 Zentner Pulver in ihrer Gewalt hatten. Sie verdoppelten alle Posten, nahmen die Kanonen aus der Zitadelle weg, und stellten dieselben vor die Stadtthore, welche zugeschlossen und verrammelt wurden. Die Kanonen wurden theils mit Kartätschen, theils mit Kieselsteinen geladen, weil es an Kugeln fehlte.

Die Armee, mit welcher Hr. de Bouille gegen Nancy anrückte, bestand aus 500 Bürgersoldaten

von

von Metz, 300 von Toul und von Pont a Mousson. Mit diesen vereinigten sich: die Schweizerregimenter Castella und Vigier, das Regiment Royal Liegois, vier Grenadierkompagnien und vier Jägerkompagnien der Garnison zu Metz, 200 Husaren von dem Regimente Lauzun, das Kavallerieregiment Royal Normandie, 200 Mann von Royal Allemand Dragoner, 200 Mann von Royal Dragoner, 200 von Monsieur, 200 von Condé, und ein Detaschement Jäger von Hainaut, zwei Kompagnien Artillerie, mit sechs Feldstücken, welche von den Bürgersoldaten von Metz und von dem Regimente Vigier begleitet wurden. Die ganze Armee bestand: aus 2,220 Mann Infanterie regelmäßiger Truppen, aus 3020 Mann Bürgersoldaten, aus 1480 Mann Kavallerie, und aus 8 Kanonen, mit 50 Artilleristen. Die Schweizer allein machten 1270 Mann aus.

Am Abend des 30. Augusts schrieb Hr. de Bouille, von Toul, wo er sich mit einem Theile seiner Armee befand, folgenden Brief nach Nancy, an den Herrn de Noue:

„Mein Herr.“

„Zufolge eines Beschlusses der Nationalversamm„lung bin ich hier angekommen, um die Ruhe in der „Stadt Nancy und die Disciplin unter den Truppen „dieser Stadt wiederum herzustellen. Wenn die „Soldaten sich so vieler Ausschweifungen schämen, „und mir ihre Reue bezeugen wollen; so ist der erste „Beweis, den ich verlange, die Befreiung des Her-

„de

„de Malseigne, welchem ich befehle, auf dem Wege
„nach Pont a Mousson zu mir zu kommen. Er wird
„mich daselbst, morgen, am 31, um zehn Uhr des
„Vormittags, antreffen, und alsdann meine ferneren
„Befehle vernehmen. Wo nicht: so will ich mit
„meinen getreuen Truppen alle rechtschaffene Solda-
„ten der Bürgermiliz vereinigen; und jene Solda-
„ten, welche verrätherisch gegen ihr Vaterland ge-
„handelt haben, werden sehen, daß die ganze Nation
„gegen sie marschirt, um ihren Aufruhr zu strafen,
„und sie zu zwingen, dem Gesetze und dem Könige
„gehorsam zu seyn."

„De Bouille."

Am 31. August wurde, um sieben Uhr des Morgens, auf Befehl des Bürgerrathes, dieser Brief des Hrn. de Bouille gedruckt und in der Stadt ausgetheilt. Aber die Soldaten schworen: daß sie sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wollten.

Um acht Uhr ließen die Soldaten Lärm trommeln, und erklärten: daß, wenn sich die Bürgermiliz nicht sogleich in das Gewehr stelle, und sich mit ihnen vereinige, so würde dieselbe mit feindlichen Augen angesehen, und auch feindlich behandelt werden. Welch eine traurige Lage für die Bürgermiliz zu Nancy! Ergriff sie die Waffen, so war sie rebellisch gegen den König und gegen das Gesetz; blieb sie unbewaffnet, so wurde sie von den Aufrührern ermordet. Sie bewaffneten sich, weil sie dieses für ihre eigene Sicherheit am zuträglichsten hielten.

Zwi-

Zwischen acht und neun Uhr des Vormittags kamen alle Truppen des Hrn. de Bouille in dem Hauptquartier, zu Frouard, zwei Stunden vor Nancy, an. Um zehen Uhr erhielt die Armee Befehl, ihre Posten einzunehmen, und um eilf Uhr erfuhr der General, in seinem Quartier, daß eine Gesandtschaft von der Abtheilung de la Meurthe (zu welcher Nancy gehört) von dem Bürgerrathe zu Nancy, und von der Garnison ankomme, und daß diese Gesandten sehr ermüdet seyen. Hr. de Bouille befahl sein Pferd zu satteln, damit er diesen Abgesandten entgegen reiten, und denselben einen Theil des Weges ersparen könne. Aber die Gesandten kamen an, ehe noch dieser Befehl in Ausübung gebracht werden konnte. Der General gieng die Treppe herunter und empfieng sie an dem Thore des Schlosses. Die Abgesandten sagten: sie bäten Hrn. von Bouille um Mitleiden gegen eine Stadt, welche durch den Ungehorsam ihrer Garnison schon unglücklich genug sey; sie kämen jetzo, setzten sie hinzu, alle mit einander zu ihm, um sich ihm unter denjenigen Bedingungen zu unterwerfen, welche es ihm vorzuschreiben selbst gefallen möchte. Hr. de Bouille antwortete: „Eure Garnison verdient keine Gnade. Sie hat sich gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und gegen die „Befehle des Königs empört; sie hat gegen die Ge„setze der militairischen Disciplin gehandelt, welchen „sie treu zu bleiben geschworen hatte; sie hat Frech„heit und Verbrechen so weit getrieben, daß sie ihre „Generale in Arrest gesetzt, und gemißhandelt hat.

„Ich

„Ich will keine Vorschläge anhören, bis die Bedin-
„gungen, welche ich vorschreiben werde, erfüllt sind.
„Ein General läßt sich niemals in Unterhandlungen
„mit Rebellen ein. Ich sollte unerbittlich seyn;
„aber, in Rücksicht auf die rechtschaffenen Bürger
„von Nancy, will ich es über mich nehmen, zu ver-
„zeihen, unter der Bedingung, daß die ganze Gar-
„nison, mit dem Gewehr unter dem Arm, die Stadt
„verlasse, und sich, vor der Stadt, auf der Wiese,
„in Schlachtordnung stelle. Daselbst soll die Gar-
„nison auf ihren Waffen ruhen; mit der gebührenden
„Ehrerbietung die Befehle des Königs und die Be-
„schlüsse der Nationalversammlung anhören, welche
„ich vorlesen will; und dann soll die Garnison, auf
„der Stelle, die Befehle ausführen, die ich ihr, zu-
„folge meiner Vollmacht, geben werde. Jedes Re-
„giment muß mir vier Mann, von denen die am
„alleraufrührischten sind, so wie auch die Anstifter
„dieser schändlichen Rebellion, ausliefern. Vor
„allen Dingen aber verlange ich, daß die Herren de
„Malseigne und de Noue hieher geführt, und in
„meine Hände überliefert werden sollen. Wenn
„diese Bedingungen nicht pünktlich erfüllt werden;
„wenn irgend ein Officier der Garnison auch nur be-
„leidigt wird: so rücke ich an, mit dem Beschlusse
„der Nationalversammlung in der Hand, an der
„Spitze meiner Armee; und Alles, was ich mit den
„Waffen in der Hand antreffe, werde ich über die
„Klinge springen lassen."

Die

Die Abgesandten des Bürgerrathes gaben zur Antwort: daß die meisten Einwohner der Stadt an dem Aufruhr gar keinen Theil hätten. Hr. de Bouille erwiederte: „Ich kann mich auf die Tapferkeit mei„ner Armee verlassen. Gegen die Rebellen wird die„selbe unerbittlich seyn; aber die Bürger wird sie „nicht beleidigen. Ich wiederhole es: Alles, was „mit den Waffen in der Hand angetroffen wird, muß „über die Klinge springen; aber wer sich ruhig ver„hält, dem soll kein Leid geschehen. In zwei Stun„den marschire ich, und ich warte keinen Augenblick „länger. Die Greuel, welche diese Leute (indem „er auf die abgesandten Soldaten des Regiments du „Roi wies) sich unterstanden haben gegen mich zu „verbreiten, sind mir nicht unbekannt; aber ich ver„achte diese feigen Memmen und all ihr Geschwätz. „Haben sie einen heimlichen Groll gegen mich; — „Wohlan! ich will beständig fünf und zwanzig Schrit„te vor meiner Kolonne voraus marschiren, und ich „will fünf und zwanzig mal anrücken, wenn es nö„thig ist. Es steht ihnen frei, nach Gefallen auf „mich zu schiessen. Ich werde unbedeckt seyn. Aber „das weiß ich, daß meine tapferen Kameraden, de„ren Befehlshaber ich bin, meinen Tod rächen wer„den — und folglich wird auf alle Fälle mein Auf„trag ausgerichtet werden."

Während der General an die Abgesandten diese Anrede hielt, erschien bei ihm eine Gesandtschaft des Schweizerregiments Vigier. „Wir schämen uns" sagten sie „der Aufschläge unserer Uniform, weil die-

„selben ungefähr von eben der Farbe sind, als die „Aufschläge der Räuber, welche sich hier, Herr Ge„neral, bei Ihnen befinden (indem sie auf die Sol„daten von Chateauvieux wiesen.) Es sind die er„sten welche diese Uniform geschändet haben; wir „aber, wir haben unsere Aufschläge umgewandt, damit uns nichts ähnliches überbleibe mit diesen Rebel„len, die aufgehängt werden müssen.“ Zu gleicher Zeit rief die, unten, im Schloßhofe, versammelte Schweizerarmee, mit Einer Stimme, laut, und zu wiederholtenmalen, aus: „Keine Gnade! keine „Gnade! An die Laterne mit den Rebellen, die un„sere tapfere Nation geschändet haben! An die Later„ne mit ihnen!“ a)

Hr. de Bouille wiederholte dreimal die vorgeschriebenen Bedingungen. Endlich reisten die Gesandten ab. Die Abgesandten der Garnison wurden von der Armee des Hrn. de Bouille verspottet und ausgelacht; und bloß allein Gefühl der Ehre, und der dem General schuldigen Ehrfurcht, hielt die Truppen von wirklichen Mißhandlungen zurück. Die Abgesandten kamen erschrocken und zitternd nach der Stadt zurück. Sie stellten ihren Kameraden vor: Hr. de Bouille komme mit einer zahlreichen Armee, Widerstand zu thun sey unmöglich; und das Beste, was sie thun könnten, würde seyn, sich zu ergeben. Auf

---

a) Les Suisses surtout, outrés de la tâche, que le Régiment de Chateau-vieux faisoit réflechir sur leur brave nation, étoient comme des forcénés. Ils crioient: *au falot! au falot!* *Journal général de France.*

Auf diese Nachricht berathschlagten sich die Soldaten unter einander, und beschlossen: die Herren de Noue und de Malseigne dem General auszuliefern. Sie berichteten ihren Entschluß dem Bürgerrathe, und dieser war sehr erfreut darüber.

Noch war die von dem General bestimmte Zeit nicht ganz verflossen, als er seinen Truppen Befehl gab, sich auf der Chaussee in Ordnung zu stellen. Ein Theil der Infanterie marschirte schon, um vor die Kavallerie zu rücken. Aber in demselben Augenblicke kam ein Officier des Regiments du Roi, mit zwei Bürgern von Nancy an. Sie brachten dem General einen Brief des Hrn. de Noue. „Ich habe“ rief der General diesen Abgesandten entgegen „meine „Bedingungen vorgeschrieben, und von denselben „werde ich nicht abgehen.“ — „Aber“ sagte der Officier „lesen Sie doch, um Gottes willen, den „Brief.“ — „Was kann das helfen“ erwiederte Hr. de Bouille „Hr. de Noue schreibt nicht freiwil„lig, sondern gezwungen.“ Hierauf nahm Hr. de Bouille den Brief, las denselben, und sagte: „Man „befolge meine Bedingungen; ich will sie aufschrei„ben.“ Hr. de Gouvernet, welcher dem Generale zur Seite war, schrieb mit einem Bleistifte, die Bedingungen auf. Hr. de Bouille unterschrieb das Papier, gab es dem Officier, und sagte: „In „einer Stunde rücke ich ein.“

Die Infanterie setzte ihren Marsch fort, und bald war die Avantgarde der Armee an dem Eingange der Vorstadt. Nun kamen 400 Bürgersoldaten

aus der Stadt, die da sagten: sie bedauerten die Verwirrung, in welcher ihre unwürdigen Kameraden sich befänden, die gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung, und gegen die Befehle des Königs handelten. Darauf begaben sie sich hinter die Armee.

Um ein Uhr Nachmittags erschien der General, an der Spitze der Armee, vor der Stadt. Die Unterhandlungen wurden, in Zeit von einer Stunde, zehen bis zwölf mal wiederholt: aber Hr. de Bouille bezog sich immer auf die vorgeschriebenen Bedingungen, von denen er nicht abgehen werde.

Bei dem Anblicke dieser Armee war der Schrecken unter den aufrührerischen Soldaten so groß, daß sie sich endlich entschlossen, die Herren de Noue und de Malseigne dem General zuzuführen. Beide wurden aus ihren Gefängnissen befreit, und in einen Wagen gesetzt. Aber mit der größten Lebensgefahr: denn die Schweitzer schlugen, zu verschiedenen malen, auf Hrn. de Malseigne ihre Gewehre an, und drohten ihn todtzuschießen. Nicht ohne Mühe und Gefahr kam der Wagen vor die Stadt. Die beiden Generale stiegen aus. Beide waren in Uniform gekleidet, und Hr. de Malseigne hatte ein Schnupftuch um den Kopf gebunden. Sie wurden von zwei Bürgern und von sechs Bürgersoldaten begleitet. Sobald Hr. de Bouille sie ankommen sah, sandte er ihnen ein Detaschement Husaren entgegen. Er selbst stieg vom Pferde, und umarmte Hrn. de Malseigne und Hrn. de Noue. Nachher befahl er, daß den beiden Ge-

Generalen Pferde gegeben werden sollten, und sagte: „Dieses ist der schönste Tag meines ganzen Lebens.“

Hr. de Noue versicherte: er habe sein Ehrenwort gegeben, daß er einen allgemeinen Pardon und Amnestie auswirken wolle. Eben dieses versicherten auch Diejenigen, welche den Hrn. de Noue begleiteten. Aber Hr. de Bouille gab zur Antwort: „Ich „weiche nicht von den Bedingungen ab, die ich vor„geschrieben habe.“ Und die Schweizersoldaten, welche den General umgaben, riefen: „Die Bedin„gungen! die Bedingungen!“ Die Bürger von Nancy, welche Hrn. de Noue begleitet hatten, waren hierüber untröstlich. Sie sagten: die Garnison habe geschworen, alle Einwohner, ohne Unterschied, zu ermorden, wenn man sie zwingen wolle, von jedem Regimente vier Mann auszuliefern. Hr. de Noue wollte nach der Stadt zurückkehren, um sein gegebenes Ehrenwort nicht zu brechen: aber der General gab es nicht zu. Er sagte: „Wenn die Gar„nison keinen Widerstand leistet, so kann dieselbe auf „meine Mäßigung rechnen. Meine Truppen sind „bestimmt die Einwohner zu beschützen, und zu ver„hüten daß denselben kein Leid zugefügt werde; und „wenn die Soldaten der Garnison Wort halten, so „soll kein Schuß geschehen.“

Hr. de Malseigne ritt vor der Fronte der Kavallerie vorbei, und da riefen tausend Stimmen ihm zu: „Hoch lebe unser General! Hoch lebe unser Ge„neral! Wir wollen ihn rächen, oder umkommen!“

Nun

Nun zögerte Hr. de Bouille noch länger als drei viertel Stunden. Als ein erfahrner und vorsichtiger General nahm er seine Maaßregeln, um die Stadt anzugreifen, falls er Widerstand finden sollte. Er theilte seine Armee in zwei Kolonnen, in der Absicht an den Thoren Stanislas und Stainville zwei falsche Attaken zu machen, in die Stadtmauer Bresche zu schießen, und durch dieselbe, mit seiner Armee, mitten in die Stadt, auf den Paradeplatz zu ziehen, wo er keinen Angriff mehr zu fürchten hatte. Da er aber erfuhr, daß die Aufrührer sich ihm unterwerfen wollten; da sie ihm die beiden geforderten Generale entgegen sandten: da glaubte er, es bleibe ihm weiter nichts mehr übrig, als in die Stadt einzuziehen, und, ohne Blutvergießen, dieselbe einzunehmen. Er rückte an. Die geladenen Kanonen standen bereit, und die Bürgermiliz von Metz, welche verlangt hatte, die Ehre zu haben die Avantgarde der Armee auszumachen, stand daneben, in Schlachtordnung, längst der Mauer. Alles war ruhig und in voller Erwartung.

Endlich öffneten die Rebellen das Thor Stainville. Sie winkten mit ihren Hüten, und riefen: „Kommt her! kommt her! kommt herein!“ Der General befahl der Armee vorzurücken, jedoch ohne Feuer zu geben. An der Spitze der Armee befand sich Hr. Karl Schnyhauer, ein Officier aus Freiburg in der Schweiz. Er führte die Bürgersoldaten an. Die Rebellen spotteten, und drohten ihm. Hierauf näherte er sich, bis auf funfzig Schritte.

Hr.

Hr. de Bouille befahl, daß ein Achtpfünder an die Spitze der Armee, welche in Einer Kolonne marschirte, vorgeführt werden solle. Dieses geschah. Neben den Achtpfünder wurde noch ein zweiter Achtpfünder nebst einem Vierpfünder gestellt. In demselben Augenblicke öffneten sich drei Nebenthore, in welchen vier Kanonen standen, wovon die größte ein vier und zwanzig Pfünder war. Diese Kanonen waren gerade gegen die Kolonne gerichtet. Hr. Desilles, ein Officier des Regiments du Roi, stand neben den Kanonen. Er verhinderte die Rebellen loszubrennen. Bald warf er sich über das Zündloch, bald stellte er sich vor die Mündung. Er bat, er flehte, und hielt die Rebellen mehr als eine halbe Stunde auf. Die aufrührerischen Schweizer, welche sich bei den Kanonen befanden, rissen den Hrn. Desilles, der sie an ihrem sträflichen Vorhaben zu verhinderr suchte, von den Kanonen weg; aber umsonst: er warf sich sogleich wieder über die Zündlöcher, oder stellte sich vor die Mündung. Hierauf riefen sie der Armee Schimpfwörter zu, um sie zu bewegen den ersten Schuß zu thun. Diese folgten aber dem Befehl des Generals und feuerten nicht. Endlich schossen die Aufrührer, mit vier Flintenschüssen, welche zugleich losgiengen, den Hrn. Desilles durch den Rücken. Der Held fiel. Hr. Schuphauer sieht es. Angefeuert durch das Beispiel des Helden, dringt er in das Thor, mitten unter seine Mörder, und fällt, so wie er. Die Bürgersoldaten, deren Anführer er war, rächen sei-

seinen Tod durch eine Generalsalve. Aber die mit Kartätschen geladene Kanone wird losgebrannt, und streckt eine ganze Reihe dieser tapfern Soldaten leblos dahin. Nun ruft Hr. Descriennes, welcher die Kanonen der Armee des Hrn. Bouille kommandirt, den Bürgersoldaten zu: sie sollten sich rechts und links theilen, um die Kanonen bloß zu stellen. Die drei Kanonen werden abgefeurt. Die Rebellen fliehen, und verlassen die übrigen drei geladenen Kanonen, ohne dieselben loszubrennen. Hr. Tschudy, ein Schweizerofficier von Glarus, bemächtigte sich des Thors, ungeachtet er beständig dem heftigsten Feuer ausgesetzt ist. Die noch geladenen Kanonen der Rebellen werden umgeworfen. Die Husaren und die übrige Kavallerie dringen ein und verfolgen die Rebellen. Die Artillerie mit der Infanterie zieht ihnen nach. Die Garnison wehrt sich anfänglich, und tödtet viele, vorzüglich von den Husaren und von den Schweizern. Die Rebellen fliehen durch einige Nebenstraßen; und durch diese folgt ihnen die Infanterie mit den Kanonen nach.

Die Infanterie befand sich zwischen einem dreifachen Feuer. Vor sich hatten sie die Rebellen, und zu beiden Seiten der Straße wurde von den Dächern, aus den Fenstern, und aus den Kellerlöchern auf sie geschossen. Die tapfern Soldaten fielen von der Hand feiger Meuchelmörder, und ihre Kameraden sahen sich außer Stand den Tod ihrer Brüder zu rächen, da sich die Mörder, sobald sie losgedrückt hatten,

ten, in die Häuser zurückzogen, in denen sie schußfrei waren.

Die Armee bemächtigte sich des Paradeplatzes, und auf demselben wurden die Kanonen postirt. Die Infanterie der Schweizer führte Hr. de Bouille selbst an, und sie that Wunder. Durch die, von allen Seiten her, auf sie gerichteten Schüsse der treulosen Einwohner, fielen die Schweizer, einer nach dem andern, und die übrigen marschirten, im stärksten Schritte, weiter, bis sie auf dem Platze ankamen. Aus einem benachbarten Garten wurde, hinter den Hecken hervor, auf sie geschossen. Die Schweizer drangen ein, fanden zwanzig versteckte Meuchelmörder, baten einige herbei reitende Husaren um die an ihren Sätteln befestigten Stricke, und hängten alle diese Kerle an die Säulen der Kolonnade auf.

Den Muth und die Tapferkeit des Hrn. de Bouille kann man nicht genug loben. Er befand sich immer da wo die Gefahr am größten war. Sein Beispiel feuerte die Soldaten zur Nachahmung an. Sein Sohn befand sich beständig neben ihm, und theilte mit seinem Vater alle Gefahr.

Das Regiment du Roi that wenig Widerstand. Das Regiment Mestre de Camp zog sich in seine Kaserne zurück. Aber das Schweizerregiment Chateauvieux focht sehr hitzig, und war lange nicht zum Weichen zu bringen.

Gegen sieben Uhr des Abends hatte das Feuren aufgehört, und da begab sich Hr. de Bouille ganz allein nach der Kaserne des Regiments du Roi, und

fand,

fand, vor derselben, das ganze Regiment unter den Waffen. Er befahl ihnen: in Zeit von einer halben Stunde Nancy zu verlassen, und sich nach Verdun zu begeben. Die Soldaten wollten Vorstellungen machen. Aber er sagte: „Gehorcht; ich befehle „es." So sprach er, mitten unter zweitausend bewaffneten und aufrührerischen Soldaten — und sie gehorchten. Um neun Uhr marschirten sie aus Nancy, nach Verdun. An demselben Abende sandte es das Regiment Chateauvieux nach Vic und nach Marsal; und das Regiment Mestre de Camp nach Void.

Die Nacht über war die ganze Stadt ruhig, und die heldenmüthigen Ueberwinder waren großmüthig genug, um sich an den verrätherischen Einwohnern nicht zu rächen, und die Häuser derselben, aus denen Mördergruben gemacht worden waren, nicht zu plündern.

Das Gefecht hatte um vier Uhr des Nachmittags angefangen, und dauerte bis halb acht Uhr. Die unaufhörlichen Schüsse, aus den Fenstern und aus den Kellerlöchern, tödteten sehr viele. Hr. de Bouille befahl, aus Achtung für das Eigenthum, daß die Truppen nicht in die Häuser einbrechen, und diese feigherzigen Meuchelmörder nicht verfolgen sollten. Die Truppen gehorchten dem Befehl: aber in die Fenster, aus denen auf sie geschossen wurde, schossen sie wieder zurück.

Diese Geschichte giebt einen deutlichen Beweis, daß es im Kriege nicht auf die Anzahl, sondern auf die Tapferkeit der Truppen ankommt, und daß eine

weit

weit zahlreichere Bürgermiliz niemals im Stande ist, einer weit geringeren Anzahl regelmäßiger Truppen Widerstand zu thun. Mit 2600 Mann Infanterie, und mit 1480 Mann Kavallerie eroberte Hr. de Bouille, in so kurzer Zeit, eine Stadt, welche sechs Bataillon Infanterie, und mehr als 3000 bewaffnete und entschlossene Bürger zu ihrer Vertheidigung hatte. Dieses ist ein lehrreiches Beispiel, welches zeigt, daß man sich zu Vertheidigung eines Landes niemals auf eine Bürgermiliz verlassen darf. Irre ich nicht, so beweist die alte und die neue Geschichte diesen Satz unwiderleglich.

Von der Armee des Hrn. de Bouille wurden sehr viele, Officiere sowohl als Soldaten, getödtet und verwundet. Der Verlust der Rebellen war gering; aber 400 von ihnen wurden, mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen. Die Bürgermiliz von Metz und von Toul focht sehr tapfer. Da dieselbe den Ehrenposten, an der Spitze der Armee, hatte, so wurden viele getödtet und verwundet. Auch die beiden Kommendanten der Bürgermiliz fielen.

Der folgende Tag, der erste September, war für Nancy ein trauriger Tag. Die Bürger beweinten ihre todtgeschossenen Brüder, Freunde und Bekannte. Die Stadt schien einsam und verlassen. Alle Häuser und Buden waren zugeschlossen, und die Fenster der Häuser waren von den durchgeschossenen Kugeln zersplittert. Hin und wieder sah man in den Straßen lange Streifen von Menschenblut; und aus den Häusern ertönte das Heulen der Weiber und das klägliche Wimmern der

Kin-

Kinder, welche um ihre getödteten Anverwandten trauerten; oder das klägliche Aechzen, welches der Schmerz den Verwundeten auspreßte. Ich war in Nancy am ersten September; und leider! sah und hörte ich selbst, was ich hier beschreibe. Als ich, am Nachmittage, von Toul nach Nancy fuhr, begegneten mir, auf der großen Ebene zwischen diesen beiden Städten, kleine Detaschementer des Dragonerregiments Mestre de Camp. Es war ein schrecklicher Anblick! Officiere und Soldaten ritten mit gesenktem Haupte und in der größten Stille daher. Da sah man gesattelte Pferde ohne Reuter; Reuter mit verbundenem Kopfe, denen das Blut zwischen dem Verbande durchlief, und auf die Kleider tröpfelte; andere, die sich kaum vor Mattigkeit zu Pferde halten konnten, und von den neben ihnen reitenden Kameraden unterstützt werden mußten. Einzelne Montirungsstücke lagen auf den Pferden von den Kugeln durchlöchert, und von dem Blute ihrer vormaligen Besitzer befleckt. Wahrlich! Es giebt kein schrecklicheres Schauspiel in der Natur als ein bürgerlicher Krieg! Es giebt keine entsetzlichere Lage für den Menschen, als wenn er seine Mörder unter seinen eigenen Landsleuten, unter seinen nächsten Verwandten, und in seinem eigenen Hause findet! Und es giebt keinen rührendern Anblick, als den Anblick einer Gegend, welche durch einen bürgerlichen Krieg verheert worden ist! — Ein solcher Krieg ist aber, wie die Geschichte lehrt, allemal die unausbleibliche Folge einer plötzlichen Veränderung in der Regierungsform. Unvergeßlich wird mir, so lange ich lebe, der traurige Anblick der Stadt Nancy am ersten September 1790 seyn!

Hr.

Hr. de Bouillé nahm Besuche und Gesandtschaften von allen Klassen der Bürger an. Er behandelte sie mit einer ihm eigenen Güte und Mäßigung; er war selbst traurig darüber, daß sie, durch ihren Ungehorsam und ihre Verrätherei, ihn gezwungen hatten, sie so empfindlich zu strafen. Sie baten ihn um schnelle und strenge Justiz: und er gewährte ihre Bitte. Der ganzen Bürgermiliz wurden die Waffen weggenommen, und in den Häusern wurde Haussuchung gehalten, und die versteckten Waffen hervor geholt. Das Haus, in welchem der Jakobinerklub seine Versammlungen hielt, ward mit Truppen umgeben, und die Papiere wurden weggenommen und versiegelt. Dieser sträfliche Klub war die einzige Ursache des Unglücks der Stadt. Die Korrespondenz mit den Pariser Jakobinern fand man nicht. Diese war schon vor der Ankunft des Generals verbrannt worden; sonst hätte man abscheuliche Geheimnisse entdeckt!

Gegen zehen Uhr in der Nacht fuhr ich von Nancy nach Lüneville, und traf auf dem Wege einen Theil des Regimentes der Karabiniers an, welche 27 von ihren aufrührischen Kameraden, an Händen und Füßen geschlossen, auf einem Wagen, dem General zur Bestrafung nach Nancy brachten. Abermals ein Anblick, der traurige Gefühle erweckte!

Am 2 September wurden die beiden getödteten Kommendanten der Bürgermiliz von Metz und von Toul feierlich begraben: und alle rechtschaffenen Bürger von Nancy trauerten bei ihren Gräbern. Der Bürgerrath und sehr viele Bürger trugen Trauerkleider um sie, bis zum 20 September.

Da,

Da, zufolge der Kapitulation der schweizerischen Staaten mit Frankreich, die Schweizer in Frankreich, ob sie gleich im königlichen Solde stehen, dennoch nicht anders, als von ihren Landesleuten, gerichtet werden können: so konnte auch Hr. de Bouille über die aufrührischen Soldaten des Regiments Chateauvieux kein Kriegsgericht halten, sondern er überließ die Bestrafung derselben ihren eigenen Landesleuten. Schon hatten vorher alle schweizerischen Staaten die Soldaten des Regiments Chateauvieux für infam erklärt und sie auf ewig aus der Schweiz verbannt. Am 3 September versammelten sich die Officiere der Schweizerregimenter Vigier und Castella, um über die 137 Schweizersoldaten, welche zu Nancy mit den Waffen in der Hand waren gefangen worden, das Urtheil zu sprechen.

Am 4. September versammelten sich alle in Nancy vorhandenen Truppen auf dem Paradeplatze, um sechs Uhr des Morgens, und stellten sich daselbst in Schlachtordnung. Die beiden Regimenter, Vigier und Castella, formirten das Bataillon karré und hielten Kriegsrath über die Aufrührer von ihrer Nation. Die 137 Gefangenen erschienen vor den Richtern, und betrugen sich mit einer unerhörten Frechheit. Sie betrachteten die sechs vor ihren Augen aufgerichteten Galgen und das Schafot mit der größten Gleichgültigkeit.

Nach geendigtem Kriegsrathe sprach Hr. Tschudy von Glarus, im Namen der Officiere, folgendes Urtheil aus;

„Alle diese Männer sind strafbar vor dem Gesetze, „und folglich ist ihre Bestrafung gerecht. Ich verdam-

„me

„me sie zur Strafe, wegen des Blutes, das sie haben
„vergießen machen, und welches um Rache schreit. Ich
„verdamme sie zur Strafe, um Frankreich wegen der
„gerechten Besorgniß zu rächen, die es hatte, als es
„erfuhr, in welcher Gefahr sich der Held befinde, der
„uns anführte. Ich verdamme sie zur Strafe, um zweien
„Generalen Genugthuung zu verschaffen, die deswegen,
„weil sie ihrer Pflicht getreu geblieben sind, auf eine
„unwürdige Weise behandelt wurden. Eben diese Ge-
„nugthuung bin ich auch ihren Befehlshabern und Offi-
„cieren schuldig; ich bin dieselbe den Befehlshabern unse-
„rer beiden Regimenter schuldig, welche wir lieben, und
„für deren Leben wir zitterten. Ich bin diese Genug-
„thuung der ganzen französischen Armee schuldig, mit
„welcher wir jederzeit glorreich gefochten; welcher nach-
„zueifern wir uns jederzeit bestrebt haben; und welche
„jetzo ihre Augen auf uns richtet, und unser Urtheil er-
„wartet, um aus demselben den Grad des Unwillens
„zu ersehen, mit dem ein solcher Aufruhr uns erfüllt
„hat. Um aller dieser Gründe willen opfere ich sie auf;
„ich opfere sie den abgeschiedenen Geistern unserer tapfe-
„ren Voreltern, welche, wenn sie wiederkommen könn-
„ten, vor Schrecken zurückbeben würden, zu erfahren,
„daß sich Verräther unter ihren Nachkommen befinden.
„Ich verurtheile alle Gefangene des Schweizerregiments
„Chateauvieux aufgehangen zu werden, wegen des An-
„theils, den sie an der Rebellion dieses Regimentes ge-
„nommen, und wegen der Schandthaten, deren sie
„sich schuldig gemacht haben. Ausgenommen den Sol-
„daten Soret, welcher Soret eines der fünf Mitglie-

der

„der der Rebellen war; dieses Ausschusses, von welchem „alle die aufrührischen Beschlüsse herkamen, denen wir „unser Unglück zu verdanken haben: den Soret verur„theile ich, lebendig gerädert zu werden.“

Die schweizerischen Staabsofficiere milderten dieses Urtheil auf folgende Weise: „Zwei und zwanzig Gefan„gene des Regiments Chateauvieux sollen, zufolge des „gegen sie ausgesprochenen Urtheils, sogleich hingerich„tet werden. Folgende ein und vierzig Gefangene des „Regiments Chateauvieux ..... sollen dreißig Jahre „lang auf die Galeeren kommen. Die übrigen sollen „im Gefängnisse bleiben, und nachher den Officieren „ihres Regiments zur Bestrafung übergeben werden. „Der Soldat Soret soll lebendig gerädert werden, aber „doch den Gnadenstoß erhalten.“

Zufolge dieses Urtheilsspruches wurden die zwei und zwanzig Aufrührer auf der Stelle gehängt, und Soret gerädert. Sie blieben frech und gefühllos bis an ihr Ende.

Der junge Held Desilles war an den erhaltenen Wunden nicht gestorben.

Am 2. September kam die Nachricht, von demjenigen, was zu Nancy am 31. August vorgefallen war, nach Paris. Es entstand darüber unter den sogenannten Patrioten und den demokratischen Schwärmern eine große Gährung, und die Orleanssche Parthei, welche nur einen Vorwand suchte, die gegen sie angefangene Prozedur des Chatelet aufzuhalten oder zu vernichten, bediente sich dieser Stimmung der Gemüther; um Aufruhr zu erregen. Es wurde Geld in großer Menge un-

ter

ter den Pöbel ausgetheilt; aufrührische Reden wurden im Palais Royal und in den Thuillerien gehalten; Hr. de Bouille ward ein Aristokrate, ein Mörder genannt; die Ermordung aller Minister wurde beschlossen: und die Unruhen nahmen auf einen schrecklichen Grad zu.

Die Sitzung der Nationalversammlung, am Abende des 2. Septembers, fieng mit Ablesung verschiedener Zuschriften an. Hierauf erschien vor den Schranken eine Gesandtschaft der in Paris wohnenden, sogenannten patriotischen Schweizer. Sie gaben vor: sie kämen im Namen ihrer Landsleute, im Namen der schweizerischen Staaten. Sie wären, sagten sie, sehr betrübt über den Ungehorsam des Regiments Chateauvieux. Nachher erfrechten sie sich, auf die unverschämteste Weise, die Officiere dieses Regiments zu lästern, so wie auch die Regierungsform der Schweiz überhaupt, und der militärischen Kapitulationen der Schweiz mit Frankreich, deren Aufhebung und gänzliche Abänderung sie verlangten. Sie würden, setzten sie hinzu, einen Vermahnungsbrief an alle Schweizerregimenter in französischen Diensten schreiben, um den Soldaten Gehorsam zu empfehlen.

Diesen vorgeblichen Abgesandten antwortete der Präsident der Versammlung, Hr. de Jesse, in einer zierlichen Rede; eben so, als wenn er seine Anrede an wirkliche Abgesandte der schweizerischen Nation gehalten hätte. Er sagte:

„Die Nationalversammlung wundert sich nicht „darüber, daß die Abgesandten einer Gesellschaft, wel„che aus Schweizern von allen Kantonen und von allen

„Ständen besteht, hieher kommen, um derselben ihre „Mißbilligung der Aufführung des Regiments Chateau„vieux und des Aufruhrs desselben zu bezeugen. Noth„wendig müssen dieses die Gesinnungen jenes stolzen und „großmüthigen Volkes seyn, welches Unerschrockenheit „in der Schlacht, Liebe zur Freiheit, und die vollkom„menste Unterwürfigkeit unter das Gesetz, mit einan„der zu vereinigen weiß, und welches, schon seit so vie„len Jahrhunderten, der getreueste Verbündete der fran„zösischen Nation gewesen ist. Ein solches Volk muß „bei seinen Freunden die Freiheit schätzen, welche zu „erwerben ihm selbst soviel gekostet hat, und welche, „durch den Ungehorsam der Soldaten, in ihrer Wiege „erstickt werden würde. Die Nationalversammlung ist „sehr betrübt darüber, daß das Regiment Chateauvieux „sich die gerechte Strenge des Gesetzes zugezogen hat; „aber dieses vorübergehenden Fehlers einiger Ihrer „Landesleute wird sich die Geschichte weit weniger erin„nern, als der Gesinnungen, welche Sie jetzo darge„legt haben. Der Name des schweizerischen Volks ist, „in den Jahrbüchern der Welt, mit dem Andenken der „allermännlichsten und der allerrührendsten Tugenden „unzertrennlich verknüpft."

Der Präsident sprach noch, als sich in den Thuillerien, vor dem Hause der Versammlung, ein fürchterliches Geschrei hören ließ. Ein ungeheurer Haufe rasender Menschen, und solcher, die sich stellten, als wären sie rasend, hatte sich vor dem Hause versammelt. „Minister weg! Minister weg!" riefen sie alle mit Einer Stimme. „Weg mit den Mördern zu Nancy! Weg „mit

mit den Mördern! Knüpft den Bouille auf! La Fayette an die Laterne! Weg mit den Aristokraten! Weg mit den Mördern unserer Brüder und Freunde! zum T... die Nationalversammlung! Wir kommen! wir kommen, um Eure Köpfe zu holen!" Mit diesen Worten drängte sich ein Haufe des Pöbels auf den Eingang des Saals wüthend zu. Die Bürgermiliz, welche die Wache hatte, ward niedergeworfen, die Schranken vor dem Saale wurden eingestoßen; und eben waren diese rasenden Bösewichter im Begriffe, in den Saal selbst zu dringen, und das Blut der Stellvertreter der Nation zu vergießen, als la Fayette mit 600 Bürgersoldaten und mit einigen Kanonen ankam, und in wenigen Minuten den wüthenden Pöbel zerstreute.

In dem Saale selbst herrschte, während dieser Zeit, eine friedliche Stille. Die Mitglieder der Versammlung saßen da, in banger Erwartung des traurigen Schicksals, welches ihnen drohte. Mit großer Verwunderung bemerkte man, daß Mirabeau fehlte; und noch größer war die Verwunderung, als derselbe, sobald der Tumult gestillt, und alles wiederum ruhig war, in den Saal hineintrat. Man schloß hieraus, — daß er vorher außer dem Saale beschäftigt gewesen seyn müsse.

Am dritten September wurden in der Nationalversammlung die Berichte des Hrn. de Bouille und des Bürgerraths von Nancy vorgelesen. Nachher stand Hr. Prugnon auf, und verlangte: die Versammlung solle der Bürgermiliz von Metz und Toul, dem Bürgerrathe der Stadt Nancy, und dem Hrn. de Bouille Danksagungsschreiben zusenden. Hierauf entstand ein heftiger Lärm

in der Versammlung. Eine Menge Stimmen riefen: „Nein! Nein!“ Aber der größte Theil der Versammlung schrie: „Ja! Ja! Ja!“ Die Herren de Beauharnois und de Praslin billigten den Vorschlag des Hrn. Prugnon, und vertheidigten Hrn. de Bouille, wegen den Beschuldigungen, durch welche man den unvergeßlichen Dienst, welchen derselbe der Nation geleistet hatte, herab zu setzen suchte. Niemand wagte es, diesen Herren geradezu zu widersprechen. Aber Hr. Alexander de Lameth verlangte: die Versammlung sollte Kommissarien nach Nancy schicken, um den ganzen Verlauf des Aufruhrs, von seinem ersten Ursprunge an, zu untersuchen, damit die Schuldigen, von welchem Range oder Stande dieselben auch seyn möchten, bestraft werden könnten. Mirabeau, welcher jetzt mehr als jemals den Demagogen spielte, suchte die Versammlung durch eine Sophisterei zu verführen. „Die Versammlung,“ sagte er, „muß der Bürgermiliz „von Metz und von Toul danken; denn diese hat sich „für das Vaterland aufgeopfert, und folglich eine tu„gendhafte That gethan. Hingegen hat Hr. de Bouille „mit seiner Armee weiter nichts als seine Pflicht erfüllt; „diese verdienen also bloßen Beifall, aber keinen Dank.“ Die Versammlung beschloß:

„Daß das Directorium der Abtheilung de la „Meurthe, sowohl als die Bürgerräthe zu Nancy und „Lüneville, wegen ihres Eifers, Dank verdienten. Daß „die Bürgermiliz, welche unter dem Befehl des Herrn „de Bouille nach Nancy marschirt ist, wegen ihres Pa„triotismus, und wegen ihrer bürgerlichen Tapferkeit,

„die

„die sie zu Nancy gezeigt haben, bedankt seyn sollen.
„Daß Hr. Desilles, wegen seiner heroischen Aufopfe-
„rung, Dank verdiene. Daß die Nation für die Wei-
„ber und Kinder der zu Nancy getödteten Bürgersolda-
„ten sorgen solle. Daß der General und die regelmäßi-
„gen Truppen, weil sie so ehrenvoll ihre Pflicht erfüllt
„haben, Beifall verdienen. Daß die Kommissarien der
„Versammlung sich ohne Verzug nach Nancy verfügen
„sollen, um die zu Erhaltung der Ruhe nöthigen Maaß-
„regeln zu nehmen, und eine genaue Untersuchung des
„ganzen Vorfalls anzustellen, damit die Schuldigen,
„von welchem Grade, Rang und Stande dieselben auch
„seyn mögen, bestraft werden können."

Hierauf schrieb Hr. de Bouille am 11. September folgenden Brief an die Nationalversammlung:

„Meine Herren!"

„So schmeichelhaft für mich der Auftrag war, den
„Sie mir haben geben wollen: so kann ich mich doch
„nicht enthalten, Ihnen zu sagen, daß ich, in einer
„so äusserst schwierigen Unternehmung, alle die Liebe zu
„meinen Pflichten, alle die Ehrfurcht und Unterwürfig-
„keit unter die Beschlüsse der Nationalversammlung, und
„die gänzliche Ergebenheit für den Dienst des Königs
„und für die Ausübung seiner Befehle von Nöthen
„hatte, von denen ich mich wirklich durchdrungen fühle.
„Die Erzählung der Begebenheiten des 31. August,
„welche der Versammlung ist vorgelegt worden, und
„welche die traurigen Umstände des Todes der, in der
„Ausübung der Gesetze umgekommenen Schlachtopfer
„enthält, hat den Beschluß des 3. Septembers veran-
laßt.

„fasst, in welchem ich, eben so gerührt als dankbar, ge„sehen habe, daß die Nationalversammlung meine Auf„führung billigt. Ich habe der Nation, dem Gesetze „und dem Könige geschworen: aus allen meinen Kräf„ten die von der Nationalversammlung beschlossene Kon„stitution zu vertheidigen; und ich werde diesem Eide „getreu bleiben. Ich darf nicht befürchten, daß man „mit Recht Zweifel über die Aufrichtigkeit meiner Ge„sinnungen hegen könne; und es ist für mich hinläng„lich, innig von dem Bewußtseyn durchdrungen mich zu „fühlen, daß alles, was ich gethan habe, und künftig „thun werde, jederzeit aus Anhänglichkeit und Gehor„sam gegen die Gesetze entspringt.“

„Bouille.“

Dieser Brief wurde von der Versammlung mit großem Beifalle aufgenommen.

Am 21. September ward zu Paris eine große Messe für die Seelen der zu Nancy umgekommenen Bürgersoldaten gehalten. Das ungeheure Amphitheater auf dem Marsfelde war mit schwarzem Tuche ganz überzogen, und gegen 200,000 Zuschauer saßen auf den Bänken. Das kleinere Amphitheater, welches an die Militärschule angebaut ist, war ebenfalls schwarz überzogen, und mit schwarzen und weißen Bändern geziert. Es saßen auf demselben 24 Abgesandte der Nationalversammlung, der Bürgerrath von Paris, und die Wahlherren des Jahres 1789.

In der Mitte des Marsfeldes waren, auf dem Altar des Vaterlandes, vermittelst in einander gestell-

ter

ten Flinten und Schwerdter, kriegerische Trophäen auf-
gestellt. Der ganze Altar war schwarz überzogen, mit
weißen Bändern verbrämt, und rund herum wurden
Pappelbäume und Zipressen gepflanzt. Sechzig Priester
standen rund herum auf den Stufen des Altars. Den
Fuß des Altars umgaben hundert Fahnen, alle mit lan-
gem schwarzen Flor geziert.

Auf der einen Seite des Altars las man folgende
Inschrift:

„Den abgestorbenen Seelen der ta-
„pfern Krieger, welche am 31. August
„zu Nancy gestorben sind, indem sie
„das Vaterland und das Gesetz ver-
„theidigten."

Auf der zweiten Seite stand:

„Zittert, ihr Feinde des Vaterlan-
„des, sie hinterlassen euch ihr Bei-
„spiel."

Auf der dritten Seite:

„Marmor und Erz sind vergänglich:
„aber ihr Ruhm bleibt ewig, so wie
„das Reich der Freiheit."

Auf der vierten Seite las man:

„Hier kamen sie her, um zu schwö-
„ren, daß sie der Nation, dem Ge-
„setze und dem Könige getreu seyn
„wollten."

Auf den vier Ecken des Altars brannten Trauer-
fackeln. Rund um den Altar standen Chorknaben in
leinenen Kittel gekleidet.

Die

Die Pariser Bürgermiliz und die Bürgermiliz der benachbarten Gegenden nahm den ihr angewiesenen Platz ein, und alle Fahnen derselben umgaben den Altar. Hierauf kündigten vier Kanonenschüsse allen vier Gegenden der Welt an, daß die Feierlichkeit ihren Anfang nehme. Eine sehr zahlreiche kriegerische Musik spielte Trauergesänge. Nun hielten die Priester eine feierliche Seelmesse für die Seelen der Abgestorbenen. Hierauf kam Hr. la Fayette, zu Fuß, mit den Priestern von dem Altare nach dem kleinern Amphitheater, auf welchem die Abgesandten der Nationalversammlung sich befanden, und ersuchte diese, sich mit ihm nach dem Altare zu begeben, und den Gestorbenen die letzte Pflicht zu leisten. Die Abgesandten stiegen die Stufen des Altars hinauf, und sprengten Weihwasser auf das errichtete Denkmahl. Dann wurden sie, in feierlicher Stille, wiederum an ihre Plätze zurück begleitet, und nachher begaben sie sich traurend und betrübt nach Hause.

Zehn-

Zehnte Abtheilung.

Geschichte der französischen Revolution von dem bürgerlichen Kriege zu Nancy bis zu dem Ende des Jahres 1790.

Berathschlagung wegen der Assignate. Schändliche Mittel, deren sich die Demagogen bedienten, um den Assignatenplan durchzusetzen. Necker soll ermordet werden, und rettet sich nach St. Ouen. Neckers Abschied. Seine Abreise von Paris. Er wird angehalten. Freude des Volks über seine Abreise. Berathschlagung wegen Avignon. Veränderung die Wahlherren betreffend. Bürgerrath von Marseille. Die Staatsinquisition bemächtigt sich der Madame de Persan. Aufruhr zu Angers. Räuber zu Versailles. Versuch die Schweitzergarde zu verführen. Aufruhr zu Soissons, zu Niort. Abgesandte der Lütticher. Aufruhr zu Brest. Unruhen zu St. Domingue. Berathschlagungen über den Bericht des Chatelet wegen der Greuelthaten des sechsten Oktobers. Gegenrevolution zu Rouen. Einschränkung der Postfreiheit. Aufhebung der Parlamenter. Theaterkrieg. Mißlungene Versuche der Pariser Propaganda in der Schweitz. Berathschlagungen über die Minister. Veränderung der französischen Flagge. Briefwechsel der Minister mit dem Könige. Die Pariser verlangen die Absetzung der Minister. Die Minister legen ihre Stellen nieder, und der König erwählt andere. Anekdote Hrn. Duport betreffend. Hrn. Merlins Rede, über die Rechte der deutschen Fürsten im Elsaß. Ausgaben für das Jahr 1791. Berathschlagungen wegen Avignon.

Priesters

Priestereid. Mißlungener Versuch den Grafen von Artois zu vergiften. Was die Revolution kostet. Zweykampf der Herren de Lameth und de Castries. Debatten in der Versammlung über diesen Vorfall. Anektote. Unruhen zu Befort, zu Vareze, zu Perpignan, zu Versailles, in der Pikardie, in Quercy, zu Auxon. Krieg zu Avignon. Grausamkeit an der Gräfin de la Mire ausgeübt. Unruhen zu Uzes, zu Chantilly, zu Aix, auf der Insel Martinique. in Korsika. Rousseaus Witwe.

Ce que vous m'apprenez qui s'eſt paſſé dernièrement dans vôtre ville me fâche encore, mais ne me ſurprend plus. Comment! votre Conſeil ſouverain ſe met à rendre des jugements criminels? Les Rois, plus ſages que lui, n'en rendent point. Voilà ces pauvres gens prenant à grand pas le train des Athéniens, et courant chercher la même deſtinée, qu'ils trouveront, hélas! aſſez tôt, ſans tant courir. Mais: *Quos vult perdere Iupiter, dementat.*

I. I. ROUSSEAU.

Der wichtigſte Gegenſtand, welcher nach dem glücklich geendigten bürgerlichen Kriege zu Nancy die Nationalverſammlung beſchäftigte, war die Einrichtung der Finanzen. Die 400 Millionen Aſſignate, welche die Nationalverſammlung hatte verfertigen laſſen, waren in dieſer kurzen Zeit ſchon alle ausgegeben, und es kam alſo darauf an, neues Geld anzuſchaffen, um den dringendſten Bedürfniſſen des Staats abzuhelfen. Die Auflagen wurden nicht bezahlt: denn, ſeit der in Frankreich eingeführten Freiheit, behauptete das Volk: die Freiheit des Staatsbürgers beſtehe darinn, daß er gar nichts bezahlen dürfe; und mit

mit Gewalt die Auflagen einzutreiben, dieß hielt die Versammlung nicht für gut.

Am 27 August legte Hr. Montesquiou der Versammlung einen Plan zur Bezahlung der ungeheuren Nationalschuld vor. Er gab, im Namen des Finanzausschusses, den Werth der Nationalgüter zu zwey bis drey tausend Millionen an, und verlangte, daß diese Güter verkauft, und mit dem Werthe derselben die Schulden bezahlt werden sollten a). In dieser Rechnung ist eine kleine Ungewißheit von tausend Millionen Livres.

Hierauf stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl. Als er aber eben anfangen wollte zu sprechen, kündigte Hr. Dupont, der Präsident, an: daß er so eben einen Brief vom Hrn. Necker über diesen Gegenstand erhalten habe, und denselben der Versammlung vorlesen wolle. „Ey!“ rief Mirabeau, „seit „wann ist ein Mitglied der Versammlung auf dem „Rednerstuhle durch den Brief eines Ministers unterbrochen worden!“ Man klatschte Beifall. Und nunmehr las Mirabeau eine lange Rede vor, um zu beweisen, daß es nöthig sey, für zwey tausend Milionen Livres Assignate zu verfertigen. Seine Rede war weiter nichts als ein Auszug aus einem

---

a) Les domaines nationaux sont estimés, y compris les domaines de la couronne & le rachat de rentes et des droits féodaux, de deux à trois milliards. *Discours de M. Montesquiou.*

einer Schrift, welche der Genfer, Herr Claviere, vor kurzer Zeit hatte drucken lassen.

Die Schrift des Herrn Necker wurde vorgelesen. Der Finanzminister zeigt, ausführlich und deutlich, daß der Plan des Hrn. Mirabeau und seiner Freunde, Frankreich geradezu dem Verderben zuführen werde.

Ungeachtet der vortreflichen Bemerkungen des Hrn. Necker vertheidigten die Herren Gouy, Abbe Gouttes, Reubel und Chabroud den Plan des Hrn. Mirabeau. Hierauf sagte Hr. Brillat de Savarin: „Die 400 Millionen Assignate, „welche schon vorhanden sind, verhalten sich zu dem „zirkulirenden Gelde wie eins zu fünf, und sie verlie„ren fünf bis sechs pro Cent. Verfertigt Ihr nun „Assignate für 2000 Millionen, so wird die Menge „des Papiergeldes eben so groß seyn, als die Menge „des zirkulirenden wirklichen Geldes, und die Assig„nate werden dreissig pro Cent verlieren. Diejeni„gen, welche keine Gläubiger des Staates sind, wer„den großen Verlust leiden, und die Gläubiger wer„den zu Grunde gerichtet seyn.“

Hr. le Brun. Sehr ungerne habe ich gesehen, daß man Euch den Plan zur Berathschlagung vorgelegt hat, welcher Euch jetzo beschäftigt. Man sagt Euch: es sei ein großer, gerechter, heilsamer Plan; es sey das einzige Mittel, gegen die Uebel, welche uns drücken. Man ruft Euch zu: Eilt! Eilt! seht ihr nicht den Winter, der da ankommt! Seht ihr nicht die langen Nächte, und alle die Plagen, welche die-

dieselben mitbringen! So erfüllt man Euch mit Schrecken und mit Hoffnung, um Euch hinzureißen. Aber mit solchen Hebeln kann man nicht eine gesetzgebende Versammlung bewegen. Gestern hielt man Lobreden auf diesen Plan; heute debattirt man darüber. Gestern war dieser Plan eine wunderbare Universalmedicin, welche Frankreich retten und seine Wunden heilen sollte. Heute ist derselbe ein gefährliches Gift, welches die Nationalversammlung und die Konstitution tödten wird. Ihr habt eine Schuld von drei bis vier tausend Millionen. Unstreitig würde es rathsam seyn dieselbe zu bezahlen. Wenn das Mittel, welches man Euch vorschlägt, gerecht ist; wenn es nicht schädliche Folgen hat, so muß man es heute noch ergreifen. Laßt uns sehen! Ihr werft Euren Gläubigern 2000 Millionen Papiergeld hin. Sie haben weder Brodt noch Geld: folglich muß Euer Papier sich in Geld und in Brodt verwandeln. Wollt Ihr Eure Beamten mit Papier bezahlen? Soll man die Armee mit Papier bezahlen? Soll man mit Papier Linienschiffe ausrüsten und in die See schicken? Ich will nicht einmal von dem Verluste sprechen, welcher dadurch dem Wechsel, den Manufakturen, und dem Handel zuwachsen wird.

Hr. Pethion sprach, in einer langen Rede, zu Gunsten der Assignate; eine Rede, welche keine neuen Ideen enthielt, und keine große Kenntniß von Finanzsachen verrieth. Er berief sich auf das Beispiel Englands, da doch die englischen Banknoten ein Papiergeld von ganz anderer Art sind, als die fran-

1790 zösischen

zösischen Assignate: denn sie haben ihren Werth nicht in Gütern, sondern in Geld; und Niemand ist gezwungen dieselben zu nehmen, welches bei den Assignaten der Fall ist. Herr Pethion endigte seine Rede mit einem heftigen, und höchst unanständigen Ausfall auf den Hrn. Necker.

Hr. de Landine. Wird der Plan angenommen, so werden alle Schulden in Assignaten bezahlt werden. Jeder Schuldner wird seine Schuld abtragen, jeder Gläubiger wird, in Papier, den Ertrag der Sparsamkeit seiner Voreltern und seiner eigenen Betriebsamkeit erhalten. Folglich wird dieses Papier sich in den Händen der Güterbesitzer, in den Händen der eigentlichen Kinder des Staats, anhäufen. Diese, welche schon mit Gütern und mit Auflagen überladen sind, werden nun noch ihre Geldeinkünfte verlieren; die einzigen Einkünfte, durch welche sie die Güter fruchtbar machen, und die Abgaben bezahlen konnten. Sie werden sich genöthigt sehen, neue Güter zu kaufen, und die Anzahl ihrer nichtseinbringenden Felder mit neuen unfruchtbaren Feldern zu vermehren. Aus Furcht zu verlieren, werden sie ihre Besitzungen vergrössern, und sich zugleich aller Mittel beraubt sehen, um dieselben einträglich zu machen. Mitten im Besitze vieler Güter werden sie dürftig seyn. Sie werden Ländereien besitzen, aber keine Arme, um dieselben anzubauen. Sie werden wenig einerndten, und der Staat wird viel von ihnen verlangen. Aber, wenn sie zu Grunde gerichtet sind, so wird der Staat ihren Verlust tragen.

gen. Denn der Staat ist nur alsdann reich, wenn seine Mitglieder reich sind; er ist nur blühend, wenn die Glücksgüter gehörig vertheilt sind, wenn der Ackerbau viel einbringt, wenn die Abgaben nicht zu groß sind; mit Einem Worte, nur dann ist der Staat glücklich, wenn er gut verwaltet wird. Werden für 2000 Millionen Assignate verfertigt, so wird die Zirkulation des Geldes im Staate plötzlich verdoppelt. Folglich werden alle Lebensmittel um die Hälfte theurer werden, der Preis der Handarbeit wird doppelt so groß werden, die Manufakturen werden darunter leiden, und der Staat wird zu Grunde gehen. Das Geld wird verschwinden und zu unsern Nachbarn übergehen. Den wahren Reichthum werden wir verlieren, den eingebildeten Reichthum werden wir behalten. Geld wird uns fehlen, aber Papier wird im Ueberflusse vorhanden seyn. Unfruchtbare Güter werden in Menge zu verkaufen seyn, aber kein Thaler wird da seyn, um dieselben fruchtbar zu machen.

Hr. de la Blache. Wenn es wahr ist, wie es mir zu seyn scheint, daß die plötzliche Verfertigung von 2000 Millionen Assignaten den Werth aller Lebensmittel erhöhen würde, was wird alsdann aus Eurem Finanzsystem, wenn alle Grundlagen desselben erschüttert sind! Wer kann behaupten, daß alsdann nicht die Armee, welche jetzo 88 Millionen zu unterhalten kostet, 150 Millionen kosten werde? Daß das Seewesen 80 Millionen statt 40 kosten werde? Und was soll aus Euren Beamten, aus Euren Officieren, aus den Landpriestern, aus der gan-

zen

zen besoldeten Geistlichkeit werden, wenn alle diese Leute gezwungen sind, Assignate statt Geld für ihren Gehalt anzunehmen, während die Assignate gegen Geld einen Viertheil, einen Drittheil, und vielleicht gar die Hälfte verlieren? Entweder muß man ihren Gehalt erhöhen, oder sie werden Hungers sterben!

Hr. de Boislandry. „Ich wundre mich sehr darüber, daß Hr. Mirabeau jetzt ein so großer Vertheidiger des Papiergeldes ist; Er, der, zu Versailles, so heftig dagegen gesprochen hat. Nicht nur wird die Nation durch die Verfertigung der Assignate nichts gewinnen, sondern dieselbe wird verlieren: denn die nothwendige Folge dieser Assignate wird eine Vermehrung der Auflagen seyn. Wenn die Assignate zehen, funfzehn, zwanzig pro Cent verlieren, so werden die Lieferanten der Regierung diesen Verlust nicht tragen wollen. Sie werden der Regierung um zehen, funfzehn, zwanzig pro Cent theurer verkaufen. Eine solche Erhöhung des Preises, macht, auf die Summe von zwei bis drei hundert Millionen, eine Zunahme der Ausgabe von zwanzig bis dreißig Millionen; und dieses Deficit muß durch neue Auflagen gedeckt werden. Man hat uns das Beispiel Englands angeführt. Aber England hat kein anderes Papiergeld, als Banknoten, welche auf Sicht zahlbar, folglich eben so gut sind als Geld, und Niemand kann gezwungen werden, diese Noten an Geldes Statt zu nehmen. Der amerikanische Kongreß schuf auch eine große Menge Papiergeld, dessen Hypothek Ländereien waren. Aber dieses Papier

fiel

fiel so tief, daß es jetzt, und schon seit langer Zeit, 95 pro Cent verliert. Eben dieß geschah in Schweden mit dem Papiergelde, dessen Hypothek Ländereien waren. (Die Bank zu Ayr in Schottland wurde in kurzer Zeit bankerott, ungeachtet die Güter aller Theilnehmer dieser Bank den Noten derselben zum Pfande dienten.)

Hr. Decretot (einer der reichsten Tuchfabrikanten zu Louviers). Wenn eine grose Menge Assignate verfertigt wird, so müssen dieselben nothwendig von ihrem ursprünglichen Werthe verlieren. Schon jetzt, da man sich vor dieser Verfertigung fürchtet, ist das Geld seltener geworden, weil es zurückbehalten wird; und die schon vorhandenen Assignate sind, seit einigen Tagen, im Preise gefallen. Schon jetzt wird, wegen dieser Furcht, das Pariserpapier im Auslande mit Verlust verkauft, und der Wechsel steht zu unserem Nachtheile. Schon jetzt sind alle Materialien, welche wir, für unsere Fabriken, aus dem Auslande ziehen, im Preise gestiegen. Die Piaster kosten 5 Livres 7 Sous gegen Geld, und 5 Livres 18 Sous gegen Assignate. Der Bordeauxwein kostet 200 Livres gegen Geld, und 220 Livres gegen Assignate. Dieses sind Thatsachen, und solche Thatsachen beweisen mehr als alle Vernunftschlüsse.

Hr. Dupont. Aus der Schrift des Hrn. Arnaud erhellt, daß im Jahr 1720, mitten im Ueberflusse, das Korn im Preise stieg, und daß es nachher plötzlich fiel, als die Illusion aufgehört hatte.

Auf diese Thatsache stütze ich mich. Mein Gegner, Hr. de Montesquiou, hat behauptet, daß dasjenige, was im Jahr 1720 geschehen ist, jetzo nicht geschehen werde, und daß man das damalige Papiergeld mit dem jetzigen nicht vergleichen könne. Aber er irrt sich: denn gerade zu der Zeit, als jenes Papiergeld einen reellen Geldeswerth hatte, stieg das Korn im Preise. Die Erfahrung hat Euch gelehrt, daß Eure Assignate sechs pro Cent verlohren haben, und die allerrichtigste Arithmetik zeigt, daß sie neun bis zehnmal so viel verlieren werden, wenn ihre Masse verzehnfacht wird. Wenn einst der Verlust, den sie leiden werden, alle Rechnungen der Landwirthschaft und der Handlung in Unordnung gebracht haben wird; dann wird der Diskredit, in welchem sie stehen werden, schrecklich seyn. Ihr habt vor Euren Augen ein auffallendes Beispiel. Vor zehen Jahren gab es in den amerikanischen Staaten ein Papiergeld, welches, eben so wie dasjenige, das man Euch vorschlägt, die Ehre und Rechtschaffenheit der ganzen Republik, nebst ungeheuren Gütern zur Hypothek hatte; welches, eben so, durch vortreffliche Reden vertheidigt und angepriesen, durch Beschlüsse gestempelt, und auf das Wohl des Staates gegründet war. Was geschah! Ungeachtet dessen, was der Kongreß that; ungeachtet dessen, was Franklin und Washington thaten; kostete dennoch ein Paar Stiefeln 36,000 Livres in Papiergeld, und ein Nachtessen für vier Personen, dessen Werth 30 Livres war, kostete 150,000 Livres in Papiergeld.

Man

Man sagt Euch: diejenigen, welche Assignate haben, werden Nationalgüter kaufen. Niemand kauft. Es giebt nur wenige Bürger des Staats, die im Stande sind Kapitale anzuhäufen. Der Handwerksmann, welcher am Ende der Woche, ein Assignat von 6 Livres erhält, braucht dasselbe, um in der künftigen Woche davon zu leben. Die Handwerker, die Tagelöhner, die Bauren, die Kaufleute und die Künstler, werden ihre Assignate gegen Silber verkaufen, und dieses erwarten die spekulirenden Kapitalisten. Der Verkauf wird mit 50, vielleicht, vielleicht mit 75 pro Cent, Verlust geschehen. Laßt mich Alles sagen! Der Assignatenplan ist weiter Nichts, als eine Erfindung, um einige kluge Leute in den Besitz der Nationalgüter zu setzen, ohne daß es ihnen einen Heller kostet. Sie verfahren dabei auf folgende Weise. Sie kaufen für eine Million, auf Termin, königliche Papiere, oder Aktien der alten ostindischen Kompagnie, welche 25 pro Cent verlieren. Diese Effekten tragen sie nach der Nationalkasse, und erhalten dafür eine Million in Assignaten. Nach dem Verfalle des Termins zahlen sie 750,000 Livres, und gewinnen also 250,000 Livres, welche sie in Assignaten behalten. Macht man diese Operation noch dreimal, so hat man eine Million in Assignaten. Nun kauft man Nationalgüter für eine Million. Und dieses sind alsdann die guten Bürger des Staats, die sich rühmen, für eine ganze Million Nationalgüter gekauft zu haben; da ihnen doch diese Güter keinen

Heller kosten. Der Assignatenplan ist nicht in dieser Versammlung entstanden. Es ist ein Plan, den Ausländer (der Genfer Claviere) gemacht haben, die gewohnt sind in unseren Fonds zu spielen, die Alles angewandt haben, um diejenigen von unseren Kollegen irre zu führen, deren Bescheidenheit ihnen nicht erlaubt, eine Meinung für sich zu haben."

Die Rede des Hrn. Dupont dauerte drei volle Stunden. Sie enthielt das Beste und das Richtigste, was über die Assignate gesagt worden ist. Er entdeckte das eigentliche Geheimniß Mirabeaus und seiner Freunde, welche sich gerne, ohne Kosten, in den Besitz der geistlichen Güter setzen wollten.

Um den großen Eindruck, welchen diese Rede, eines in Finanzsachen so sehr erfahrnen Mannes, gemacht hatte, zu widerlegen, stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl. Seine Rede war mit vieler Mühe und mit großer Kunst ausgearbeitet. Sie enthielt sehr viele Uebertreibungen, viele leere Deklamationen, und viele demagogische Schmeicheleien. Er sagte: die Konstitution, die Revolution, die Freiheit sogar, seyen verloren, wenn dieselben nicht, durch die, von ihm vorgeschlagene, ungeheure Papiermasse unterstützt würden. Er widerlegte alle, gegen die Assignate vorgebrachten, schwachen Einwürfe, weitläufig; und der starken Einwürfe erwähnte er nicht. Seine eigenen Widersprüche rechtfertigte er durch neue Widersprüche. Um seine Rede interessant zu machen, brachte er, hin und wieder, lange Tiraden und bittere

tere Sarkasmen gegen die Herren Necker, Dupont, Condorcet, und gegen Andere an, welche dem Assignatenplan entgegen waren. Er sprach drei volle Stunden.

Hr. Bergasse Laziroule nannte die Assignate: Wechselbriefe, auf eine unbestimmte Zeit ausgestellt, und in unbeweglichen Gütern zahlbar.

Der Abbe Maury sprach gegen die Assignate, und wiederholte was Hr. Dupont schon gesagt hatte.

Hr. Barnave sprach lange, zu Gunsten des Assignatenplans.

Eine große Menge Zuschriften, welche, aus verschiedenen Handelsstädten des Königreichs, an die Versammlung gekommen waren, von denen die meisten dringend baten, eine so verderbliche Maaßregel, welche Handlung und Manufakturen unfehlbar zu Grunde richten würde, nicht anzunehmen, sollten vorgelesen werden. Aber Mirabeau widersetzte sich heftig; und die Zuschriften und Bittschriften wurden nicht gelesen.

Mirabeau hatte sich, seit der Zeit da er Mitglied der Nationalversammlung war, niemals so viele Mühe gegeben, um einen Plan durchzusetzen, als er sich um den Assignatenplan gab; um diesen Plan, welcher ihm und seinen Freunden, auf Kosten der betrogenen Nation, ungeheure Reichthümer verschaffen sollte. Er ließ Geld, in großer Menge, unter den Pariser Pöbel austheilen, um diesen aufzuwiegeln. Man bediente sich aller der Mittel, deren

man sich schon vormals bedient hatte, als von dem Veto die Rede gewesen war. Proscriptionslisten wurden ausgetheilt; die rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung, welche gegen die Assignate votirten, wurden als Aristokraten verschrien und ihnen wurde mit Ermordung gedroht. An dem Tage, als Hr. Dupont seine vortrefliche Rede, gegen den Assignatenplan, in der Versammlung gehalten, und die Ränke der Demagogen aufgedeckt hatte, wurde er, als er die Versammlung verließ, von dem Pöbel angefallen. Man rief ihm zu: „Habt Ihr gegen die „Assignate gesprochen?“ „Allerdings!“ gab er zur Antwort, „Ihr wißt nicht was Ihr verlangt. Wenn „man Assignate verfertigte, so müßtet Ihr das Brodt „um doppelten Preis bezahlen.“ Sogleich fielen einige bestellte Kerle über ihn her, und wollten ihn in das große Bassin der Thuillerien werfen, um ihn, wie sie sich ausdrückten, kalt baden zu lassen. Die Bürgermiliz kam dazu, und befreite ihn aus den Händen seiner Mörder.

Hr. Dupont ließ sich, durch diesen Vorfall, nicht, wie Mirabeau gehofft hatte, in Schrecken bringen. Sondern er trat, am 7. September, in der Versammlung auf, und entdeckte den ganzen schändlichen Plan.

„Ich habe Euch,“ sagte er, „Thatsachen zu erzählen, denen Ihr, aus Liebe für die Konstitution, und aus Eifer dieselbe bald zu endigen, Eure ganze Aufmerksamkeit schenken müßt. Ich hätte diese Thatsachen Eurer Klugheit und Eurer Gerechtigkeit schon lange

lange angezeigt, wenn ich es nicht für Pflicht gehalten hätte, ihre Verbindung zu untersuchen, damit ich desto zuverlässiger von den Mitteln sprechen könnte, durch welche sie hervorgebracht werden. Ihr wißt, wie viele Mühe sich die Feinde der, von Euch beschlossenen, und von dem Könige genehmigten Konstitution geben, derselben zu schaden. Diese Feinde sind: theils solche, die den vorigen Zustand des Reiches zurückwünschen; theils solche, welche, bei der jetzt herrschenden Anarchie, sich eine sträfliche Gewalt angemaßt haben; oder es sind auch, zum Theil, Agenten auswärtiger Mächte, welche, bei dem gegenwärtigen politischen Zustände von Europa, Eure Augen auf einen andern Gegenstand zu lenken, und Eure Kräfte, durch innerliche Unruhen, zu verringern suchen. Voller Verzweiflung über die schnelle Herstellung der Ruhe zu Nancy, bleibt ihnen nichts mehr übrig, als Unruhen in Paris selbst zu erregen. Sie haben eine Armee von Räubern und Mördern, welche unter ihren Befehlen steht; welche sie von einem Theil des Königreichs nach dem andern schicken; von welcher sie ein Detaschement zu Nancy hielten; und von welcher ein anderes Detaschement zu Paris befindlich ist. Diese Armee geben sie, mit unerhörter Frechheit, für das französische Volk aus, ungeachtet sich unter derselben nur sehr wenige Frankreicher befinden, und ungeachtet dieselbe nur ein zusammengerafftes Gesindel, von Menschen ohne Heimath und ohne Vaterland ist, von denen die meisten dem Arme der Gerechtigkeit entlaufen sind. Mit diesen Leuten

haben

haben sie sich unterstanden, in Gegenwart des wirklichen, und mit Recht darüber aufgebrachten französischen Volkes, am vorigen Donnerstag (am 2. September) durch ein schreckliches Mordgeschrei Eure Berathschlagungen zu stören; durch ein Mordgeschrei, welches, mit großem Geheule, unter Euren eigenen Fenstern, und mit einer Kriegserklärung gegen Euch selbst, vorgebracht worden ist. Man hatte, durch ein Modell der Bastille, welches in der Stadt herumgetragen, und alsdann hieher gebracht wurde, eine große Menge Volks versammelt; man hat unter dieses Volk ungefähr vierzig, theils wirkliche, theils vorgebliche Enthusiasten, die das Schreien recht verstehen, vertheilt; und außer diesen noch vier bis fünf hundert besoldete Kerle. Man hat ihnen die Parole gegeben: „Bist Du sicher?" und die Antwort: „Ein sicherer Mann." Man hat Geld in Menge ausgetheilt, um durch Geld noch Andere in die Verbindung zu ziehen. Viele Zeugen haben, bei der Bürgermiliz, und auf dem Rathhause, ausgesagt: daß man ihnen zwölf Livres angeboten habe, wenn sie mit schreien wollten, und daß man ihnen diese zwölf Livres in der Hand gelassen habe. Man hat öffentlich angekündigt: dieser Lärm solle noch eine Zeit lang fortdauren; es würde alle Tage Etwas vorfallen: und in der That hat man auch jeden Tag das Mordgeschrei gehört. Man hat öffentlich angekündigt: am 10. September, an demjenigen Tage, an welchem Ihr über die Assignate zu beschließen Euch vorgenommen habt, solle der Hauptsturm ausbrechen.

Diese

Diese Ankündigungen, welche unbesonnen scheinen möchten, sind die feinste Kriegslist, in diesem schändlichen Kriege. Zufolge solcher Ankündigungen, die man weit umher verbreitet: daß nehmlich, an einem gewissen, bestimmten Tage, große Unordnungen vorfallen würden; daß Mordthaten geschehen würden; daß es viel zu plündern geben werde; und daß vorher, unter die subalternen Anführer, unter die sichern Männer, Geld werde ausgetheilt werden: zufolge solcher Ankündigungen, kommen die Räuber auf dreißig bis vierzig Stunden weit her, und eine kleine Anzahl von Menschen verschafft sich, auf diese Weise, eine zahlreiche und fürchterliche Armee von Verbrechern, ohne daß es ihnen so viel Geld kostet, als wenn sie dieselben beständig im Solde halten müßten. Und diese Kerle kommen an dem bestimmten Tage an, ohne eine andere Bezahlung, als die Hoffnung einen guten Fang zu thun. Die klugen Leute, welche solche Plane anlegen, haben, gerade so wie die Nation selbst, eine kleine regelmäßige Armee, welche bezahlt wird und nicht viel kostet, und zahlreiche Hülfstruppen, welche über das ganze Königreich zerstreut sind, welche kein Geld kosten, und welche, im Falle der Noth, sogleich bei der Hand sind. Trommelschläger und Trompeter, um diese Armee zu versammeln, sind: theils ausgestreute Proscriptionslisten, theils die Ankündigung, daß, an einem bestimmten Tage, ein großer Aufruhr seyn werde. Sie werden sich selbst erinnern, meine Herren, daß keine einzige große Volksbewegung vorgefallen

fallen ist, welche nicht einige Tage wäre vorhergesagt worden: und ohne die Vorhersagung würde dieselbe niemals erfolgt seyn."

Solcher Mittel bediente sich Mirabeau, um seinen Assignatenplan, welcher ihn, der voller Schulden war, auf einmal zum reichen Manne machen sollte, durchzusetzen. Die Versammlung nahm indessen den Plan nicht in seinem ganzen Umfange an, sondern sie beschloß: statt der vorgeschlagenen 2000 Millionen Assignate, nur 800 Millionen verfertigen zu lassen.

Sollte der Assignatenplan gelingen, so mußte nothwendig Hr. Necker entfernt werden: denn dieser kannte das Geheimniß, und er würde alle Pläne vereitelt haben. Mirabeau beschloß daher, den Hrn. Necker ermorden zu lassen. Die Meuchelmörder waren schon bestellt, und die Gassenhauer waren schon verfertigt, welche gesungen werden sollten, wenn der Kopf des Hrn. Necker in den Straßen von Paris würde herum getragen werden. Die Nacht zwischen dem zweiten und dem dritten September war zu der Ausführung bestimmt. Aber Hr. la Fayette erhielt Nachricht von diesem schrecklichen Vorhaben Mirabeaus. Am zweiten September sandte Hr. la Fayette einen seiner Adjutanten an den Hrn. Necker, um denselben wissen zu lassen, in welcher Gefahr er sich befinde, und um ihn dringend zu bitten, daß er sein Haus sogleich verlassen möge. Hr. Necker ließ anspannen, und fuhr nach seinem Landhause zu St. Ouen, in der Nähe von Paris. Als er ankam

war

war es Nacht, und alle Einwohner des Dorfes schlie-
fen schon. Sie erwachten, als sie das Gerassel einer
Kutsche hörten, und kamen aus ihren Häusern her-
aus. Hr. Necker erschrack, er fürchtete das Schick-
sal eines Foulon, und hielt es für nöthig, sich zu
verstecken. Er verließ, in der Finsterniß, allein und
zu Fuße, sein Landhaus, und irrte, bis am Morgen,
in dem kleinen Thale zu Montmorency herum.
Dann kam er nach Paris zurück, und schrieb an die
Versammlung folgenden Brief:

„Meine Herren."

„Durch ununterbrochene Geschäfte, durch Kum-
„mer und durch Unruhe, ist meine Gesundheit, schon
„seit einiger Zeit, sehr geschwächt worden. Indessen
„habe ich es doch, von einem Tage zum andern auf-
„geschoben, nach dem Brunnen zu reisen, welches
„man mir dringend gerathen hatte. Ich that was
„mein Eifer und meine Ergebenheit von mir verlang-
„ten, und fieng an, mich mit einer außerordentlichen
„Arbeit zu beschäftigen, welche mir von der Natio-
„nalversammlung aufgetragen worden war. Aber
„ein neuer Anfall derjenigen Krankheit, die mich die-
„sen Winter schon in so große Gefahr gesetzt hat, und
„die quaalvolle Unruhe einer eben so tugendhaften als
„geliebten Frau, haben in mir den Entschluß erregt,
„es nicht länger anstehen zu lassen, meiner Bestim-
„mung zu folgen. Ich darf Ihnen nicht vorenthal-
„ten, daß es meine Absicht ist, indem ich mich von
„den Geschäften zurückziehe, den Zufluchtsort wie-
„derum zu suchen, welchen ich verlassen habe um

„Ihren

„Ihren Befehlen zu gehorchen. Ich biete Ihnen
„an, meine Herren, und ich lasse Ihnen, als Kau-
„tion meiner Verwaltung: mein Haus zu Paris,
„mein Landhaus, und meine, in dem königlichen
„Schatze liegenden Kapitalien. Diese bestehen, schon
„seit langer Zeit, aus 2,400,000 Livres. Ich
„verlange davon nicht mehr als 400,000 Livres
„mitzunehmen, welche ich, bei meiner Abreise von
„Paris, nothwendig brauche, um meine Angelegen-
„heiten in Ordnung zu bringen. Das Uebrige lasse
„ich, ohne Furcht, unter dem Schutze der Nation.
„Es liegt mir sogar daran, auf diese Weise ein De-
„positum zurückzulassen, welches mir für mich sehr
„ehrenvoll zu seyn scheint, weil ich es zu Anfange
„des letzten Krieges übergab, und weil ich, aus Ach-
„tung für das beständige Bedürfniß des königlichen
„Schatzes, dasselbe, auch mitten unter den allerbe-
„unruhigendsten Umständen, und in der langen Zwi-
„schenzeit, in welcher Andere die Verwaltung der
„Geschäfte hatten, nicht habe zurücknehmen wollen.
„Die Feindschaft und die Ungerechtigkeit, welche ich
„erfahren mußte, haben mich auf den Gedanken ge-
„bracht, diese Kaution anzubieten. Aber, wenn
„ich diesen Gedanken mit meiner Aufführung in der
„Verwaltung der Finanzen zusammenhalte, so ist es
„mir wohl erlaubt, denselben unter die übrigen Son-
„derbarkeiten meines Lebens zu rechnen. Ich bin
„u. s. w."

„Necker."

„N. S."

„R. S."

„Das was ich jetzo leide, erlaubt mir nicht, in „diesem, in Eile geschriebenen Briefe, die verschie„denen Gefühle auszudrücken, welche ich die Absicht „hatte demselben beizufügen."

Welch ein Brief! Hr. Necker, der die Stellvertreter der französischen Nation mit den Besorgnissen seiner lieben Frau unterhält! Der Finanzminister Frankreichs, der die ungeheuren Einkünfte dieses grossen Reichs verwaltet hat, und nun zwei Millionen als Kaution zurückläßt, während Tausende von Millionen durch seine Hände gegangen sind! Der Finanzminister, der sich stellt, als ob Er mit seinen zwei Millionen den Staat vom Verderben und vom Umsturze gerettet habe! In der That man muß die ungeheure Eitelkeit dieses Mannes bedauren, der da vom Bankier zum Minister befördert wurde, und als Minister noch immerdar Bankier blieb!

Während der Ablesung dieses Briefes, brach ein großer Theil der Versammlung in ein lautes Gelächter aus. Die rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung wurden über diesen unanständigen Ausbruch einer unzeitigen Freude höchst unwillig. „Man wisse „nicht" sagten sie „ob man mehr über die unanständige Einfalt des Hrn. Necker aufgebracht seyn solle, „welcher, in seinem Abschiedsbriefe an die National„versammlung, von seiner Frau und von seiner häus„lichen Unruhe spricht, oder über das empörende und „grausame Gelächter, mit welchem eben diese Ver-

„samm-

„sammlung die letzten Klagelieder eines weinenden „und jammernden Ministers jetzt aufnehme.“

Die Ursache dieser großen Freude der Demagogen blieb indessen nicht lange verborgen. Der Brief des Hrn. Necker war kaum vorgelesen, als schon Hr. de Biauzat aufstand, und vorschlug: die Versammlung solle die Verwaltung des königlichen Schatzes selbst übernehmen. Niemand widersetzte sich: und so hatte dann endlich die Versammlung, was dieselbe schon lange gewünscht hatte, das Geld der Nation in ihren Händen!

Hr. Necker reiste, am 8. September, heimlich von Paris ab. Ruhig sollte er nicht reisen. Mirabeau ließ, durch den Jakobinerklub, an die verbrüderten Klubs schreiben, daß sie Hrn. Necker aufhalten möchten. Dieß geschah zu Arcy sür Aube. Hr. Necker wurde daselbst von dem Bürgerrathe der Stadt angehalten, und von der Bürgermiliz bewacht. Er schrieb an den Präsidenten der Nationalversammlung wie folgt:

„Mein Herr.“

„Ich habe die Ehre, Ihnen, in einem Gasthofe „zu Arcy sür Aube, zu schreiben, wo die Bürgermiliz mich und die Madame Necker anhält, bis die „Nationalversammlung befehlen wird, daß man mich „meine Reise fortsetzen lasse. Die Versammlung „mag, ohne daß ich dieselbe darauf aufmerksam ma„che, sich vorstellen, was ich hiebei empfinden muß. „Ich habe, ohne alle Belohnung, und mit der völ-

„lige

„ligsten Ergebenheit, dem Staate gedient, und ich „darf versichern, daß, während meines Ministeriums, „jeder Augenblick dazu angewandt worden ist, nach „meinen Kräften, und nach meinen Einsichten, Gu„tes zu thun. Ich ersuche die Versammlung, nicht „zu erlauben, daß, am Ende aller meiner Bemü„hungen, ich nicht einmal derjenigen Freiheit ge„nießen könne, welche die Gesetze allen Bürgern „des Staates zusichern. Ich habe die Ehre, u.s.w.

„Necker."

Die Versammlung beschloß: daß der Präsident dem Hrn. Necker einen äußerst trocknen Brief schreiben, und ihm erlauben solle, seine Reise fortzusetzen.

Hr. Necker reiste weiter. Aber zu Vesoul, wo ihn die Einwohner, ein Jahr vorher, bei seiner Rückreise aus der Schweiz nach Frankreich, beinahe vergöttert hatten, rottete sich der Pöbel zusammen, und es wurde vorgeschlagen, ihn aufzuhängen. Der Bürgerrath der Stadt rettete ihn, und sorgte dafür, daß er, ohne weitere Schwierigkeiten, seine Reise fortsetzen konnte.

Zu Paris war über diese Abreise des Hn. Necker eine allgemeine Freude. Ein unbegreiflicher Haß und eine ungerechte Verachtung gegen diesen Exminister zeigte sich unter allen Ständen. Auf dem Rathhause wurde, unter das Brustbild, welches ihm die Stadt Paris, ein Jahr vorher, aus Dankbarkeit, auf dem Rathhause hatte setzen lassen, a) folgende

a) Man sehe Band 2. S. 129.

gende Unterschrift; nach seiner Abreise, bevestigt: Populus me sibilat; sed ipse mihi plaudo domi, dum video nummos in arca.

Diejenigen Männer, welche, von einem unbesonnenen Ehrgeize angetrieben, ohne die Welt zu kennen, es für das höchste Glück halten, in derselben eine ausgezeichnete Rolle zu spielen, mögen aus dem Beyspiele des Hrn. Necker lernen, wie verächtlich, wie unwürdig eines Weisen, der Beifall des Pöbels ist. Noch waren nicht funfzehn Monate verflossen, als Hr. Necker, mit schwärmerischer Abgötterei, angebetet wurde; als der Tag seiner Abreise ein Tag der Trauer und des Schreckens war; als man sein Brustbild, wie das Palladium der Freiheit, in den Straßen herum trug; als er in die Stadt Paris einen Triumpheinzug hielt; als der Pöbel die Pferde von seinem Wagen spannte, und ihn selbst zog; als Straßen, Plätze, und öffentliche Gebäude, um seinetwillen erleuchtet waren; als die Luft vom Jubelgeschrei und vom Vivatrufen ertönte; als es ein Verbrechen war, ihn nicht anzubeten; als Jedermann sagte: Er allein sey der Retter Frankreichs; als jeder Zweifel an Hrn. Neckers Rechtschaffenheit und an Hrn. Neckers Allwissenheit, den Mann, welcher solche Zweifel hegte, des Aristokratismus verdächtig, und folglich des Todes schuldig machte; als ganz Paris vor Neckern auf die Knie fiel; als der König seine Krone verlor, weil er kein Zutrauen mehr in Hrn. Necker hatte; als ihn die Stellvertreter der Nation mit Schmeicheleien und mit Loberer-

hebun-

hebungen überhäuften; als man Ludwig dem Sechszehnten sagte: sein Volk habe ihn erobert; und Hrn. Necker: Er habe das französische Volk und den König erobert. Zu der Zeit, als alles dieses geschah, war Necker auf dem Gipfel seines Glückes. — Aber welch ein Fall! — und dieser Fall fieng noch an demselben Tage an, an welchem sein Glück am größten war. Im Monat September 1790, ein Jahr nachher, wurde Necker, von denselben Menschen, die ihn angebetet hatten, verspottet und verlacht; man plagte ihn, man quälte ihn, man widersprach ihm; jeden Tag war er neuen Anfällen ausgesetzt; auf die bitterste Weise warf man ihm seine Fehler vor, und gedachte nicht mit Einem Worte des Guten, das er gethan hatte, in den schändlichsten Pasquillen ward er vor der ganzen Nation gelästert, und an den Pranger gestellt; alle seine Freunde verließen ihn, und seine Vertrauten wurden seine ärgsten und bittersten Feinde; er ward gezwungen, sich mit Lebensgefahr aus derjenigen Stadt zu entfernen, deren Abgott er gewesen war; eben das Volk, welches ihn einen Retter des Staats genannt hatte, verlangte schäumend und tobend seinen Kopf; auf seiner Rückreise ward er, von denselben Menschen, die ihn auf seiner Herreise vergöttert hatten, als ein Verbrecher angehalten und bewacht; und die Nationalversammlung, welche ihn mit entzückender Freude aufgenommen hatte, spottete und lachte nunmehr, wenn er klagte, daß er in ihrem Dienste seine Gesundheit aufgeopfert, und sein Leben verkürzt habe. Warlich!

die Gunst des Volkes, der Beifall des großen Publikums, ist ein leerer Hauch; nicht werth, daß sich der Weise, der nur den Beifall seines eigenen Herzens sucht, und, wenn er diesen erhält, der ganzen Welt trotzt, darum bewerbe! Der wahre Ruhm, derjenige Ruhm, welcher des Weisen würdig ist, ist ein Ruhm von einer ganz andern Art. Es ist der Beifall einiger wenigen Auserwählten. Nach diesem strebt er; und wenn er ihn erhält, dann läßt er gerne dem großen Haufen, dem Pöbel, seine selbstgemachten Götter; überzeugt, aus Erfahrung, daß das Reich derselben nur kurze Zeit dauern werde. Als der Pabst Alexander der Sechste Krieg führte, nahm er eine kleine Stadt ein. Er hielt an dem einen Thore seinen siegreichen Einzug, und durch das andere entgegengesetzte Thor zog die Armee seiner Feinde, der Ursini, heraus. Als er auf dem Marktplatze ankam, fand er die Einwohner beschäftigt, einen Strohmann mit der dreifachen Krone, welcher Ihn selbst vorstellen sollte, von einem aufgerichteten Galgen abzunehmen, und, nahe dabei, sah er, daß Andere die Bildsäule eines Ursini umwarfen, um seine eigene auf das Fußgestelle derselben zu setzen. Alexander lachte, und sagte, zu Cäsar Borgia, seinem Sohne: „Da siehst du, lieber Sohn, „wie gering der Unterschied zwischen dem Galgen „und einer Ehrensäule ist!“ (Vides, mi fili, quam leve discrimen patibulum inter et statuam. Eine wichtige Lehre, für Alle diejenigen, welche die Gunst des Pöbels suchen!

Am

Am 27. August berathschlagte sich die Versammlung über die Frage: ob die Bitte der Einwohner von Avignon, welche sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und mit Frankreich zu vereinigen wünschten, angenommen werde solle, oder nicht? Hr. Tronchet las, über diesen Gegenstand, einen langen und vortreflich abgefaßten Bericht vor, in welchem er die Versammlung zu den wahren Grundsätzen, nach denen sie urtheilen müsse, zurückzuführen suchte. „Man hat behauptet“ sagte er „daß alle Gewalt von der Nation herkomme; daß das Volk zu Avignon sich seines natürlichen Rechts bedient habe, als es sich für frei, für souverain und für unabhängig erklärte. Nachher habe es sich, sagt man, mit Frankreich vereinigen wollen, und diese Vereinigung sey der allgemeine Wille des Volks gewesen; folglich habe Avignon ein Recht zu erwarten, daß Frankreich diese Vereinigung annehme. Dieser Vernunftschluß läßt einige, sehr gegründete Zweifel zu. Die Abgesandten von Avignon geben vor: sie seyen die Ueberbringer des allgemeinen Willens der Einwohner. Aber auf welche Weise hat sich dieser allgemeine Wille zu erkennen gegeben? Durch die einstimmige Berathschlagung aller Distrikte der Stadt. Aber die Berathschlagungen der Distrikte sind fehlerhaft in der Form; denn außerdem, daß sie nicht sagen, alle Stimmen seyen für die Vereinigung gewesen, so erwähnen sie nicht einmal der Anzahl der Stimmenden. Und bei welcher Gelegenheit sind diese Stimmen eingesammelt worden? Die Bürgermiliz

miliz war unter sich im Kriege, in allen Straßen standen aufgerichtete Galgen. Mitten im Lärm, als Ströme von Blut flossen, unter den Galgen, und über den Leichnamen der, ihrer Wuth aufgeopferten Schlachtopfer; versammeln sich die Distrikte, wählen unter sich Abgesandte, und senden Euch dieselben her. Unstreitig ist es weder der Würde, noch der Rechtschaffenheit der französischen Nation gemäß, eine Bitte zu gewähren, welche durch solche Greuelthaten erzwungen worden ist. Ungeachtet des Grundsatzes, den Sie angenommen haben, daß nehmlich die Souverainetät in dem Volke ruhe, können Sie, meine Herren, dennoch die Vereinigung Avignons mit Frankreich nicht annehmen: denn diese Vereinigung ist nicht der bekannte und deutliche Wille des größeren Theils des Volkes; und wäre es auch der deutliche Wille des größern Theils, so ist dieser Wille, durch entsetzliche Greuel und Mordthaten, erzwungen worden, und es ist demzufolge kein freier Wille. Ferner macht der Bischof zu Rom doch wenigstens einen Theil der Regierung zu Avignon aus, und folglich kann Avignon sich nicht mit Frankreich vereinigen, wenn Er nicht einwilligt. Ihr habt beschlossen, daß Ihr allen Eroberungen entsagtet. Ihr habt versprochen, fremde Besitzungen nicht anzugreifen, und auch die Eurigen nicht angreifen zu lassen. Würdet Ihr nun nicht diesem Beschlusse offenbar entgegen handeln, wenn Ihr die Bitte der Avignoner annähmet? Wollt Ihr etwa sagen: in Eurem Beschlusse hättet Ihr nur solche Eroberungen verstanden,

hen, welche durch Gewalt der Waffen gemacht werden; auf diese hättet Ihr Verzicht gethan: aber hier sey keine Rede von Gewalt der Waffen, oder von Krieg. Nein! meine Herren, auf diese Weise wollen wir nicht sprechen! Dieses System, welches eine Eroberung durch Waffen von einer Eroberung durch Ueberredung unterscheiden wollte, würde ein sehr gefährliches System seyn. Es würde uns selbst gefährlich werden. Denn, unter dem Vorwande der Souverainetät des Volkes, könnten sich auch unsre Provinzen losreißen, und sich an andere Mächte übergehen. Mit Einem Worte, meine Herren, Sie haben ganz und gar kein Recht, sich in den Streit zwischen dem Volk zu Avignon und der Regierung zu mischen."

Hr. Malouet hielt eine lange Rede. Er wiederholte alle die Gründe, welche Hr. Tronchet schon vorgebracht hatte, und behauptete, daß sich Frankreich, ohne die schreiendste Ungerechtigkeit, der Grafschaft Avignon nicht bemächtigen könne.

Ganz anderer Meinung war Hr. Bouche, einer der vorzüglichsten Urheber der Unruhen zu Avignon. Wenn Avignon mit Frankreich nicht vereinigt werde, meinte er, so würde es immer ein Kontrerevolutionsnest bleiben; und die vielen Mönche daselbst; und die große Menge von Aristokraten! Aus allen diesen Gründen hielt Hr. Bouche dafür, daß Frankreich wohl thun werde, wenn es sich der Grafschaft Avignon ohne Aufschub bemächtige.

Hr.

Hr. de Clermont Tonnerre. Wenn man Hrn. Bouche raisonniren hört, so glaubt man, man befinde sich in dem Staatsrathe Ludewigs des Vierzehnten. Er ist ungehalten darüber, daß ein, dem Pabste zugehöriges Ländchen, mitten in Frankreich liegen solle. Aber, meine Herren, dieses Ländchen wird in Frankreich das seyn, was die Strohhütte des Armen in dem Parke eines großen Königs ist: ein Denkmal der Gerechtigkeit, durch welche dieselbe beschützt wird.

Die Versammlung entschied Nichts, sondern schob die fernere Berathschlagung, bis zu einer unbestimmten Zeit, auf.

Anfänglich war die neue französische Konstitution eine ganz uneingeschränkte Demokratie. Alle Wahlen wurden dem versammelten Volke überlassen; alle öffentliche Stellen sollte das Volk, durch freie Wahl, besetzen. Man gab vor, solche Volksversammlungen seyen Versammlungen von freien und unbestechlichen Patrioten, die nicht irren könnten, und jederzeit den Würdigsten wählen würden. Aber die Erfahrung lehrte bald die Gesetzgeber Frankreichs, was dieselben aus der Geschichte schon lange hätten wissen können: daß der Pöbel jederzeit aus Leidenschaft, und niemals aus Vernunft handelt. Die Nationalversammlung nahm daher, am 7. September, den schönklingenden aber unwahren Grundsatz, auf welchen sie ihre ersten Gesetze gegründet hatte, zurück, und beschloß: daß die, von dem Volke einmal gewählten Wahlherren, ihre Stellen

len zwei Jahre lang behalten, und, während dieser Zeit, alle öffentlichen Aemter, ohne Mitwirkung des Volks, zu besetzen die Macht haben sollten. Also haben nunmehr die Wahlherren die ungeheure Gewalt: Gesetzgeber, Stellvertreter der Nation, Verwalter öffentlicher Einkünfte, Richter, Geistliche, und Bürgerräthe, nach Gutdünken zu wählen; und das Volk ist, so wie es unter der vorigen Regierung war, von aller Mitwirkung zu diesen Wahlen ausgeschlossen.

Am 9. September machte der Kriegsminister der Versammlung bekannt, daß er dem Regimente Berin Befehl gegeben habe, seine Garnison zu verändern, und nach Antibes zu marschiren; daß aber der Bürgerrath von Marseille, zufolge seiner selbst angemaaßten Oberherrschaft, für gut befunden habe, zu befehlen, daß das Regiment nicht marschiren solle. Die Versammlung befahl dem Bürgerrathe zu Marseille: er solle der Ausübung der Befehle des Kriegsministers keine Hindernisse entgegensetzen.

Kaum war diese Sache abgethan, als, im Namen der Staatsinquisition, Hr. Voidel auf den Rednerstuhl trat, und (mit dem Tone des Cicero, als derselbe die Verschwörung des Katilina entdeckte,) folgendermaßen sprach: „Der Untersuchungsausschuß, immer „seiner Pflicht getreu, und schuldig, dem Vaterlande von „der Anwendung seiner Zeit Rechenschaft abzulegen, hat „die ganze Nacht schlaflos zugebracht, und sich mit einer „äußerst wichtigen Sache beschäftigt.“ Die tiefste Stille herrschte in der Versammlung, in Erwartung der Dinge,

ge, die da kommen würden — und da erfuhr man folgendes:

Eine Wäscherinn, Namens Cns, holte unreine Wäsche bei der Madame de Persan ab. In einer Tasche findet sie einen Brief. Sie zeigt den gefundenen Brief ihrem Manne. Dieser kann nicht lesen. Er bringt den Brief nicht der Eigenthümerin zurück, sondern er behält denselben drei Wochen lang bei sich. Dann zeigt er ihn einer Gewürzkrämerinn, Namens Houde. Diese Frau läßt sich den Brief geben, und zeigt denselben einer ihrer Freundinnen, Namens Arnoult. Diese bringt den Brief nach ihrem Distrikte; und der Präsident des Distrikts übersendet denselben der Staatsinquisition. Dieser wichtige Brief lautet wie folgt: „Es ist mir unmöglich, Frau Gräfinn, Ihnen Alles „zu schreiben, was ich Ihnen zu sagen habe; aber was „ich Ihnen geschrieben habe, ist verständlich genug, um „keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Je weiter „wir kommen, um desto mehr rücken wir der Entwicke„lung näher. Die Mine wird täglich mehr geladen, und „ich bin im Stande, Ihnen Nachricht zu geben, wann „dieselbe angesteckt wird. Die Folgen des Zerplatzens „derselben werden sich weit umher verbreiten. Sorgen „Sie dafür, daß Sie von den herumspringenden Stücken „nicht getroffen werden. Sie haben die Güte gehabt, „mich als Ihren Freund anzusehen, und jetzt erfülle ich „meine Pflicht, indem ich Sie warne, auf Ihrer Hut „zu seyn. Ihr Papa wird Ihnen mehr sagen. Ich bin“

„Der Graf Heinrich.“

Sobald die Staatsinquisition diesen Brief erhielt wollte dieselbe vor allen Dingen wissen, wer dieser Graf Heinrich sey. Sie sandte daher einen ihrer Spione zu dem Bedienten der Madame de Persan, um denselben zu fragen: wo der Graf Heinrich wohne? Der Bediente gab zur Antwort: er wisse es nicht. Hierauf wurde der Spion zu der Madame de Persan selbst gesandt, um ihr dieselbe Frage vorzulegen. Sie sagte: der Graf befinde sich nicht zu Paris. Nun sendet die Inquisition zwei ihrer Mitglieder, mit einer zahlreichen Wache von Bürgersoldaten, in der Nacht um zwei Uhr, nach dem Hause der Madame de Persan. Man dringt in ihr Zimmer, man reißt sie aus dem Bette, man schleppt sie nach dem Rathhause und verhört sie. Zugleich bemächtigt man sich aller ihrer Papiere. In den Papieren wird nichts Verdächtiges gefunden, und sie erklärt: der Brief komme von dem Grafen Heinrich de Cordon, einem Savoyarden, welcher sich aber jetzt zu Lyon aufhalte. Wahrscheinlich habe er geglaubt, daß Truppen aus Savoyen nach Frankreich marschiren würden, um eine Kontrerevolution zu bewirken, und er habe ihr davon Nachricht geben wollen, damit sie sich in Sicherheit setze.

Ueber diese Erzählung entstanden in der Versammlung lange und heftige Debatten. Die Vorsicht der Staatsinquisition wurde sehr gelobt, und das ganze Verfahren ward gebilligt. Hr. Despremenil zeigte mit grosser Beredtsamkeit, den fürchterlichen Mißbrauch, welchen die Staatsinquisition von der ihr anvertrauten Gewalt zu machen anfange, da sie sich erlaube, ohne Rück-

Rücksicht auf Rang oder Geschlecht, Bürger des Staates, die nicht einmal angeklagt seyen, des Nachts aus ihren Betten zu reißen, und vor Gericht zu schleppen. „Worin," sagte er, „besteht das Verbrechen der Ma„dame de Persan? Sie hat einen Brief bekommen. — „Aber konnte sie verhindern, daß dieser Brief an sie ge„schrieben wurde? Ist sie strafbar, weil Jemand an sie „schreibt? und zwar einen Brief, an welchem ihr so „wenig gelegen ist, daß sie denselben in der Tasche lie„gen läßt, wenn sie ihre Kleider zu waschen giebt!"

Die Versammlung beschloß: daß das Gericht des Chatelet eine Kriminaluntersuchung gegen den Grafen Heinrich de Cordon anstellen solle, weil derselbe einer Verschwörung gegen die öffentliche Freiheit sich verdächtig gemacht habe; und daß Madame de Persan zu Paris in dem Gefängnisse bleiben solle. — Von solcher Art waren die ersten Früchte der so hochgepriesenen französischen Freiheit!

Madame de Persan schrieb am folgenden Tage an den Präsidenten der Nationalversammlung:

„Mein Herr Präsident."

„Eine unterdrückte Bürgerin des Staates, welche, „während der Nacht, aus ihrem Hause ist herausge„rissen, und vor ein von den Gesetzen nicht anerkanntes „Tribunal ist gebracht worden, darf wohl mit Recht „ihre Klagen vor die erhabene Versammlung bringen, „welcher es aufgetragen ist, Frankreich glücklich zu ma„chen. Ich erhalte einen Brief von einem meiner „Freunde, in welchem er mir seine freundschaftlichen „Besorgnisse wegen der gegenwärtigen Lage der Sache

„ent-

„entdeckt. Ein Verräther findet diesen Brief; ein be-
„soldeter Spion dringt in mein Haus; ich verstehe nicht,
„was er haben will; ich sage ihm, daß ich die Person
„nicht kenne, deren Namen er mir nennt; man fällt
„über meine Papiere her, und man untersucht diesel-
„ben; man findet nichts Verdächtiges darunter; man
„holt mich hierauf, während der Nacht, aus meinem
„Bette; man bringt mich vor den Untersuchungsaus-
„schuß; man fragt mich vier Stunden lang aus. Ich
„sage alles, was ich weiß, und werde dennoch nicht
„freigelassen. Darum flehe ich die Gerechtigkeit und
„die Menschlichkeit der Versammlung an, daß mir die
„Freiheit wiedergegeben werde. Die Versammlung,
„welche ganz Frankreich frei machen will, wird doch
„nicht zugeben, daß ein unschuldiges Weib, gegen alle
„Gesetze, und gegen alle natürlichen Rechte, derselben
„beraubt bleibe."

Madame de Persan erhielt hierauf ihre Freiheit wieder; und hiemit war diese wichtige und so gefährlich gemachte Sache glücklich zu Ende gebracht.

Am 14. September hob die Versammlung alle Ordenskleidungen der Mönche auf, und erlaubte jedem Priester, sich zu kleiden, wie er es selbst für gut halte.

An eben diesem Tage wurde der Versammlung von einem großen, in der Stadt Angers ausgebrochenen Aufruhr Bericht abgestattet. Der Aufruhr fieng am 4. September an, und dauerte vier Tage lang. Der Pöbel zu Angers vereinigte sich mit den Handwerksgesellen. Dieses zusammengelaufene Gesindel widersetzte sich der Bürgermiliz, und dem, zu Angers in Garni-
son

son liegenden Regimente Pikardie. Die rothe Fahne wurde am Rathhause aufgesteckt, das Kriegsgesetz wurde vorgelesen, und alsdann ward unter den Pöbel geschossen. Acht bis zehen fielen, und die übrigen liefen aus einander. Ohne das Regiment Pikardie wäre die ganze Stadt geplündert, und in einen Aschenhaufen verwandelt worden.

Zu Versailles zog eine bewaffnete Räuberbande umher, die gegen 3000 Mann stark war. Diese Bande erfüllte die Einwohner mit Furcht und Schrecken. Schon waren sie in den königlichen Park eingedrungen, sie hatten alles Gewild niedergeschossen, was ihnen vorkam, und man war besorgt, daß sie auch das königliche Schloß plündern möchten. Nicht ohne große Mühe wurden sie aus einander gejagt.

Am 19. September kündigte Hr. de Noailles an: daß ein Versuch gemacht worden sey, die königliche Schweizergarde zu verführen. Einige Mitglieder des sogenannten patriotischen Schweizerklubs zu Paris hatten unter die Soldaten Pasquille und aufrührische Schriften gegen den König und gegen die schweizerischen Obrigkeiten ausgetheilt, und dabei den Soldaten verboten, ihren Officieren Etwas davon zu sagen. Aber diese, ihrer Pflicht getreu, zeigten diese sträflichen Manövers dem Bürgerrathe an, worauf die Sache genauer untersucht, und dem Klub verboten wurde, sich dergleichen ferner zu unterfangen.

Am 23. September erhielt die Versammlung Nachricht von einem großen Aufruhr zu Soissons. Die Stadt Metz war ohne Korn, und in Gefahr einer

ner Hungersnoth. Sie sandte einen Agenten nach Soissons, um daselbst Korn einzukaufen. Er kaufte Korn, ließ dasselbe auf 21 Wagen laden, und wollte es nach Metz führen. Aber da verbreitete sich ein Gerücht in der Stadt: das Korn sey für die Oestreicher bestimmt. Der Bürgerrath gab dem Pöbel nach, behielt das Korn zurück, und berichtete an den Untersuchungsausschuß nach Paris. Einige Tage nachher nahm der Aufruhr zu, und der Pöbel hielt den Bürgerrath, sowohl als den Agenten von Metz, gefangen. Endlich wurde die rothe Fahne herumgetragen, das Kriegsgesetz vorgelesen, und unter die Aufrührer geschossen: da liefen sie aus einander.

Auch zu Niort war am 5. September ein großer Aufruhr. Der Pöbel schlug die Bürgermiliz in die Flucht, entwaffnete dieselbe, verfolgte die Rathsherren mit Steinwürfen, und zwang den Bürgerrath, den Preis des Brodtes herunter zu setzen.

Am 18. September hielt die Versammlung eine äußerst stürmische und lärmende Sitzung. Vorgebliche Abgesandte des Lüttichischen Volks erschienen vor den Schranken der Versammlung. Ihr Anführer fieng eine pompöse, hochtrabende Rede abzulesen an. Herr Merlin unterbrach diesen Lüttichischen Demosthenes, und bemerkte: daß die Abgesandten eines auswärtigen Volkes nicht vor den Schranken, sondern in dem Saale selbst gehört werden müßten.

Hr. Durget. Die ehrenvolle Aufnahme, welche Ihr den sogenannten Abgesandten der Schweizer erzeigt habt, deren Anführer ein aus seinem Vaterlande ver-

handter Mann war, hat die Schweizerischen Staaten mit Unwillen gegen Euch erfüllt. Ich habe schriftliche Beweise in Händen, aus denen erhellt, daß dieser Unwille auf einen so hohen Grad gestiegen ist, daß die Schweiz vielleicht ihre Regimenter aus unserm Dienste zurückrufen, und ihrem Bündnisse mit uns entsagen wird. Wollt Ihr nun auf das Neue eine ähnliche Unvorsichtigkeit begehen? Wenigstens laßt Euch erst die Vollmacht dieser vorgeblichen Deputirten zeigen!

(Die ganze rechte Seite der Versammlung stimmt Hrn. Duvget bei.)

Hr. Mirabeau. Ey was Vollmacht! wozu Vollmacht! Wahrscheinlich hat der Hr. Präsident ihre Vollmacht vorher schon gesehen und untersucht.

Hr. la Cheze. Wir wollen wissen, ob diese Leute als Partikularen, oder als Abgesandte hier erscheinen. Und Sie, Herr Präsident, erkundigen Sie sich darnach.

Auf der linken Seite entsteht ein schrecklicher Lärm. Der Lüttichische Redner fängt seine Rede an; aber von der rechten Seite wird derselbe durch ein lautes und wiederholtes Geschrei! „Eure Vollmacht! Eure Vollmacht!“ unterbrochen.

Hr. de Foucault. Diese Leute kommen hieher, um, im Namen des Lüttichischen Volks, eine große Summe Geldes von uns zu fordern. Da ist es dann wohl billig, erst zu untersuchen, ob sie dazu bevollmächtigt sind oder nicht.

Hr. Alexander de Lameth. Der Wille des größern Theils dieser Versammlung ist der Wille der

Na-

Nation. Wenn der kleinere Theil der Versammlung fortfährt, unsere Geduld auf das äußerste zu treiben, so zittere er; denn das Volk wird dieser Widersetzlichkeit endlich müde werden.

(Die Zuhörer auf den Gallerien klatschten lauten und wiederholten Beifall.)

Hr. de Murinais. Welch eine infame Rede! Sie hören es selbst, meine Herren, man droht uns zu ermorden. Sie hören wie die Gallerien rasen. Sie sehen das Schicksal, welches Sie erwartet. Laßt uns demselben ruhig entgegen sehen! Aber bemerken Sie mit mir, von was für einer besonderen Art die Freiheit ist, die uns nicht erlaubt, unsere Meinung zu sagen, wenn wir nicht erwarten wollen, der Wuth des Volkes Preis gegeben zu werden!

Mirabeau vertheidigte Herrn Lameth. Die rechte Seite schwieg stille; und der Lüttichische Demosthenes las seine schwülstige Rede, ohne ferner unterbrochen zu werden, ab. Er machte eine sehr einseitige und sehr übertriebene Beschreibung der Lüttichischen Unruhen; er gab allen Fürsten derbe Lectionen; er überhäufte die Nationalversammlung mit faden und lächerlichen Schmeicheleien; und machte, im Namen des Landes Lüttich, an die Nationalversammlung eine Schuldforderung von anderthalb Millionen Livres.

Der Präsident der Versammlung dankte diesen Lüttichischen Abgesandten, in einem nicht weniger schwülstigen Styl. Er sagte: „Wir haben über „Frankreich die Sonne der Freiheit glänzen lassen, „und Ihr, die alten Anhänger derselben, seyd nie-

der-

„vorgefallen, um sie anzubeten a).“ Die Gallerien klatschten diesem pompösen Unsinne lauten und wiederholten Beifall zu, und Herr Merlin verlangte, daß die Rede des Lüttichischen Demosthenes und die Antwort des französischen Cicero gedruckt werden möchten, welches beschlossen wurde. Aber in der gedruckten Rede fand der Präsident für gut die angeführte Periode wegzulassen.

Kaum war der Aufruhr der Garnison zu Nancy gestillt, als ein anderer eben so schrecklicher Aufruhr, unter den Matrosen, auf der im Hafen zu Brest liegenden Flotte ausbrach. An diesem Aufruhr hatte der Jakobinerklub zu Paris ganz allein Schuld. Zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, hatte der König Befehl gegeben, daß zu Brest einige Schiffe sollten ausgerüstet werden, um bereit zu seyn, im Falle Spanien die, vermöge des Familientraktats, festgesetzte Hülfe gegen England, von Frankreich verlangen sollte. Die Ausrüstung dieser kleinen Flotte wollte der Jakobinerklub zu Paris keinesweges zugeben. Noch weniger war dieser Klub damit zufrieden, daß Hr. Albert de Rioms das Kommando über die Flotte erhalten hatte. Sie schrieben daher an den Jakobinerklub zu Brest, und trugen demselben

auf,

a) Nous avons fait resplendir sur la France le soleil de la liberté, et Vous, ses antiques sectateurs, vous vous êtes levé pour l'adorer.

auf, daß er einen Aufruhr unter den Matrosen errege gen möchte, damit Hr. de Rioms gezwungen würde das Kommando niederzulegen.

Am 31. August fand man, in dem Arsenal zu Brest, vier Galeerensklaven, welche, vermittelst falscher Schlüssel, das große Magazin geöffnet hatten, und im Begriffe waren Feuer anzulegen. Wäre dieser schreckliche Plan gelungen; und wäre das Arsenal zu Brest verbrannt; so würde die französische Marine einen unersetzlichen Verlust erlitten haben.

Bald nachher wurden die neuen Gesetze der Nationalversammlung, welche die Matrosen betrafen, in den Hafen zu Brest zur Bekanntmachung gesandt. Am 6. September las Hr. Albert de Rioms dem Schiffsvolke dieselben vor. Auf allen Schiffen wurden diese Gesetze ruhig angenommen; außer auf dem Schiffe Amerika, dessen Matrosen schlechterdings sich weigerten, sich den bekannt gemachten Gesetzen zu unterwerfen. Hr. de Rioms erhielt Nachricht davon, und wollte nach diesem Schiffe hinfahren, als er, auf einem andern Schiffe, auf dem Majestueux, die Matrosen in ein lautes Geschrei ausbrechen, und von den Gesetzen der Nationalversammlung mit Verachtung sprechen hörte. Die Matrosen dieses Schiffes sprangen in die Schaluppe, und nur mit vieler Mühe konnten die Officiere des Schiffes sie bewegen wieder an Bord zu kommen. Hr. de Rioms befahl den Seesoldaten ins Gewehr zu treten, um die Matrosen zu zwingen. Aber er fand bald, an der Art, wie sie ihm begegneten, daß aller

Gehorsam aufgehört habe, und daß es unnütz seyn würde, Strenge anzuwenden. Er beschloß die Güte zu versuchen. Er fragte die Matrosen: was sie verlangten? „Eine Abänderung des neuen Gesetzes," war ihre Antwort. Hr. de Rioms sagte: die Nationalversammlung allein könne diese Gesetze abändern, oder zurücknehmen, und er würde derselben Bericht abstatten. Auf dem Schiffe Amerika war nun alles ruhig. Hr. de Rioms fuhr, in der Schaluppe, nach dem Schiffe Eolus, dessen Matrosen sich indessen auch empört hatten. Er versuchte es, auch dieses Schiff zu besänftigen. Aber, während er sprach, sprangen, aus einem der benachbarten Schiffe, die Matrosen in die Schaluppe, gaben den Matrosen der übrigen Schiffe ein Signal; und sogleich verließen auch diese ihre Schiffe, sprangen in die Schaluppen, und fuhren nach dem Lande zu. Das einzige Schiff Patriot konnte seine Schaluppe noch zurückhalten.

Indessen würde es leicht gewesen seyn, diesen Unordnungen Einhalt zu thun, wenn nicht der Bürgerrath zu Brest, sowohl als der Jakobinerkluh daselbst, diese weggelaufenen Matrosen aufgenommen, und das Verfahren derselben gebilligt hätten. Am folgenden Tage kamen die Matrosen wiederum nach ihren Schiffen zurück. Man gab ihnen in allem nach, was sie verlangten, und da schienen sie auf einige Tage ruhig zu seyn. Diese Ruhe war aber von kurzer Dauer. Wenige Tage nachher, am 14. September, kam das Kriegsschiff, von 74 Kanonen,

der Leopard, aus den Kolonien, zu Brest an. Das Schiff, la Ferme, welches zu Brest vor Anker lag, erhielt Befehl vom Könige, schleunig abzusegeln; aber der Bürgerrath zu Brest befahl: daß dieses Schiff, ohne einen besondern Befehl der Nationalversammlung, nicht segeln solle. Die Nationalversammlung beschloß: daß der Bürgerrath zu Brest dem Befehle des Königs keine Hindernisse entgegen zu setzen befugt sey.

Die, mit dem Schiffe Leopard, von der aufrührischen Insel St. Domingue, zu Brest angekommenen Matrosen, verbreiteten sich unter die Matrosen der übrigen Schiffe der Flotte. Am 6. September wagte es einer dieser Matrosen, der betrunken war, den Major des Schiffes Patriot, auf seinem Schiffe zu beleidigen. Hr. de Rioms, welchem dieser Vorfall berichtet wurde, befahl, den Matrosen in Verhaft zu nehmen. Dieses geschah. Darüber wurden alle Matrosen des Schiffes Patriot aufrührisch. Denjenigen, der am meisten Lärm machte, ließ Hr. de Rioms zu sich kommen, und stellte ihm seinen Ungehorsam vor. Der Kerl antwortete: der Matrose, welchen man gefangen genommen habe, sey unschuldig. Hr. de Rioms befahl dem Kerl: sogleich an den Bord seines Schiffes zurück zu kehren. Er gieng, indem er sagte: „Der Stärkste schreibt „Gesetze vor. Ich habe mehr Gewalt als Sie, und „ich versichere Ihnen, daß der gefangen genommene „Matrose nicht gestraft werden soll.“ Als der Kerl an Bord des Schiffes Patriot zurück kam, wie-

 gelte

gelte er alle Matrosen an. Der Befehlshaber dieses Schiffes, Hr. Dentrecasteaux, befahl den Matrosen ruhig zu seyn; außerdem, setzte er hinzu, würde er sein Kommando niederlegen. „Desto besser," riefen die Matrosen mit Einer Stimme: „desto besser! Hoch lebe die Nation! An die Laterne mit den „Aristokraten!" Hr. Dentrecasteaux verließ das Schiff. Hr. de Rioms begab sich nach demselben, um die Ruhe herzustellen. Aber vergeblich. Die Matrosen gehorchten nicht, und begegneten dem Admiral mit der frechsten Unverschämtheit. Die Unordnung nahm auf einen so hohen Grad zu, daß Hr. de Rioms von dem Könige seinen Abschied forderte, und daß man sich genöthigt sah, die Flotte zu entwaffnen, und das Schiffsvolk abzudanken. — Und so hatte dann der Jakobinerklub seinen Zweck erreicht!

Ein Gegenstand von der allergrößten Wichtigkeit beschäftigte nunmehr die Versammlung, nehmlich die Empörung der Kolonien, vorzüglich der Kolonie St. Domingue. Ich will es versuchen, durch Vergleichung sehr vieler, größtentheils officieller und folglich authentischer, obgleich sich zum Theil widersprechender Nachrichten, welche ich vor mir liegen habe, die Geschichte dieser Empörung, von ihrem ersten Ursprunge an, zu erzählen.

Die Insel St. Domingue, vormals Hispaniola, ist, wie bekannt, zwischen Spanien und

Frankreich getheilt. Der französische Antheil dieser Insel besteht aus drei Abtheilungen, aus der nördlichen, der südlichen und der westlichen Abtheilung. Als die Reichsstände von dem Könige in Frankreich zusammenberufen wurden, wählte man, in jeder Abtheilung, Wahlherren, welche, in den verschiedenen Kirchspielen ihrer Abtheilung, die Stimmen einsammelten, um die, nach Frankreich zu schickenden, Abgesandten der Kolonie an die Reichsstände zu wählen. Hieraus entstanden drei Versammlungen. Diese wählten, unter sich, eine allgemeine Kolonialversammlung, hielten aber, dessen ungeachtet, ihre Sitzungen fort. Die allgemeine Versammlung nahm den Beschluß der Nationalversammlung vom 8. März 1790 a) sehr gut auf. Aber diese allgemeine Versammlung fieng bald an alle Gewalt an sich zu reißen, und in allen Stücken, der französischen Nationalversammlung nachzuahmen. Sie hielt ihre Sitzungen in der Stadt St. Marc und eröffnete dieselben mit außerordentlicher Feyerlichkeit. Es wurde ein Te Deum gesungen, und, statt daß die drei Versammlungen geschworen hatten, der Nation, dem Gesetze und dem Könige getreu zu verbleiben, las man über dem Hause, in welchem die allgemeine Versammlung ihre Sitzungen hielt, die Aufschrift: St. Domingue, das Gesetz und der König. Weiter unten stand: Unsere Einigkeit

a) Man sehe Band 3. S. 222.

keit macht unsere Stärke. Hierauf erklärte diese allgemeine Versammlung alle ihre Mitglieder für unverletzlich; sie beschloß, daß ihr Präsident das Recht habe, alle ministeriellen Briefe, welche aus Frankreich kommen würden, zu erbrechen; sie setzte einige Officiere eigenmächtig ab, und andere an die Stelle derselben; sie beschied den königlichen Gouverneur der Insel, Hrn. Peynier, vor sich, damit er Rechenschaft von seinen Gesinnungen ablege; zugleich machte die Versammlung diesem Stellvertreter des Königs bekannt, daß ihn die allgemeine Versammlung eben so behandeln werde, wie die Nationalversammlung die Minister des Königs behandle. Der Gouverneur erscheint vor der Versammlung. Man liest ihm Briefe vor, welche aus Frankreich an ihn geschrieben und bei ihrer Ankunft erbrochen worden sind a). Der Gouverneur hielt eine Anrede an die Versammlung, und versucht es, die Mitglieder derselben zu ihrer Pflicht zurück zu rufen; aber vergeblich. Die Versammlung erklärt sich selbst für beständig fortdaurend; sie hebt den hohen königlichen Rath in der Stadt Cap auf, und maßt sich alle civile, militairische und kirchliche Gewalt auf der Insel allein an; sie bestellt Aufseher über die Einkünfte der Insel; und erklärt, daß sie die Nationalversammlung in Frank-

a) C'étoit une victoire pour l'assemblée générale de la partie françoise de St. Domingue, d'imaginer, qu'elle avoit forcé le Gouverneur-général à se rendre auprès d'elle.

Frankreich nicht anerkenne, und daß sie von dem Könige allein abhängen wolle. Ein Mitglied der allgemeinen Versammlung drückte sich folgendermaßen aus: „Die Kolonie befindet sich jetzo zwischen der Freiheit „und der Knechtschaft. Ist sie es werth frei zu seyn, „so wird sie unsere Beschlüsse annehmen, und die „Vollendung dieses Werks uns überlassen. Nimmt „aber die Kolonie die Beschlüsse der Nationalver„sammlung an, so vertauscht dieselbe ein Joch mit „einem andern, und dann lohnt sichs der Mühe nicht, „daß wir uns unter einander ermorden, um nichts „und wieder nichts." Der Gouverneur, Hr. de Peynier, machte Vorstellungen: aber die Versammlung antwortet ihm in sehr stolzen Ausdrücken.

Indessen erklärten die Wahlherren der nördlichen und südlichen Abtheilung der Insel, daß sie der Nationalversammlung unveränderlich ergeben bleiben, und die angemaßte Gewalt der allgemeinen Versammlung nicht anerkennen würden. Hierauf hob die allgemeine Versammlung die Versammlungen der Abtheilungen auf, und erklärte die Beschlüsse derselben für null und nichtig. Die allgemeine Versammlung beschloß ferner: daß Niemand der Kolonie St. Domingue sollte Gesetze vorschreiben können, als die Kolonie selbst; zufolge des, von den Gesetzgebern Frankreichs selbst anerkannten und festgesetzten Grundsatzes: daß bloß allein diejenigen, welche das Gesetz angeht, das Gesetz machen können. Ferner: daß die Beschlüsse der allgemeinen Kolonialversammlung keiner andern Genehmigung vonnöthen haben sollen, als

der

der Genehmigung des Königs, weil das Recht der Genehmigung ein Recht ist, welches Niemand anders als dem Könige zukommen kann. Hierauf bemühte sich die allgemeine Versammlung, die Soldaten, vorzüglich die Garnison zu Port au Prince, zu verführen und auf ihre Seite zu ziehen. Aber dem Obristen des Regiments, Hrn. de Mauduit, gelang es, die Soldaten zu überreden, daß sie ihrer Pflicht getreu blieben. Herr de Mauduit hat damals die Kolonie gerettet. Dieser tapfere Officier diente schon im amerikanischen Kriege mit ausgezeichnetem Ruhme, und einst sagte Washington, als er von ihm sprach: „Was ich an diesem jungen „und tapfern französischen Officier am meisten bewun„dere, ist seine außerordentliche Bescheidenheit."

Als dieser Plan, die Soldaten zu verführen, mißlungen war, versuchte die Versammlung, die Besatzung des im Hafen zu Port au Prince vor Anker liegenden Kriegsschiffes von 74 Kanonen, Leopard, zu verführen und aufzuwiegeln. Hr. de la Gallissonniere war der Befehlshaber dieses Schiffes. Die allgemeine Versammlung zu St. Marc hatte Klubs, in allen Städten der Insel, welche mit ihr korrespondirten. Sie schrieb an den Klub zu Port au Prince, und gab demselben den Auftrag, sich des Schiffes Leopard zu bemächtigen. Hr. de Peynier erhielt Nachricht davon, und befahl dem Schiffe, den Anker zu lichten, und nach der Stadt Cap zu segeln. Die Besatzung des Schiffes weigerte sich zu gehorchen; sagte: sie stehe unter

dem

dem Befehle des Klubs zu Port au Prince und der allgemeinen Versammlung; und nöthigte alle Schiffsofficiere, das Schiff zu verlassen, und sich nach dem Lande zu begeben.

So viele und so freche Handlungen der allgemeinen Versammlung (deren offenbarer Zweck es war, sich aller Gewalt zu bemächtigen, und dem Gouverneur der Insel nur noch den Schatten von Macht übrig zu lassen) erweckten in den Gemüthern solcher Einwohner der Insel, welche die Folgen derselben einzusehen im Stande waren, die traurigste Bekümmerniß, und endlich den Entschluß, sich der allgemeinen Versammlung zu widersetzen, und derselben die Gewalt, welcher sie sich angemaßt hatte, wiederum aus den Händen zu reißen. Am 25. Julius versammelten sich die Einwohner mehrerer Kirchspiele der Insel. In diesen Versammlungen wurde die allgemeine Versammlung angeklagt, daß sie nach der Unabhängigkeit strebe, und daß sie eine Trennung von dem Mutterlande vorzubereiten suche. Zugleich ward der Gouverneur ersucht, daß er sich mit den guten und rechtschaffenen Einwohnern der Insel vereinigen, und dem eigenmächtigen Verfahren der allgemeinen Versammlung Einhalt thun möge.

Der Gouverneur hielt dafür, daß er es nun nicht länger dürfe anstehen lassen, alle die ihm anvertraute Gewalt und alles sein Ansehen zu gebrauchen, um die Ruhe in der Kolonie herzustellen. Er ließ daher, am 29. Julius, folgende Proklamation ergehen.

Im

Im Namen der Nation, des Gesetzes und des Königs.

„Ludwig-Anton Thomassin, Graf „von Peynire, Schef Deskadre der „Flotte, Kommandeur des St. Ludwigs„ordens, Gouverneur, Generallieute„nant der französischen antillischen In„seln, und General-Inspektor der Trup„pen, der Artillerie, der Miliz, und „der Festungswerker gedachter Inseln."

„Seitdem die Kolonialversammlung, welche ihre „Sitzungen zu St. Marc hält, sich versammelt hat, „hat sie nicht aufgehört, nach der Unabhängigkeit zu „streben. Ihre ersten Angriffe des Ansehens, wel„ches mir von dem Könige übertragen ist; ihre Be„schlüsse gegen mich, und gegen die unter meinen „Befehlen stehenden Officiere; sowohl als gegen den „Verwalter der Finanzen, und gegen den hohen „Staatsrath; lassen an ihrem Vorhaben keinen Zwei„fel mehr übrig. Ich habe aufrichtig, und ohne „genau zu berechnen, wieviel ich persönlich dabei ver„lohr, Alles gethan, um sie zufrieden zu stellen, was „die Gesetze mir zu thun erlaubten: in der Hoffnung, „daß, von der Nationalversammlung und von dem „Könige, bald der allgemeinen Versammlung und „mir unsere gegenseitigen Pflichten angewiesen wer„den würden. Dieses geschah, durch die Beschlüsse „des 8. und 28. März. Ich habe alles genau er„füllt, was diese Beschlüsse mir vorschreiben; aber

„die

„die Versammlung zu St. Marc hat denselben offen„bar entgegen gehandelt. Sie hat es sogar gewagt, „die Unabhängigkeit vorzuschlagen, und ist im„mer mehr und mehr diesem Zwecke näher gekommen. „Sie hat Abgesandte in allen Kirchspielen herum ge„sandt; sie hat Staatsbürger gegen Staatsbürger „aufgewiegelt; sie hat Kabalen gemacht; sie hat „Aufruhr erregt; sie hat sich Gewaltthätigkeiten er„laubt: und durch solche, und ähnliche Mittel, hat „sie sich Ansehen erwarben, und sich eine große Par„thei verschafft. Dreist gemacht, durch den guten „Erfolg ihrer Bemühungen, hat sie die Maske abge„nommen. Sie hat sich der Finanzen bemächtigen „wollen, um die Einkünfte unter ihre Mitglieder „zu vertheilen, und sich derselben zu Bestechungen „zu bedienen; sie hat ihre Häfen allen fremden Mäch„ten geöffnet; sie hat den Versuch gemacht, die „Truppen aufzuwiegeln; sie hat sogar Geld unter „die Soldaten austheilen lassen; sie hat den Solda„ten eine Erhöhung ihres Soldes versprochen; sie „hat endlich die Verrätherei so weit getrieben, daß „sie die Besatzung des Schiffes Leopard bis zu „einem solchen Grade aufrührisch gemacht hat, daß, „in der vorigen Nacht, als der Befehlshaber des „Schiffes, auf meinen Befehl, die Anker lichten „wollte, um nach der Stadt Cap zu segeln, die ganze, „durch Geld und Kabalen bestochene Besatzung dieses „Schiffes, sich weigerte, den Befehlen des Ober„hauptes zu gehorchen: ja die Versammlung hat, „in ihrem Wahnsinne, sogar sich des Ausdrucks be-

„dient:

„dient: der Leopard, vormals ein König=
„liches Schiff. Solche wiederholte Untreue
„beweißt, daß die Zeit der Mäßigung und der Nach=
„giebigkeit nunmehr vorüber ist. Ich würde selbst
„strafbar werden, wenn ich noch länger zusähe, und
„es ist jetzo meine Pflicht, Alles anzuwenden, und
„mich der strengsten Maaßregeln zu bedienen, um
„der französischen Nation ihre wichtigste Kolonie zu
„erhalten. Demzufolge, und in Betracht der offen=
„baren Gefahr, in welche die, zu St. Marc sitzende
„Kolonialversammlung, Frankreich und die Kolonie
„setzt, erkläre ich hiemit diese genannte Versammlung
„nebst allen ihren Anhängen, für Verräther des Va=
„terlandes, und für Verbrecher gegen die Nation
„und gegen den König. Ich erkläre: daß ich, von
„dem gegenwärtigen Augenblicke an, alle Macht, die
„mir anvertraut ist, anwenden werde, um diese Ver=
„sammlung auseinandergehen zu machen, um dieselbe
„zu zerstreuen, und um, sowohl sie selbst, als ihre
„Mitwisser, an der Ausübung ihrer schrecklichen
„Plane zu verhindern. Ich ersuche alle Bürger des
„Staats, welche der Nation, dem Gesetze und dem
„Könige getreu geblieben sind: sich mit mir zu ver=
„einigen, und mir zu helfen das Vaterland zu retten.
„Frankreicher werden keinen Augenblick anstehen, sich
„unter einander zu verbinden, um die Komplotte
„jener verkehrten Menschen zu zerstöhren. Ich werde
„es thun können; gewiß ich werde diese Komplotte,
„mit Hülfe der tapfern Soldaten, welche sich der
„Vertheidigung der Nation, des Gesetzes und des

„Königs

„Königs gewidmet haben, zerstöhren. Ich befehle
„allen Officieren des Königs, mit aller Macht, welche
„Ihnen anvertraut ist, meine Bemühungen für das öf-
„fentliche Wohl zu unterstützen. Ich werde die gegen-
„wärtige Proclamation der Nationalversammlung und
„dem Könige zusenden, und ich werde denselben Nach-
„richt von dem Erfolg geben, welcher in einer so gerech-
„ten Sache nicht anders als gut seyn kann. Gegeben
„zu Port au Prince, am 29. Julius 1790."

„Der Graf Peynier."

An demselben Tage, an welchem diese Proclama-
tion bekannt gemacht wurde, versammelte der Gouver-
neur zu Port au Prince die Officiere in seinem Hause,
und beschloß: sogleich ein Detaschement Soldaten nach
dem versammelten Klub zu senden, den Klub aufheben
zu lassen, und die Anführer gefangen zu nehmen, um
dieselben als Geißeln gegen die Aufrührer zu behalten.
Der Gouverneur gab den Auftrag zu der Ausführung
dieses Befehls, dem Hrn. de Mauduit. Es sollte in
der Nacht geschehen, weil sich der Klub in der Nacht zu
versammeln pflegte. Der Befehl wurde geheim gehal-
ten und die Mitglieder des Klubs erfuhren nichts davon.
Aber ihre Frechheit war so groß, daß sie, noch an dem-
selben Abend, einen Soldaten auf seinem Posten ent-
waffneten, und einen Versuch machten, sich der Maga-
zine zu bemächtigen.

Bei anbrechender Nacht marschirte Hr. de Mau-
duit mit 108 Mann Soldaten und mit zwei Kanonen,
um den Klub anzugreifen. Als er vor dem Hause an-
kommt,

kommt, in welchem der Klub versammelt war, findet er, zu seinem nicht geringen Erstaunen, das Haus mit 400 bewaffneten Männern besetzt. Er befiehlt seinen Soldaten, Halt zu machen, und nähert sich ganz allein diesen Männern. Er ruft ihnen zu, und macht ihnen bekannt, in welcher Absicht, und auf wessen Befehl er hier erscheine, und befiehlt ihnen, im Namen der Nation, des Gesetzes und des Königs, sogleich aus einander zu gehen. Statt aller Antwort rufen die Rebellen: „Nein! Nein! Nein!“ und schießen auf ihn. Aber die Schüsse treffen ihn nicht. Einige seiner Soldaten rücken vor. Er wiederholt seine Aufforderung. Die Rebellen schießen abermals, und es fallen neben ihm zwei Soldaten und einige andere hinter ihm. Nun befiehlt er zu schießen. Einige von den Rebellen werden getödtet, und die Uebrigen rufen: „Pardon! Pardon! „Pardon!“ Er befiehlt mit dem Schießen aufzuhören, hält mit großer Mühe seine Soldaten von fernerem Blutvergießen ab, läßt die Rebellen entfliehen, umringt das Haus, bemächtigt sich der von den Flüchtlingen zurückgelassenen Waffen, und macht 35 Mitglieder des Klubs zu Gefangenen.

Am folgenden Tage nahmen die Rädelsführer des Aufruhrs die Flucht, und die Stadt war vollkommen ruhig.

Sobald die Versammlung zu St. Marc von diesem Vorfalle Nachricht erhielt, erklärte dieselbe den Hrn. de Mauduit für einen Verräther des Vaterlandes, und machte bekannt: er habe zuerst geschossen, und mehr als 30 Patrioten getödtet. Zugleich gab die Versamm-

lung

lung allen Einwohnern der Kolonie den Befehl, sich dem Hrn. de Mauduit und den Truppen, welche er anführte, mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Sie erklärte ferner Hrn. de Mauduit und Hrn. de Peynier für infam, und für treulose Verräther des Vaterlandes, welche von nun an proscribirt seyn sollen, und von jedermann, ohne Ahndung, umgebracht werden könnten.

Außerdem ließ noch die allgemeine Versammlung am 31. Julius folgende Proclamation ergehen:

„Im Namen der Nation, des Gesetzes, des Kö„nigs und des französischen Antheils der Insel St. Do„mingue, welche in Gefahr ist. Die Einwohner aller „Kirchspiele werden dringend ersucht, sich augenblicklich „zu vereinigen, um die Mordthaten zu rächen, welche „zu Port au Prince geschehen sind. Die greuliche „Verschwörung ist endlich ausgebrochen. Die abscheu„lichen Peynier, Mauduit, Coustard, de la „Jaille und andere haben sich im Blute gebadet. „Liebe Mitbürger, ins Gewehr."

„Einigkeit, Schnelligkeit und Muth."

„Die Versammlungsplätze sind:

„Saint Marc, für die nördliche Abtheilung."

„Cul de Sac, für die westliche Abtheilung."

„Leogane, für die südliche Abtheilung."

„Thomas Millet, Präsident."

Ferner erklärte die Versammlung Hrn. de Peynier seiner Stelle verlustig, und ernannte einen andern Gouverneur. Auch erlaubte sie den Mulatten, und den freigegebenen Negern, sich zu bewaffnen, unter der

Fahne

Fahne des Vaterlandes zu dienen, und mit der patriotischen Armee gegen die königlichen Truppen zu fechten.

Um einem bürgerlichen Kriege zuvor zu kommen, versammelten sich die Wahlherren des nördlichen Antheils, welche dem Könige und der Nation treu geblieben waren in der Stadt Cap. Daselbst schrieben sie an den Hrn. Grafen von Peynier am 31. Julius folgenden Brief:

„Herr General-Gouverneur!

„Die sträflichen Unternehmungen der Gesellschaft, „welche zu Saint-Marc ihre Sitzungen hält, lassen „nicht länger an der Treulosigkeit derselben zweifeln. Die „nördliche Abtheilung, welche entschlossen ist, das Joch „nicht zu tragen, das man ihr auflegen will, und welche „höchst unwillig über den Aufenthalt ist, den so unsinnige Anmaßungen der Konstitution entgegensetzen, die „sie zu erhalten, schon seit so langer Zeit vergeblich verlangt, hat sich endlich entschlossen diesem Unfuge ein „Ziel zu setzen, und zu diesem Zwecke alle nur möglichen „Mittel anzuwenden. Sie werden also ersucht, Herr „General-Gouverneur; Sie werden aufgefordert; Sie „werden dringend gebeten; bei Ihrem Eide, welchen sie „der Nation, dem Gesetze und dem Könige geschworen „haben; bei der öffentlichen Ruhe, welche in Gefahr „ist; und im Namen aller rechtschaffenen und getreuen „Frankreicher dieser Kolonie; ohne Verzug der Kolonialversammlung bekannt zu machen: daß, in Betracht ihrer förmlichen Widersetzung gegen die Beschlüsse der Nation, welche allein ihren Verhandlun-

„gen

„gen zur Grundlage dienen sollten, dieselbe, von dem „gegenwärtigen Augenblicke an, keinen Bestand und „kein öffentliches Ansehen mehr habe, und daß sie gänz„lich aufgehoben seyn und bleiben solle. Und, im Falle „dieselbe nicht gehorchen sollte, so fordert die nördliche „Versammlung Sie auf: gegen die Kolonialversamm„lung alle militairischen und patriotischen Truppen, die „Sie unter Ihren Befehlen haben, zu gebrauchen, und „diese Truppen mit denjenigen Truppen, welche die „nördliche Abtheilung aufbietet, um Sie zu unterstützen, „zu verbinden. Diesen ernsthaften Zurüstungen lassen „Sie einen schnellen, deutlichen und feierlichen Befehl „an die Kolonialversammlung vorangehen: ohne Auf„schub aus einander zu gehen und sich zu trennen; wo „nicht, so solle sie für aufrührisch, für des Verbrechens „der beleidigten Nation schuldig erklärt, und auch so „behandelt werden."

Dieser dringenden Aufforderung zufolge, versammelte der Gouverneur seine Truppen zu Port au Prince. Hr. de Mauduit wurde ernannt, um diese Truppen anzuführen.

Indessen verließ das Schiff Leopard, nachdem dasselbe seine Officiere ans Land gesetzt und den Herrn de Santo Domingo zum Befehlshaber ernannt hatte, den Hafen zu Port au Prince. Man glaubte, es segle nach Frankreich; aber es legte zu St. Marc auf der Rhede an; und zwar so, daß es mit seinen Kanonen alle Truppen über den Haufen schießen konnte, welche sich von Port au Prince, zu Wasser oder zu Lande, der Stadt Saint Marc wärden nähern wollen. Die-

ses geschah am 5. August. Nichts desto weniger mar- schirte Hr. de Vincent mit seinen Truppen, durch einen Umweg, nach Saint Marc. Er ließ die allgemeine Versammlung auffordern, sich sogleich zu zerstreuen und aus einander zu gehen, oder er würde sie mit Gewalt dazu zwingen. Nach langer Berathschlagung entschlossen sich die Mitglieder dieser Versammlung, sich an Bord des Schiffes Leopard zu begeben, und nach Frankreich zu segeln. Sie gaben dem Schiffe den Namen: der Retter der Frankreicher, und schrieben noch vor ihrer Abreise einen Zirkularbrief an alle Einwohner der Kolonie. Die Abreise geschah am 8. August.

Während dieser Zeit hatte die oben angeführte Proclamation der Kolonialversammlung einen allgemeinen Aufstand in der Kolonie verursacht. Zu Leogane bemächtigten sich die Einwohner der königlichen Pulvermagazine, und setzten geladene Kanonen auf die Heerstraße. Zu Cayes war der Aufstand noch größer. Die Einwohner beschlossen, ihren Brüdern zu Port au Prince zu Hülfe zu eilen. In der Stadt Cayes befand sich ein Klub, welcher mit der Kolonialversammlung in Verbindung und in Korrespondenz war. Dieser Klub regierte die Stadt, und fing alle Briefe auf. Unter den aufgefangenen Briefen befand sich einer an Herrn de Cauders, einen rechtschaffenen alten Officier, welcher, von der Stadt entfernt, auf dem Lande lebte. Zufolge dieses Briefes wurde er für verdächtig gehalten, mit dem Gouverneur in Verbindung zu stehen. Zwei hundert Mann begeben sich zu ihm mit zwei Kanonen

Sie

Sie plündern sein Haus, zerstören alle seine Mobilien, ergreifen ihn, und schleppen ihn, wie einen Verbrecher, nach Cayes. Der Pöbel ruft: „an die Laterne! an „die Laterne!“ Einige andere, welche gemäßigter waren, hielten die Wuth des Pöbels zurück, und verlangten, daß er nach dem Gefängnisse geführt, und nach den Gesetzen verurtheilt werde. Aber bald liegt er da, von vielen Schüssen zugleich getroffen. Sein Kopf wird abgehackt, und auf einer Stange durch alle Straßen getragen. Am folgenden Tage schrieb der Klub folgenden Zirkularbrief an die Einwohner der Kolonie:

„Cayes am 5. August 1790.“

„Liebe Mitbürger!“

„Wir machen Euch bekannt, daß wir gestern Abend „um acht und ein Viertel Uhr auf dem Paradeplatze „dem Herrn Cauders die Belohnungen für die guten „Gesinnungen gegeben haben, welche er gegen uns „zeigte. Seine Korrespondenz, welche wir erbeutet „haben, ist ein deutlicher Beweis, wie sehr er uns zu„gethan war. Wir wünschen, theure Mitbürger, daß „einige gutherzige Seelen, uns drei bis vier Köpfe weg„schaffen möchten, denen wir all' unser Unglück zu ver„danken haben. Spart keine Kosten, denn wir haben „hier hundert tausend Livres zu Eurer Disposition.“

Das Schiff Leopard kam mit den Mitgliedern der Kolonialversammlung am Bord, und von dem Hrn. de Santo Domingo kommandirt, am 14. September zu Brest an. Wenige Tage nachher kamen auch Abgesandte von der nördlichen und westlichen Abtheilung der Kolonie an. Beide wurden von der Nationalversammlung vor-

verhört, und die Versammlung beschloß: daß der König ersucht werden solle, zwei Linienschiffe nach St. Domingue zu senden, um die Ruhe daselbst herzustellen.

Der wichtigste Gegenstand, welcher um diese Zeit die Nationalversammlung beschäftigte, war die Untersuchung der Greuelthaten des fünften und sechsten Octobers. Das Zeugenverhör, welches vor dem Kriminalgerichte des Chatelet war gehalten worden, erschien, auf Befehl der Nationalversammlung, in zwei Bänden gedruckt. Man findet darinn die eidlichen Aussagen von 393 Augenzeugen. Unter diesen sind aber 200 Zeugnisse unbedeutend, unbestimmt, oder nichtig. Ungefähr 50 sind von Zeugen, welche aus Furchtsamkeit, aus Klugheit, oder aus andern Gründen dasjenige, was sie wußten, nicht haben sagen wollen; und drey bis vier sind offenbar falsch. Man findet aber dessen ungeachtet wenigstens hundert wahre, ausführliche und lehrreiche Zeugnisse, von den glaubwürdigsten und rechtschaffensten Männern abgelegt, in diesem merkwürdigen und in seiner Art einzigen Buche. Unter den Zeugen finden sich Menschen von jedem Range, von beiden Geschlechtern, und von allen Partheien. Fischweiber und Hofdamen, Generale und Trommelschläger, Schuhputzer und Ordensritter, Aristokraten und Demokraten: alle erscheinen hier und huldigen der Wahrheit. Die wahren Patrioten und die rechtschaffensten Mitglieder der Versammlung haben alle ihr Zeugniß abgelegt, und man findet hier die Aussagen eines Mounier, Bergasse, Ma-

ssnet, Henri de Longueve, Redon, Deschamps, Teillardut, Faydel, Dufraisse und Andere. Aber welch eine Lektüre! Wo ist der Mann, der dieses Buch lese und nicht schaudere! der bei dem Anblicke einer so ungeheuren Barbarei und Sittenlosigkeit nicht zurückbebe! der nicht eine Thräne über das Schicksal der Menschheit auf das Buch fallen lasse, und alsdann mit Unmuth dasselbe wegwerfe! . . .

Die Pariser lasen dieses Buch, in welchem sie so treffend nach der Natur geschildert sind, mit großem Unwillen. Sie versuchten es, darüber zu spotten: aber dieses wollte ihnen nicht gelingen: der Gegenstand ist zu ernsthaft dazu.

Wenn man dieses Buch liest, so darf man nicht vergessen, daß dasselbe kein Kriminalprozeß, sondern ein bloßes Zeugenverhör ist, welches vor dem Prozesse hergehen muß. Wenn man hier nicht genug Data findet, um die Angeklagten schuldig zu finden, so muß man sich erinnern, daß dieses Verhör bloß allein angestellt wurde, um die Frage zu entscheiden: ob Data genug vorhanden seyen, gegen irgend jemand einen Kriminalprozeß anzufangen? Der Prozeß häte nun erst seinen Anfang nehmen müssen, derselbe ist aber von den Angeklagten aus einer leicht verzeihlichen Vorsicht, weislich unterdrückt worden.

Hr. Chabroud hatte es übernommen, der Nationalversammlung über diese Greuel und Schandthaten zu referiren. Und sein Bericht ist ein Beweis dessen, was ein Mann ohne Rechtschaffenheit und ohne Gewissen zu wagen im Stande ist, wenn

er

er überzeugt zu seyn glaubt, daß er ungeahndet handeln könne. Verdrehungen und Unwahrheiten kosten ihm nichts, und am Ende dreht er die Sache so, daß er nicht nur Alles was geschehen ist entschuldigt, sondern sogar Alles schön und lobenswürdig findet. Man muß weit verdorbener seyn, um solche Greuel kaltblütig zu entschuldigen, als um dieselben, von der Leidenschaft fortgerissen, selbst begehen zu können!

Hr. Chabroud endigt seinen Bericht mit einer Nutzanwendung: Er hat aber seiner Fabel eine Moral angehängt. Und diese Moral lautet folgendermaßen: „Was aber das Unglück des sechsten Oktobers „betrifft (denn weiter war es nichts, als schreckli„ches Unglück, was an jenem traurigen Tage vorfiel), „so wollen wir dasselbe der aufgeklärten Geschichte, „zum Unterricht für die künftigen Geschlechter, über„geben. Das getreue Gemälde, welches dieselbe „davon aufbewahren wird, mag den Königen, den „Höflingen und den Nationen, zu einem lehrreichen „Beispiele dienen!"

In seinem Berichte hatte Hr. Chabroud den Gardes du Korps Schuld gegeben, daß sie die erste Ursache alles dessen wären, was zu Versailles vorgefallen sey. Er hatte sich nicht gescheut, das ungegründete Gerücht zu wiederholen, daß sie, bei ihrem Gastmahle, die Nationalkokarde unter die Füße getreten hätten, ungeachtet, unter den 393 verhörten Zeugen, auch nicht ein einziger diese Thatsache anführt. Da er einmal dafür bezahlt war, die Wahrheit nicht zu sagen, so kam es auf einige

Unwahr-

Unwahrheiten nicht oder weniger nicht an. Aber kaum hatte er zu sprechen aufgehört, als Hr. de Bonnay aufstand, um die Gardes du Korps gegen so ungegründete Beschuldigungen zu vertheidigen; Hr. de Bonnay, dem sogar seine Feinde das Zeugniß geben, daß seine Rechtschaffenheit und seine Wahrheitsliebe nicht nur unbefleckt, sondern sogar über allen Verdacht erhaben sey. Er sagte:

„Wenn die Verleumdung die Tugend angreift, „so erhält sie immer nur einen unvollkommenen Ruhm, „einen vorübergehenden Sieg. Umsonst haben die „Bösewichter, welche ihren Vortheil dabei fanden, „das Volk irre zu führen und dasselbe zu betrügen; „sie, denen so viel daran gelegen war, sich zu dem „unverletzlichen Pallaste unserer Könige einen leichten „Zugang zu bahnen, es unternommen die Gardes „du Korps zu lästern. Die Stimme des Publikums „selbst hat dieselben gerächt. In jenem vorgeblichen „Bacchanal, welches der unglückliche Vorwand so „vieler Verbrechen geworden ist, hat jeder Vernünftige weiter nichts gesehen, als eine brüderliche „Mahlzeit, zufolge eines unter dem Militair angenommenen Gebrauchs gegeben, und aus einer eben „so unschuldigen als reinen Absicht. Jetzt hat man „zum erstenmale, auf diesem Rednerstuhle, und in „einem Berichte, welcher mir, ich muß es gestehen, „eine musterhafte Vertheidigung aller „großer Verbrecher zu seyn scheint; es gewagt, zu behaupten: daß, an den schrecklichen „Tagen des 5. und 6. Oktobers die Gardes du Korps

der

„der angreifende Theil gewesen seyen. Man hat
„noch mehr gewagt; man hat den ausserordentlichen
„Muth gehabt — soll ich sagen sich darüber zu wun=
„dern? — soll ich sagen sich darüber zu freuen, daß
„nicht mehr als zwei Köpfe abgehackt worden
„sind. Man hat sich unterstanden, den Garden,
„welche mit wahrer stoischer Gelassenheit, sich, ohne
„Widerstand, haben morden lassen, und den vor=
„geblichen, von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten,
„die Schandthaten zuzuschreiben, mit denen am
„Morgen des 6. Oktobers, der Pallast unsrer Kö=
„nige befleckt, und unsere Geschichte auf immer be=
„sudelt worden ist. Eitele Bemühung! Vergebliche
„Bosheit! Sie alle, meine Herren, sind ja Zeugen
„jener Thatsachen gewesen. Sie alle haben ja die
„Akten des Prozesses und das gerichtliche Zeugenver=
„hör gelesen. Die Wahrheit liegt am Tage. Frank=
„reich weiß, ganz Europa weiß, daß die Gardes du
„Korps, jederzeit der Ehre getreu, jederzeit getreu
„der Nation, dem Gesetze und dem Könige; daß
„die Gardes du Korps, welche so oft für das Vater=
„land gefochten haben, und welche dasselbe vielleicht
„mehr als einmal in Gefahr gerettet haben, niemals
„größer sich zeigten, als damals, da sie, aus über=
„schwenglicher Liebe und Gehorsam gegen den König,
„ihren Muth haben fesseln lassen. Erhabener Hel=
„denmuth, ohne Beispiel, und ohne Gleichen! Ja,
„meine Herren, niemals haben die Garden sich mehr
„Dank und mehr Ehrfurcht erworben, als an jenem
„Tage, an welchem sie, schäumend vor Wuth und
„vor

„vor Verzweiflung, sich auf den Stufen des Throns „haben niedermetzeln lassen; auf den Stufen des „Throns, welche zu vertheidigen ihnen der König „verboten hatte. Sie sind gefallen, die unschuldi„gen Schlachtopfer; unter dem Schwerdte ihrer „Mörder sind sie gefallen. Und nun wagt man es, „ihre Asche zu beschimpfen! Aber, meine Herren, „indem sie sich aufopferten, haben sie die Königinn „gerettet, sie haben vielleicht den König gerettet: „darum sind sie freudig gestorben! Ich, meine Her„ren, der ich ein Mitglied jenes ehrwürdigen Korps „bin, welchem anzugehören ich mir von jeher zum „Rhuhm gerechnet habe, und welches mir niemals „theurer war, als seitdem es unglücklich ist; jenes „Korps, welches jederzeit aus Ehre und aus An„hänglichkeit an den Monarchen handelte: ich würde „befürchten, von demselben gemißbilligt zu werden, „wenn ich mich erniedrigen wollte, so grobe Ver„leumdungen zurückzustoßen, welche zu tief herkom„men, um dasselbe erreichen zu können. Ungeach„tet ihrer feigherzigen Verleumder, werden die Gar„des du Korps des Königs, meine tapfern Waffen„brüder, jederzeit bleiben was sie gewesen sind; je„derzeit werden sie bleiben, so wie Bayard, ohne „Furcht und ohne Flecken."

Ueber diese Rede äußerst aufgebracht, stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl, und verlangte: Hr. de Bonnay solle seine Anklage gegen die großen Verbrecher vorbringen.

Hr.

Hr. de Bonnay gab zur Antwort: es sey seine Absicht nicht, einen solchen Prozeß anzuleiten, und er habe, durch jenen, von Mirabeau gerügten Ausdruck, bloß allein seinen Unwillen über den Bericht des Hrn. Chabroud zu erkennen geben wollen; einen Unwillen, den jeder Rechtschaffene mit ihm theile.

Hierauf hielt der Abbé Maury eine Rede, welche ein Meisterstück von derjenigen hinreissenden Beredsamkeit ist, mit welcher derselbe allen Zuhörern unbedingten Beifall ablockte, so oft er von einer Sache redete die er verstand; und welche hingegen in spitzfindige Sophisterei ausartete, wenn er sich anmaaßte von Dingen zu sprechen, von denen er nur unvollkommene Kenntniß besaß. Er sagte und bewies: daß die Versammlung kein Recht haben könne, den Prozeß an und für sich auszumachen; daß dieselbe, wenn sie nicht den abscheulichsten Despotismus ausüben; wenn sie nicht die, von allen polizirten Völkern angenommenen Grundsätze aus den Augen setzen; wenn sie nicht alle Gewalt in sich vereinigen wolle; keinesweges, vermöge eines Beschlusses des gesetzgebenden Korps, die Stellvertreter der Nation den Anklagen der Kriminalgerichte zu entziehen, und sich, auf diese Weise, selbst eine Ausnahme, ein Vorrecht, in Kriminalsachen anzumaaßen, befugt seyn könne. Er zeigte, daß der Prozeß noch nicht angefangen, sondern erst eingeleitet sey, weil die Zeugen bloß verhört, und nicht unter einander verglichen, oder mit einander konfrontirt worden seyen. Er wisse wohl, fuhr er fort, daß man vorgebe: dieser

ser Prozeß sey ein Prozeß gegen die Revolution, und er selbst habe gehört, daß die Zuschauer auf den Gallerien bey diesem Ausdrucke ihren vollen Beyfall bezeigt hätten. „Aber“ rief er aus „Ich,
„der ich keinen Anspruch auf die Ehre mache, den
„Gedungenen, welche hierher kommen um Ruhm
„auszutheilen, ein Händeklatschen abzulocken: ich
„verlange endlich einmal zu erfahren, was man denn
„unter dem Ausdrucke Revolution versteht. Ich
„verlange zu wissen: ob es zu der Revolution gehört,
„daß der Pallast unserer Könige durch kannibalische
„Mordscenen befleckt; daß die geheiligte Person des
„Monarchen ermordet; daß seine erhabene Gemahlin
„zerfleischt; und daß eine Legion blutdürstiger Tyger
„gegen diese Fürstin bewaffnet werde. Ich verlange
„zu wissen, ob unter dem Vorwande der Revolution
„die größten Verbrechen ungestraft ausgeübt; und
„ob unter diesem Vorwande ein verächtliches Gesindel von Räubern und Mördern berechtigt seyn könne,
„die schwärzesten Greuelthaten zwischen der National-
„versammlung und dem Throne zu begehen? Ich
„frage: ob alle diejenigen als Feinde der Revolution
„anzusehen seyen, welche durch die zu Versailles ge-
„schehenen Gräuelthaten in dem Innersten ihrer
„Seele empört worden sind? Wenn dem so ist: so
„gehöre ich mit unter diese Anzahl. Aber, meine
„Herren, hier ist nicht die Rede von einer Revolu-
„tion, sondern von einem Aufruhr; von einem Auf-
„ruhr gegen die Konstitution selbst; von einem Kö-
„nigsmorde. Ihr würdet die Kette Eurer Beschlüsse
„ent-

„entehren, wenn Ihr den ersten Ring derselben auf
„eine schändliche Weise an den Dolch der Meuchel-
„mörder befestigen wolltet. — Ich spreche bloß im
„Allgemeinen, weil ich Eure gegenwärtige Berath-
„schlagung nicht als ein Urtheil über den Prozeß selbst,
„sondern bloß allein als die Entscheidung einer Frage
„aus dem Jure publico ansehe. Euer Referent hat
„die Sache berichtet, als wenn er dieselbe Euch zum
„Urtheilen vorzutragen hätte: da doch Euer Recht
„und Eure Pflicht sich darauf einschränken, es dahin
„zu bringen, daß über dieselbe geurtheilt werde. Der
„Herr Referent sagt uns: Er finde in den Schand-
„thaten des 6. Oktobers keine Verschwörung, son-
„dern weiter nichts, als ein grausames Spiel des
„Schicksals, eine Macht des Zufalls, gegen welche
„alle menschliche Klugheit nichts vermag. Ich habe
„die Akten aufmerksam durchgelesen, und ich gestehe,
„daß es in meinen Augen bewiesen ist, so wie in den
„Augen aller Unbefangenen, daß die Gräuelthaten
„zu Versailles das Resultat einer wahren Verschwö-
„rung gewesen sind. Ich will nur einen einzigen
„Umstand anführen, welcher die Wahrheit meiner
„Behauptung auf die unwidersprechlichste Weise dar-
„thut. Durch die einstimmige Aussage einer Menge
„von Zeugen ist bewiesen, daß unter jenem Haufen
„von Räubern, deren bloße Erinnerung einen Schau-
„der des Schreckens erweckt, eine sehr große Menge
„in Weiber verkleidetet Männer sich befanden. Wenn
„aber das Volk bloß kommt, um von seinem Könige
„Brodt zu verlangen; wenn dasselbe nicht im Auf-
„ruhr,

„mehr begriffen ist, dann verkleidet es sich nicht, um
„sich unkenntlich zu machen. Jede Verkleidung setzt
„einen Plan voraus; sie setzt das Bedürfniß voraus,
„sich zu verbergen: folglich haben wir hier alle An-
„zeigen einer Verschwörung, deren Zweck es war,
„ungestraft die größten Verbrechen ausüben zu kön-
„nen. Ich könnte es bey dieser einzigen Bemerkung
„bewenden lassen, um jeden Unbefangenen zu über-
„zeugen. Aber, wo ist derjenige, der sich im vol-
„lem Ernste überreden lassen würde, daß die Abreise
„aller zu derselben Stunde, die Vereinigung von
„zehen tausend Menschen, welche alle nach einem Orte
„hinziehen, welche einerley Reden führen, welche
„dieselben Waffen tragen, welche auf ihrer Reise,
„an dem Abende vor jenem beklagenswürdigen Tage,
„ankündigen: sie hätten keine Eile nach Versailles zu
„kommen, weil das Rendezvous erst am andern Mor-
„gen um sechs Uhr bestimmt sey; welche bey ihrer
„Ankunft dieselben Drohungen hören lassen; welche
„sich unter die an demselben Tage verführten Solda-
„ten mischen; welche geduldig eine ganze Nacht auf
„das Zeichen zum Angriffe warten; welche zu der be-
„stimmten Stunde auf einer Stelle sich versammeln,
„und mit Gewalt in den Pallast des Königs eindrin-
„gen; welche Verwünschungen gegen die königliche
„Majestät ausstoßen; welche die getreue Wache des
„Königs ermorden; welche bis in das Schlafzimmer
„der Königin eindringen; welche dieses Zimmer durch
„Blutvergießen entheiligen, und unzufrieden wegge-
„hen, weil sie, wie sie sagen, den Streich nicht voll-
„führt

„führt haben. Wo ist derjenige, den man überreden „könnte, eine solche Uebereinstimmung sey nicht die „Folge einer Verschwörung? Nein! der Zufall häuft „nicht so abscheuliche, nicht so methodische Verbre„chen! Man muß die Augen vor dem hellen Lichte „der Sonne verschliessen, wenn man nicht in diesen „gehäuften, vorbereiteten, vorher angekündigten, „unter einander verbundenen Schandthaten alle Merk„male der niederträchtigsten Verschwörung sehen will! „Und wir, die wir damals Augenzeugen dieser greu„lichen Auftritte waren, haben wir, hat einer von „uns daran gezweifelt, daß ein Plan, daß Anfüh„rer, daß Werkzeuge unter diesem Haufen vorhan„den seyen, und daß derselbe, ohne es zu wissen, „fremdem Einflusse gehorche? Offenbar war eine „Verschwörung gegen den König vorhanden. Man „wollte ihn schrecken, man wollte ihn entfernen, man „wollte einen Statthalter an seine Stelle setzen: viel„leicht wollte man ihn sogar ermorden, und da dieses „nicht gelang, führte man das Oberhaupt des Reichs „gefangen nach der Hauptstadt. Die Verschwörung „gegen die Königin ist noch deutlicher bewiesen. In „ihrem Schlafzimmer ist Blut geflossen; an der „Thüre desselben sind ihre Garde du Korps niederge„metzelt worden. Die erhabene Tochter so vieler „Kaiser, die würdige Tochter der Maria Theresia; „diese Fürstin, welche ganz Europa bewundert, und „welche ihrem Unglücke einen so grossen Ruhm zu ver„danken hat, konnte den Dolchen ihrer Mörder nur „dadurch entgehen, daß sie um sechs Uhr des Mor-

 „gens

ganz im bloßen Hemde floh, an der Seite des Königs den Todesstreich zu erwarten."

Die beiden Angeklagten, Mirabeau und Orleans, verantworteten sich. Da ich die Geschichte des 5. und 6. Oktobers ausführlich erzählt, und die Anklagen gegen diese beiden Männer vorgebracht habe: so erfordert die Pflicht eines unpartheischen Geschichtschreibers, auch die Verantwortung der Angeklagten, nicht im Auszuge, sondern vollständig herzusetzen. Mirabeaus Rede hat außerdem noch sehr viel Merkwürdiges. Er spricht hier in seiner eigenen Angelegenheit, welches er vorher in der Nationalversammlung niemals gethan hatte. Es findet sich aber für den Menschenkenner keine bessere Gelegenheit, einen Mann kennen zu lernen, als wenn man ihn von sich selbst sprechen hört. Mirabeau sagte:

„Obgleich, in diesem durchaus ungereimten Prozesse, nichts vorhanden ist, das mich anklagte: so befinde ich mich dennoch in einiger Verlegenheit. Nicht etwa deswegen, daß es mir Mühe kosten sollte, den gerechten Unwillen zurückzuhalten, welcher seit einem Jahre meine Brust beklemmt, und welchen man endlich auszubrechen zwingt. Nein! In dieser Sache gränzen Haß und Verachtung an einander. Die Verachtung dämpft den Haß, und erstickt denselben. Und wo giebt es wohl ein Gemüth, welches so verworfen wäre, daß die Gelegenheit vergeben zu können ihm nicht den reinsten Genuß verschaffen sollte? Auch ist es nicht die Verlegenheit von den Stürmen

einer

einer gerechten Revolution sprechen zu müssen, und doch nicht in Erinnerung bringen zu dürfen, daß, wenn der Thron Unrecht zu entschuldigen hat, die Langmuth der Nation Verschwörungen zu vergessen habe. Nein! nein, meine Herren, die eigentliche Verlegenheit, in welche dieser Gegenstand mich versetzt, besteht ganz und gar in dem Prozesse selbst. Der ganze Prozeß ist ein höchstschändlicher Prozeß. Selbst die Jahrbücher des Lasters enthalten wenige Beispiele einer so schaamlosen, und zugleich so ungeschickten Bosheit. Mit der Zeit wird man Alles erfahren. Aber dieses verabscheuungswürdige Geheimniß kann jetzt noch nicht entdeckt werden, wenn nicht große Unordnungen daraus entstehen sollen. Diejenigen, welche den Prozeß des Chatelet verursachten, haben die schreckliche Spekulation gemacht, daß, im Falle sie ihren Plan nicht zur Ausführung sollten bringen können, der Patriotismus desjenigen, den sie aufopfern wollten, ihnen Ungestraftheit verbürge. Sie haben vorausgesehen, daß die Vaterlandsliebe des Beleidigten ihn entweder zu Grunde richten, oder den Beleidiger retten werde a). Man klagt mich an: daß ich zwischen den Reihen des Regiments Flandern, mit einem bloßen Degen in der Hand, hin und

a) Man bemerke, wie hämisch hier Mirabeau auf die königliche Familie anspielt, und wie unverschämt er sich selbst lobt. Aber solche grobe Prahlereien, und so unverschämte Anschuldungen, machten in Frankreich den größten Eindruck. Mirabeau kannte auf das Allergenaueste den Karakter des Volkes zu welchem er sprach.

und her gegangen sey; das heißt: man klagt mich an, etwas höchst Lächerliches gethan zu haben. Die aussagenden Zeugen haben diese Geschichte um so viel besser aufstutzen können, weil ich, da ich unter den Patriziern geboren, und dennoch von dem vormals sogenannten Tiersetat an die Versammlung abgesandt worden bin, es mir von jeher zur heiligen Pflicht gemacht habe, diejenige Kleidung zu tragen, welche mich an eine so ehrenvolle Wahl erinnern konnte. Nun verdient aber allerdings das Gemälde eines Mitgliedes der Versammlung, welches, im schwarzen Rocke, mit dem runden Hute, und im schwarzen Mantel, um fünf Uhr des Abends, mit dem bloßen Degen in der Hand zwischen den Reihen eines Regiments hin und her geht, unter den übrigen Karrikaturen eines solchen Prozesses seine Stelle. Inzwischen bemerke ich, daß man leicht lächerlich scheinen, aber dennoch unschuldig seyn kann. Ich bemerke, daß einen bloßen Degen in der Hand zu tragen, weder ein Verbrechen der beleidigten Majestät, noch ein Verbrechen der beleidigten Nation seyn würde. Folglich finde ich, wenn ich Alles überlege, wenn ich Alles untersuche, daß die Aussage des Hrn. Valfond a) eigentlich nur für den Hrn. de Samache unangenehm seyn kann, denn er ist in den gefährlichen Verdacht gekommen, äußerst häßlich zu seyn, weil er mir ähnlich sieht. b) Ich habe in die-

a) Man sehe Band 2.

b) Welch ein Mensch, der es wagen darf zu spotten, wenn er sich über die Mordthaten, wegen welcher er angeklagt ist, verthetdigen soll!

dieser Versammlung einen Freund, den ich sehr liebe, und dessen Zeugniß ich jetzo anrufe; ich meine Hrn. de la Mark. Am fünften Oktober habe ich den ganzen Nachmittag bei ihm, und mit ihm zugebracht. Wir waren ganz allein, wir hatten keine andere Gesellschaft als Landkarten, auf denen er mir gewisse Verbindungen der belgischen Provinzen zeigte, welche ihm sehr am Herzen lagen. Eine Thatsache von anderer Art verdient noch mehr Eure Aufmerksamkeit, nehmlich: wir waren in unseren geographischen Untersuchungen so sehr vertieft, daß wir höchstens zwei bis drei Minuten lang von den fürchterlichen Amazonen sprachen, welche damals zu Versailles ankamen. Während unserer kurzen Unterredung über diesen Gegenstand sagte ich zu ihm: „Wahrscheinlich „werden verkehrte Rathgeber den König zu überreden suchen, daß er diese Nacht verreise. Nimmt „alsdann Monsieur nicht die Generallieutenants„stelle über sich, so ist die Thronfolge für die jetzige „Linie verloren. Verreist der König: so gehe ich so„gleich zu Monsieur, und verlange Audienz.“ Man wirft mir vor, daß ich zu Hrn. Mounier gesagt haben soll: „Ey! wer behauptet denn, daß wir keinen „König haben wollen? Wir wollen einen König; „aber gleichviel, ob Ludwig den Sechszehnten, oder „Ludwig den Siebenzehnten!“ Denken Sie sich, meine Herren, einen übertriebenen Royalisten, so wie Hrn. Mounier, welcher mit einem gemäßigten Royalisten spricht, und welcher es gar nicht für möglich hält, daß der Monarch einer Nation, die eine

mon-

monarchische Regierungsform beinahe anbetend verehrt, irgend einer Gefahr sollte ausgesetzt seyn. Würden Sie es, in diesem Falle, außerordentlich finden, wenn der Freund des Throns und der Freiheit, zu einer Zeit, da er sieht, daß finstere Wolken sich am Horizonte zeigen; zu einer Zeit, da er, besser als der Schwärmer, beobachtet, wohin die öffentliche Meinung sich lenke; was sonderbar zusammentreffende Umstände vermögen; was ein Aufstand für Gefahren mit sich bringen könne: daß er, zu einer solchen Zeit, seinen allzusicheren Mitbürger aus seiner gefahrvollen Sicherheit aufzuwecken versuche; daß er zu demselben sage: „Ey! wer leugnet denn, daß „der Frankreicher an der Monarchie hänge; wer streitet dagegen, daß Frankreich einen König nöthig „habe; und einen König verlange. Aber Ludwig „der Siebenzehnte wird König seyn, wie Ludwig „der Sechszehnte; und wenn man es dahin bringen „kann, die Nation zu überreden, daß Ludwig der „Sechszehnte Urheber oder Mitschuldiger der Ausschweifungen sey, welche die Geduld der Nation „endlich ermüdet haben, so wird dieselbe einen Ludwig den Siebenzehnten auf den Thron setzen.“ Der eifrige Vertheidiger der Freiheit wird diese Worte mit desto grösserem Nachdrucke ausgesprochen haben, je besser er den Mann gekannt hat, mit welchem er sprach; je besser er alle Nebenumstände kannte, welche seiner Rede Eingang verschaffen konnten. Könnten Sie nun, in einem solchen Manne, einen Verschwornen, einen schlechten Bürger des Staats, oder

auch nur einen Mann sehen, welcher unrichtig raisonnirt? Da ich nun einmal des Hrn. Mounier erwähnt habe; so will ich noch eine andere Thatsache erklären, welche er, in seiner Aussage, zu seinem eigenen Nachtheile verunstaltet hat. Er war Präsident der Nationalversammlung am 5. Oktober, als man über die bloße und unbedingte, oder bedingte Genehmigung der Erklärung der Rechte des Menschen sich berathschlagte. Ich gieng zu ihm (sagt man) und suchte ihn zu überreden, daß er eine Unpäßlichkeit vorgeben, und, unter diesem unbedeutenden Vorwande, die Sitzung aufheben möge. Nun aber hören Sie den wahren Verlauf dieser Sache. Am Morgen des 5. Oktobers erfuhr ich, daß die Gährung in Paris zunehme. Ohne genauer von den Umständen unterrichtet zu seyn, fand ich diese Nachricht nicht unwahrscheinlich: denn eine Vorbedeutung, welche niemals trügt, die Natur der Dinge, kündigte mir es an. Ich näherte mich dem Herrn Mounier, und sagte zu ihm: „Mounier, die „Pariser ziehen gegen uns aus.“ — „Meinetwegen!“ — „Glauben Sie mir, oder glauben Sie „mir nicht; dieses ist mir sehr gleichgültig: aber ich „sage daß die Pariser gegen uns ziehen. Geben „Sie eine Unpäßlichkeit vor; gehen Sie nach dem „Schlosse; bringen Sie ihnen die Nachricht; sagen „Sie, wenn Sie wollen, Sie hätten dieselbe von „mir, dagegen habe ich nichts: aber, auf alle Fälle, „unterbrechen Sie die gegenwärtige Berathschlagung; „denn die Zeit ist kostbar, und wir dürfen keine Minute

„nute verlieren;“ — „Also ziehen die Pariser gegen uns (antwortete Hr. Mounier).“ Desto besser! „Desto eher werden wir eine Republik seyn!“ Nun erinnere man sich an die Vorurtheile, und an die schwarze Galle des Hrn. Mounier; man erinnere sich, daß er in mir den Aufwiegler von ganz Paris zu sehen glaubte: und man wird finden, daß diese Antwort, welche einen festern Karakter vermuthen läßt, als der arme Flüchtling seither gezeigt hat, ihm zur Ehre gereiche. Seit dieser Zeit habe ich ihn nicht wieder gesehen, außer in der Nationalversammlung, aus welcher er, so wie aus dem Königreiche, wenige Tage nachher desertirte. Ich habe ihn seither nicht gesprochen, und ich begreife nicht, wie er sagen kann, daß ich ihm, am Morgen des sechsten Oktobers, einen Zettel geschrieben habe, um ihn zu bitten daß er die Sitzung aufheben möge. Ich kann mich hierauf gar nicht besinnen. Gesetzt aber es wäre geschehen: so würde es eben so unbedeutend als gleichgültig seyn. Endlich komme ich auf die dritte Beschuldigung die man gegen mich vorgebracht hat; und hier kann ich den Schlüssel zum Räthsel geben. Ich habe, sagt man, dem Hrn. Orleans gerathen, er solle nicht nach England reisen. Nun! was will man denn hieraus schließen? Ich rechne es mir zur Ehre, ihm diesen Rath gegeben zu haben. Ich erfahre, durch ein öffentliches Gerücht, daß, nach einer Unterredung zwischen den Herren Orleans und la Fayette (einer Unterredung, welche sehr gebieterisch von der einen Seite, und sehr gelassen

von

von der andern Seite war) Hr. Orleans die Gesandtschaft nach England, oder vielmehr den Befehl dahin zu reisen, angenommen habe: und sogleich stellen sich meinem Gemüthe alle Folgen eines solchen Schrittes lebhaft dar. Ohne mich lange zu besinnen nahm ich meine Parthei. Ich sagte zu dem Hrn. de Biron, mit welchem ich niemals in einer politischen Verbindung gestanden, aber welchen ich jederzeit aufrichtig hochgeschätzt, und von welchem ich viele Freundschaftsbeweise erhalten habe: „Herr „Orleans will, ohne Ursache, den Posten verlassen, „welchen seine Kommittenten ihm anvertraut haben. „Geht er, so widersetze ich mich seiner Abreise, und „klage ihn an; bleibt er, entdeckt er die unsichtbare „Hand, welche ihn entfernen will; so klage ich jene „Person an, welche sich an die Stelle der Gesetze zu „setzen sucht. Nun mag er wählen zwischen beiden.“ Hr. de Biron antwortete auf diese Anrede durch romanhafte Gesinnungen; und das hatte ich erwartet. a) Hr. Orleans, welcher meine Entschließung erfuhr, versprach meinem Rathe zu folgen. Aber gleich am folgenden Tage erhielt ich in der Versammlung einen Zettel von dem Herrn de Biron. Dieser Zettel war schwarz verbrämt, wie ein Trauerbrief, und kündigte die Abreise des Prinzen an. — Aber ich spreche, ohne mein Wissen, wie

a) M. de Biron répondit par des sentiments chevaleresques, & je m'y étois attendu. Mirabeau ist hier vorsätzlich unverständlich!

wie ein Angeklagter, da ich doch eigentlich Ankläger seyn sollte. Welch ein Prozeß, der ein ganzes Jahr bedurfte, um alle Zeugen abzuhören, um alle Federn, die man in Thätigkeit setzen wollte, gehörig zu spannen! Welch ein Prozeß, der, dem Scheine nach, ein Verbrechen der beleidigten Majestät zum Grunde hat, und sich jetzo in den Händen eines Tribunals befindet, daß da bloß allein über Verbrechen der beleidigten Nation zu richten gesetzt ist! Welch ein Prozeß, der, ein ganzes Jahr lang, mehr als zwanzig Personen bedroht, der bald aufgegeben, und bald wiederum angefangen wird; je nachdem das Interesse und die Absichten, die Furcht oder die Hoffnung derjenigen, die den Plan dazu gemacht haben, es verlangt! Ein Prozeß, welcher, seit so langer Zeit, der Intrigue zur Waffe gedient hat, und ein aufgehangenes Schwerdt über dem Haupte derjenigen war, die man entweder schrecken oder vernichten, trennen oder vereinigen wollte; welcher endlich dann erst zum Vorschein gekommen ist, als einer der Angeklagten die Diktatur nicht anerkennen wollte, die ihn in der Verbannung hielt, oder als er dieselbe verachtete! Welch ein Prozeß, der auf individuellen Verbrechen beruht, die man nicht untersucht, und deren entfernte Ursachen man aufsuchen will, ohne sich um die nähern Ursachen zu bekümmern! Welch ein Prozeß, dessen Begebenheiten sich alle ohne eine Verschwörung erklären lassen, und welchem man dennoch eine Verschwörung zum Grunde legen will; dessen Hauptzweck zu seyn scheint,

wirk-

wirkliche Fehler zu verbergen und eingebildete Verbrechen an die Stelle derselben zu setzen! Ein Prozeß, welchen die Eigenliebe zuerst anfieng, dessen sich der Partheigeist nachher bemächtigte, und welcher hierauf von den Ministern geleitet wurde, welcher, wechselsweise, bald unter diesem, bald unter jenem Einflusse stand, und endlich zuletzt die Gestalt einer hämischen Protestation gegen Eure Beschlüsse, gegen die freie Genehmigung des Königs, gegen seine Reise nach Paris, gegen die Weisheit Eurer Berathschlagungen, und gegen die Liebe der Nation zu ihrem Monarchen angenommen hat! Welch ein Prozeß, den die bittersten Feinde der Revolution, wenn sie die einzigen Urheber desselben gewesen wären, so wie sie die einzigen Werkzeuge gewesen sind, nicht besser hätten einleiten können! Ein Prozeß, dessen Zweck es war, den schrecklichsten Partheigeist in dieser Versammlung selbst aufzuwecken; so wie auch im ganzen Königreiche, indem die Gesinnungen der Hauptstadt in den Provinzen verleumdet wurden; in jeder einzelnen Stadt, indem eine Freiheit verabscheuungswürdig scheinen müßte, welche das Leben des Monarchen in Gefahr gesetzt hätte; in ganz Europa, indem man einen gerechten und freien König als gefangen und verfolgt darstellte; indem man diese erhabene Versammlung als eine Versammlung von Rebellen darstellte! Ja, das Geheimniß dieses höllischen Prozesses ist endlich entdeckt; es liegt da in seinem ganzen Umfange; es liegt in dem Eigennutze derjenigen, deren Aussagen und deren Verleumdungen

gen

gen dieses Gewebe geflochten haben; es liegt in den Hülfsmitteln, welche die Feinde der Revolution in demselben gefunden haben; es liegt, — es liegt in der Seele der Richter eben so deutlich und klar, wie bald die allergerechteste und die allerunversöhnlichste Rache es in die Tafeln der Geschichte eingraben wird!"

So sprach Mirabeau! So vertheidigte sich Mirabeau, wegen der Verbrechen, deren er angeklagt war! Und die Menschheit trauert, wenn sie erfährt, daß die linke Seite der Nationalversammlung, sowohl als der Pöbel auf den Gallerien, diesem Manne, der mit einer ehernen Stirne, statt die Anklage von sich abzulehnen, selbst ein drohender Ankläger wurde, Beifall zuklatschte!

Eben so sprach auch der Herzog von Orleans. Er vertheidigte sich nicht; er lehnte die Beschuldigungen nicht von sich ab: sondern er las eine Rede vor, welche Mirabeau für ihn aufgesetzt hatte, und in welcher er sich an den Richtern und an den Zeugen zu rächen und dieselben zur Strafe zu bringen versprach.

Der Herzog von Biron hielt eine lange Rede, zu Gunsten des Herzogs von Orleans, in welcher er den Orleans mit Lobsprüchen überhäufte, und denselben als ein Muster von Mäßigung und Bescheidenheit darstellte.

Einige Mitglieder der rechten Seite wollten sprechen; sie wollten die Versammlung bitten, sich in einer so wichtigen Berathschlagung nicht zu übereilen:

ziren: aber sie wurden verlacht, ausgezischt und nicht angehört.

Barnave sagte: „Sobald wir diesen Prozeß „gelesen hatten, hatten wir auch schon darüber ent„schieden. Es giebt hier keine andere Verschwörung „als den Prozeß selbst. Ich verlange von Eurer „Gerechtigkeit, ich verlange von Eurer Güte, daß „Ihr den Prozeß, daß Ihr das Chatelet, daß Ihr „die Zeugen mit der allertiefsten Verachtung behan„delt. Hr. von Orleans braucht sich nicht zu „vertheidigen. Die ganze Nation kennt und schätzt „seinen Patriotismus."

Die Versammlung beschloß: daß Mirabeau und Orleans unschuldig seyen, und daß der ganze Prozeß unterdrückt werden solle.

Hr. Chabroud hatte in seinem Berichte die Aussagen der Zeugen und die Thatsachen so sehr verstellt, daß einige Zeugen sich für beleidigt, ihre Ehre für angegriffen hielten, und sich öffentlich vertheidigten. Hr. Chabroud hatte es sogar gewagt, zu leugnen, daß die Mörder bis in das Zimmer der Königin eingedrungen seyen. Dagegen schrieb der Graf de Luillier, Marechal des Logis der Gardes du Korps, welcher am sechsten Oktober 1789 im Innern des Schlosses die Wache gehabt hatte, folgendes: „Ich bezeuge, daß die Mörder in das Zimmer der „Königin eingedrungen sind: daß ich selbst dieselben „im Vorzimmer gesehen habe; daß Hr. de Bar„reau, der Brigadier der Schweizer, welcher das „Kommando in den Zimmern der Königin hatte, mit

„eini-

„einigen Gardes du Korps in das Schlafzimmer der
„Königin getreten ist, daselbst die Mörder gesehen,
„und dieselben im Besitze dieses Schlafzimmers gelas-
„sen hat, in welchem sie, mit schrecklicher Wuth
„und mit Verwünschungen gegen den König, gegen
„die Königin und gegen die Gardes du Korps, alles
„zerstört und vernichtet haben. Ferner behaupte
„ich; strafe Hrn. Chabroud öffentlich Lügen; und
„versichere bei meiner Ehre, daß die Gardes du
„Korps nicht einen einzigen Schuß im ganzen Schlosse
„gethan haben. Der Mann, welcher getödtet und
„unter die Fenster des Königs gelegt worden ist,
„wurde von den Mördern selbst umgebracht, als
„diese auf diejenigen Gardes du Korps schossen, wel-
„che den Herren du Repaire und de Mioman-
„dre beistehen wollten. Die Bürgermiliz bezeugt
„selbst die Wahrheit dieser Thatsache."

Während der Zeit, da sich die Versammlung mit dem Kriminalprozesse des Chatelet beschäftigte, bemühten sich die Demagogen die Aufmerksamkeit der Pariser von einem so wichtigen Gegenstande abzuziehen. Zu diesem Ende verbreiteten sie das Gerücht einer bevorstehenden Kontrerevolution, welche damit anfangen sollte, daß der König nach Rouen reisen, und daselbst sich an die Spitze einer Armee stellen sollte. Die Demagogen erreichten ihren Zweck, und die leichtgläubigen Pariser zweifelten nicht an der Wahrheit dieses Plans, der eben so ungegründet als lächerlich war. Man behauptete, es würden zu Rouen zwei tausend eiserne Küraße verfertigt, in

welche die Herren la Fayette, Bailly und die übrigen Patrioten eingeschlossen, und nachher im Triumphe durch ganz Frankreich geführt werden sollten.

Vor einiger Zeit hatte die Nationalversammlung beschlossen, daß alle Briefe, welche mit dem Siegel der Versammlung gesiegelt seyn würden, auf der Post nichts bezahlen und postfrei laufen sollten. Von diesem Beschlusse machten die Mitglieder der Versammlung für sich und für ihre Freunde einen solchen Mißbrauch, daß am 9. Oktober angezeigt wurde: die Einnahme der Briefpost habe, in Zeit von sieben Monaten, um 800,000 Livres abgenommen, und die Ausgabe habe, in eben dieser Zeit, um 200,000 Livres zugenommen. Also ein Unterschied von einer Million Livres in sieben Monaten! Die Versammlung fand sich hierdurch genöthigt, die unbedingte Postfreiheit ihrer Mitglieder einigermaßen einzuschränken.

Durch einen Beschluß der Nationalversammlung waren im ganzen Königreiche die Parlamenter aufgehoben worden; diese mächtigen Tribunale, welche den Befehlen der unumschränkten Könige des vormaligen Frankreichs so oft und so hartnäckig Widerstand geleistet hatten. Einige Parlamenter gehorchten dem Befehle der Nationalversammlung und giengen aus

eine

einander; andere giengen zwar aus einander, aber mit der Erklärung, daß sie der Gewalt nachgeben müßten; ein einziges Parlament, das Parlament zu Toulouse protestirte.

Am 15. Oktober begab sich der Bürgerrath von Paris nach dem Parlamentshause, um, zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, die Schriften zu versiegeln. Der Bürgerrath warf in einem Augenblicke und ohne Widerstand den fürchterlichen Koloß um, welchen im Jahre 1788 Brienne mit allen seinen Truppen nicht hatte umwerfen können. Die Parlamentsglieder stellten sich damals, als wollten sie sich gegen zwei Regimenter vertheidigen, und Despremenil nicht herausgeben. a) Diesmal aber hatten alle die Flucht genommen. Kein Mensch war vorhanden; das Parlamentshaus war einsam und verlassen; die Säle waren offen; die Archive und die übrigen Kasten und mit Schriften angefüllten Schränke waren verschlossen. In diesem Pallaste, welcher vormals von lärmenden Streitigkeiten und von Klagen unaufhörlich ertönte, herrschte jetzo eine todte Stille. Die Parlamentsglieder, die Sekretaire und die Schreiber waren alle so sehr von Schmerz durchdrungen, daß auch nicht einer es über sich selbst vermochte, zu bleiben, und dem Bürgerrathe die Schlüssel zu übergeben. Alles wurde mit dem Siegel der Stadt versiegelt. Dadurch, daß das Parlament

a) Man sehe Band 1.

ment seine Papiere nicht förmlich übergab, geriethen eine Menge anhängiger Prozesse in die größte Unordnung, und viele Haushaltungen, deren Glück von dem Ausgange eines Prozesses abhieng, wurden zu Grunde gerichtet. „Diejenigen," sagt Desmoulins, „welche in den langen Sälen dieses Pallastes „hin und her giengen, empfanden bei der Einsamkeit „und bei der Stille, welche nunmehro in diesem „Tempel der lärmenden Schikane herrschte, ein „Schaudern, gleich demjenigen Schaudern, welches „man empfand, wenn man in der eingenommenen „Bastille hin und her gieng. Es wurde Einem zu „Muthe, als ob man mit den unzähligen Schatten „der geplünderten Wittwen und Waisen umgeben sey, „welche jetzo hieher gekommen zu seyn schienen, um „eine späte Rache auszuüben. Hier an diesem Orte „hatte Seguier einem Mably, einem Raynal, einem Rousseau bewiesen, daß sie Thoren „seyen. Hier hatten sich die krummen Nägel des „Advokaten der ersten Instanz in die Klauen des Appellirens verlängert; hier hatte der Herr Sekretair „Doppelhand von beiden Partheien Geschenke „angenommen; hier hatte der Herr Schreiber, um „fünf und zwanzig Louisd'ors, künstlich ein Wort in „das Urtheil eingeschoben, und der Herr Referendarius hatte noch künstlicher das vorzüglichste Aktenstück bei Seite geschafft. Hier fand zwischen dem „Schreiber, dem Advokaten, dem Sekretair und „dem Richter eine edle Nacheiferung Statt, wer die „streitenden Partheien am besten bestehlen könnte.

„Hier

„Hier gab es liebenswürdige Sollizitantinnen, wel„che sich für Verwandte ausgaben, und mit dem „Eifer, welchen eine nahe Anverwandtschaft einflößt, „dem Referenten in sein Kabinet nachfolgten, um „zwischen dem Kläger und dem Richter eine eben so „enge Verwandschaft zu stiften. Die Haufen von „Papieren, welche man hier antraf, die Ueberbleibsel „sel so vieler zu Stunde gerichteten Kläger, erin„nerten an die Haufen von Knochen, welche man „vormals in den mexikanischen Götzentempeln fand, „und welche die Ueberbleibsel so vieler geopferten „Menschen waren."

Im Monate September 1790 brach zu Paris ein Theaterkrieg aus, welcher sehr leicht ernsthafte Folgen hätte haben können. Die Schauspieler des französischen Theaters waren, so wie die Schauspieler aller übrigen Theater, heftige Aristocraten und Feinde der Revolution und der neuen Regierungsform. Sie verloren durch die Revolution Alles; ihren großen Einfluß auf die ersten Personen im Staate und ihr ausschließendes Vorrecht. Die Schauspielerinnen verloren noch überdies eine andere ergiebige Quelle von großen Einkünften, welche nunmehr versiegt war, seitdem der königliche Schatz nicht mehr ungestraft geplündert werden konnte. Nun hatte das Trauerspiel von Chenier, Karl der Neunte, unter dem Volke die heftigste Wuth gegen die Diener der Religion erweckt. So oft die Vorstellung dieses Trauerspiels geendiget war, lief der

vor-

vornehme und geringe Pariser Pöbel aus dem Schauspielhause durch alle Strassen der Hauptstadt, und rief aus: „Weg mit den Tonsuren! An die Laterne mit den „Tonsuren!“ Die Minister verboten aus dieser Ursache den Schauspielern, das genannte Stück ferner zu geben, und es wurde dasselbe in langer Zeit nicht mehr aufgeführt. Im August befand sich Mirabeau in dem Parterre, und verlangte überlaut von den Schauspielern: sie sollten das Stück Karl der Neunte wiederum ankündigen. Dieses geschah nicht. Nach einigen Tagen wiederholte Mirabeau sein Verlangen, oder vielmehr seinen Befehl. Zugleich ließ er in alle Tagschriften einen Brief einrücken, in welchem er sich über die Schauspieler beklagte. Hiedurch sahen diese sich genöthiget, Mirabeaus Verlangen zu entsprechen, und jenes Schauspiel aufzuführen. Das aufgeführte Trauerspiel that abermals die gewünschte Wirkung; es brachte den Pöbel gegen die Geistlichen auf. An dieser Wirkung hatte ein junger Schauspieler, Namens Talma, welcher seine Rolle vorzüglich gut spielte, den größten Antheil. Diesem Schauspieler ward der lauteste Beifall zugeklatscht, während die übrigen, wegen ihres schlechten Spiels, ausgepfiffen wurden. Die Schauspieler, hierdurch aufgebracht, verbanden sich unter einander, mit Talma nicht mehr zu spielen, und denselben aus ihrer Gesellschaft auszustoßen. Talma erschien nicht mehr auf dem Theater, und täglich verlangten die Demokraten, daß er erscheinen solle. Endlich trat Hr. Fleury, der Director, hervor, und versprach, am folgenden Freitage dem Parterre die Ursache anzuzeigen, war-

warum die Schauspieler den Talma nicht länger unter sich dulden wollten. Nunmehr ward für beide Partheien geworben. Die Jacobiner beschlossen: am Freitage in so grosser Anzahl als möglich nach dem Schauspielhause zu ziehen; und die Schauspieler theilten unter ihre Freunde, die Aristokraten, sehr viele Eingangszettel umsonst aus, damit sie auch auf ihrer Seite eine starke Parthey haben möchten. Der Freitag kam an, Hr. Fleury erschien auf dem Theater und sagte: „Meine Gesellschaft, überzeugt, daß Herr Talma ihrem Vortheile entgegen gehandelt hat, beschließt einstimmig, daß sie künftig mit diesem Manne in gar keiner Verbindung stehen wolle.“ Bey diesen Worten entstand im Schauspielhause ein schrecklicher Lärm. Die beiden Partheyen schimpften und drohten einander. Der Augenblick nahte sich, in welchem sie bereit waren, einander zu ermorden, und statt des erdichteten Trauerspiels ein wirkliches aufzuführen. Lärm und Tumult nahmen so sehr zu, daß die Wache sich genöthiget sah, den Herrn Maire zu holen, damit dieser Ordnung und Ruhe wieder herstellen möchte. Als Hr. Bailly ankam, war schon alles wieder ruhig geworden, der Sturm hatte sich gelegt, und Herr Fleury hatte erklärt: er wolle gern Hrn. Talma wieder aufnehmen, sobald ihm dieses von höherer Hand befohlen werde. „Gut!“ sprach Hr. Bailly „morgen soll es die höhere Hand „befehlen!“ Am folgenden Tage ließ der Maire die Schauspieler zu sich kommen. Aber statt befehlen, sprach er mit ihnen in seinem gewöhnlichen, bittenden und weinerlichen Tone. Zureden, Vermahnungen, Vorstellungen,

gen, Bitten, alles wandte man bei ihm vergeblich. Er erinnerte Fleury an seine gestrige Rede: daß er nachgeben wolle, wenn es ihm von höherer Hand befohlen werde. Nun erfuhr Hr. Bailly, zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß Hr. Fleury unter dem Ausdrucke höhere Hand, den König, die Minister, aber nicht den Hrn. Bailly oder den Bürgerrath verstanden habe. „Ehe ich wieder mit Talma spiele" fuhr Fleury fort, „eher will ich mein Theater zuschließen, und die Schlüssel dem Könige überbringen." — „So! so!" antwortete Hr. Bailly „ich sehe wohl, daß „Sie nicht anders als mit gekrönten Häuptern in Unterhandlung treten wollen!" a). Die Jakobiner, über die Unverschämtheit der Schauspieler aufgebracht, versammelten sich im Jacobinerklub, und beschlossen: die Schauspieler durch Gewalt zu zwingen, dem Befehle des Bürgerrathes zu gehorchen. Sie wiegelten das Volk auf. Der Pöbel begab sich in großer Menge nach dem Schauspielhause, und drohte, die Schauspieler und die Schauspielerinnen auf eine Art zu züchtigen, wie sonst nur Kinder von ihren Schulmeistern gezüchtiget werden. Nun gaben die Schauspieler nach. Sie führten nun das Trauerspiel: Karl der Neunte auf, und begleiteten nach geendigter Vorstellung den Hrn. Maire nach Hause.

Vormals hatte der ganze Despotismus Ludwigs des Funfzehnten die Hartnäckigkeit der Schauspieler nicht über-

a) Je vois bien, que vous ne voulez traiter que de Couronne à Couronne.

überwinden können. Die Schauspieler beschlossen damals: einen aus ihrer Gesellschaft, Namens Dubois, nicht länger unter sich zu dulden; eben so, wie sie jetzo den Talma nicht dulden wollten. Dubois war von allen Herren des Hofes beschützt. Aber Befehle, Drohungen, ja sogar der Zorn des Monarchen, war vergelblich; sie wollten den Dubois nicht wieder aufnehmen. Hierauf wurden die Schauspieler nach dem Gefängnisse geschickt. Von daher brachte man sie jeden Abend nach dem Schauspielhause, und nach geendigter Vorstellung wiederum nach dem Gefängnisse zurück. Zuletzt mußte der französische Monarch dennoch nachgeben, und die Theaterkönige siegten über den wirklichen König.

Der erste Versuch, den die Pariser Propaganda machte, ein glückliches Land unter dem Vorwande verkannter Menschenrechte durch Aufruhr zu zerstören, geschah in der Schweiz. Es wurden Emissarien und Missionairs ausgesandt, welche einen Versuch machten, das zufriedene und glückliche Volk im Pays de Vaud aufzuwiegeln, und zum Rauben und Morden anzufeuren. Die Schweizerbauern waren aber für diese neue Lehre gar nicht empfänglich. Sie fühlten zu sehr das Glück, unter dem Schutze einer gütigen und weisen Regierung, schon seit drey Jahrhunderten, zu leben; als daß sie sich so leicht hätten sollen überreden lassen können, Laternenpfähle zu errichten, und Kopfabhauer zu besolden, wie ihre flüchtigen und leichtsinnigen Nachbaren in Frankreich gethan hatten.

Der Rath zu Bern ließ hierauf an seine Unterthanen in Pays de Vaud folgende vortrefliche Proklamation ergehen:

„Wir, Schultheißen, kleine und große Räthe der Stadt und Republik Bern, allen unsern Edeln, unsern lieben und getreuen Vasallen, den Bürgerräthen, den Gemeinheiten, den Bürgern, und unsern übrigen Unterthanen im Pays de Vaud, unsern Gruß zuvor.“

„Da wir erfahren, daß einige freche Männer treuloserweise sich bemühen, durch heimliche Anstiftungen und durch aufrührische Schriften Zwietracht und den Geist des Aufruhrs zu verbreiten, und alle Bande, welche die Völker mit den Oberherren verbinden, von denen sie regiert werden, zu zerreißen: so finden Wir für nöthig, vermöge unserer Wachsamkeit, und noch mehr vermöge unserer getreuen Vorsorge, ihren schädlichen Planen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu setzen. Alle Mittel, welche in Unserer Gewalt sind, werden wir anwenden, um Euch die unschätzbaren Wohlthaten des Friedens und der öffentlichen Ruhe zu erhalten. Aber das Mittel, zu welchem Wir, vor allen andern, unsere Zuflucht nehmen, ist Euer Patriotismus. Wir glauben überzeugt zu seyn, daß Ihr allen Bemühungen widerstehen werdet, die man anwenden möchte, um die Unruhen, welche gegenwärtig in mehrern europäischen Staaten herrschen, auch unter Euch zu bringen. Um Euch davor zu bewahren, wird es hinreichend seyn, Euch an das Glück zu erinnern, dessen Ihr genießet. Ihr mögt euch an das Vergangene erinnern, oder Ihr mögt um Euch her, auf Euer Vaterland

land blicken, so werdet Ihr überall Gründe finden, der Vorsehung zu danken. Beinahe sind drei Jahrhunderte verflossen, seitdem das Pays de Vaud mit der Republik vereinigt ist, und seit so vielen Jahren hat die Plage des Krieges sich Euren Wohnungen niemals genähert. Nirgendwo ist es leichter dem Mißbrauche der Gewalt zu widerstehen und den Schutz der Gesetze zu erhalten. Nirgendwo darf der Mächtige, wenn er mit dem Schwachen kämpft, sich weniger versprechen, daß ihn die Regierung begünstigen werde; und wenn es möglich wäre, daß es Begünstigungen geben könnte, die sich mit der Pflicht vertrügen, gerecht gegen einen Jeden zu seyn, so könnte bloß allein der Arme auf dieselben Anspruch machen. Die Regierungsform der Republik ist eine väterliche Regierungsform, welche keine Abgaben fordert, und welche mit zärtlicher Sorgfalt öffentlichen Wohlstand, Achtung der persönlichen Freiheit, Schutz des Eigenthums eines Jeden, Gleichheit der Menschen vor dem Richter, und Gleichförmigkeit der Gesetze für alle Klassen von Staatsbürgern, zu den vorzüglichsten Gegenständen ihrer Bemühungen zu machen sucht. Jede Veränderung würde demzufolge unnütz seyn; gesetzt auch daß dieselbe nicht schädlich wäre. Aber schädlich müßte sie gewiß seyn! Mag man doch in andern Ländern die dunkeln Zeiten der Geschichte durchwühlt haben um in denselben Rechte und Gebräuche aufzusuchen, welche auf die gegenwärtige Lage gar nicht anwendbar sind! Mag man sich unsichern Vernunftschlüssen Preis gegeben haben, um Mittel zu finden, seinen Zustand zu verbessern! — Aber daß, in einem Lande

wel-

welches so große Vorzüge gewährt, wenn sich ein [illegible] ansehen wollte, dieselben zu verlieren, oder auch einer schimärischen Vollkommenheit zu streben; daß man die Ruhe und den Wohlstand seiner Voreltern und seiner Kinder auf das Spiel setzen, und in eine Gegend, in welcher schon seit so langer Zeit Ruhe und Frieden herrschte, alle Unordnungen der Gesetzlosigkeit sollte bringen werden: Dieß, liebe und getreue Unterthanen, scheint uns unmöglich zu seyn. Vergeblich geben die Feinde Eurer Ruhe vor: sie wollen Euer Schicksal verbessern. Sie werden von Liebe zu Neuerungen, von noch schlechteren Bewegründen und Planen geleitet. — Auch lehret uns die Geschichte, daß in den großen und wichtigen Streitigkeiten über die Regierungsformen, die vorzüglichste Triebfeder jederzeit der Ehrgeiz einiger Männer war, welche nach Macht strebten, und daß jederzeit das Volk, welches sie durch ungegründete Versprechungen verblendeten, ihren Intriguen zum Spielwerke gedienet hat, und ihrem Ehrgeize aufgeopfert wurde. Die beste Regierungsform unter allen ist unstreitig diejenige, welche am meisten zu der allgemeinen Wohlfahrt beyträgt. Wir dürfen unbesorgt Euch an diesen Grundsatz erinnern, weil Uns derselbe von jeher zur Richtschnur gedienet hat, und weil Wir, zufolge desselben, Eurer Zuneigung und Eurer Dankbarkeit versichert seyn können. Wenn Wir Euch vor den Fallstricken warnen, welche man Euch legen könnte, so geschieht dieses nicht sowohl aus dem Bewußtseyn Unserer Rechte, als vielmehr aus der Zuneigung, welche Wir von jeher gegen Euch gehabt haben, und aus der innigen Ueberzeugung

von

von jener großen Wahrheit, welche durch die Erfahrung aller Zeitalter bestätigt wird: daß das größte Unglück, mit welchem der Himmel ein nicht unterdrücktes Volk heimsuchen kann, darin bestehe, daß er in demselben das Verlangen erwecke, seinen politischen Zustand zu verändern. Wenn eine Regierungsform zu ihren Gunsten drei Jahrhunderte einer ununterbrochenen Wohlfarth aufstellen kann, so gehört die allerunsinnigste und allerstrafbarste Frechheit dazu, ungewisse und unbestimmte Speculationen derselben vorziehen, und auf diese Weise aus dem Schicksale der gegenwärtigen und der künftigen Generationen ein Spielwerk machen zu wollen. Und die Sorge, einer so sträflichen Frechheit Einhalt zu thun, ist für einen Oberherrn, welcher seine Unterthanen liebt, die heiligste aller Pflichten."

Die Stadt Vevay im Pays de Vaud antwortete auf diese Proklamation durch folgende Zuschrift:

„Großmächtige Herren!"

„Da die Unruhen, welche im Walliserlande ausgebrochen sind, die Aufmerksamkeit Eurer Hoheiten auf sich zu ziehen scheinen, so haben die Bürgerräthe der Stadt Vevay, als getreue Unterthanen des Standes, sich außerordentlich versammelt; und da sie sowohl in ihrem eignen Namen, als in dem Namen der Bürgerschaft handeln, so bedienen sie sich dieser Gelegenheit, um, in Absicht der väterlichen und vermahnenden Proklamation Eurer Hoheiten, eine ehrfurchtsvolle Zuschrift Denenselben zu überreichen."

„Durch-

„Durchdrungen von der lebhaftesten Dankbarkeit gegen die eben so gerechte, als weise, großmüthige und gemäßigte Regierung Eurer Hoheiten, preisen Wir die göttliche Vorsehung dafür, daß sie Uns unter Eurer wohlthätigen Herrschaft hat gebohren werden lassen. Wir haben nicht nöthig, Uns vor jenen auswärtigen Kriegen zu fürchten, durch welche die verschiedenen Nationen Europens so oft beunruhiget, und zuweilen ganz zu Boden gedrückt werden; Wir können wegen Unserer persönlichen Sicherheit unbesorgt seyn; Wir sind in dem völligen und gänzlichen Genusse Unseres Eigenthums; Wir sind geschützt vor Unterdrückung und vor jenen Eingriffen, unter denen so viele andere Völker seufzen. Aber Wir, der Rath und die Bürgerschaft, fühlen auch recht lebhaft, welch ein großes Glück Wir genießen. Folglich kommen Wir heute, eben so sehr durch Zuneigung angetrieben, als durch Pflicht, und erneuren Euren Hoheiten die Versicherung der allerunverbrüchlichsten Treue, sowohl als Unseres festen Entschlusses, die gegenwärtige Konstitution des Staates aufrecht zu erhalten, und das Vaterland mit Gefahr unseres Lebens und Unserer Güter zu vertheidigen.

Glückliches Land! dreimal glückliches Land, welches so weise und so gütige Regenten, welches so zufriedene und so erleuchtete Unterthanen hat! Von diesem Bilde eines freien und der Freiheit würdigen Volkes, das da nicht mit metaphysischer Spitzfindigkeit von Menschenrechten schwatzt, sondern mit dem Instinkte des gesunden Verstandes Menschenpflichten ausübt: von diesem Bilde, welches um des Kontrastes willen hier eine

Stelle

Stelle verdient, kehre ich nunmehr zu der traurigen Geschichte eines, durch den höchsten Grad der Verfeinerung und der Sittenlosigkeit ins Verderben gerathenen Volkes, wiederum zurück.

Nachdem die Demagogen, schon seit langer Zeit, Alles angewandt hatten, um den Ministern des Königs, Macht, Ansehen und guten Namen zu rauben; nachdem sie dieselben, bald heimlich, bald öffentlich, bald in der Nationalversammlung, bald in Wochen- und Tagesschriften, der größten Verbrechen angeklagt hatten: schlug endlich Mirabeau dem diplomatischen Ausschusse vor, dieselben mit Einem Streiche zu Boden zu schlagen. Er schlug vor: die Nationalversammlung solle erklären: die Minister des Königs hätten das Zutrauen der Nation verloren, und sie solle den König bitten, daß er andere Minister wählen möchte. Auf diese Weise waren die Demagogen der Mühe überhoben, jeden Minister einzeln anzuklagen, und, was ihnen unmöglich würde gewesen seyn, die Anklage zu beweisen.

Hr. de Menou, einer der heftigsten Jakobiner, klagte, am 19. Oktober, die Minister des Königs bei der Nationalversammlung an, und verlangte die Entlassung derselben.

Hr. de Cazales trat auf den Rednerstuhl, und ungeachtet des Lärms und des Geschreies, welches die linke Seite der Versammlung erhub, hielt er folgende vortreffliche Rede: „Nicht um die Minister zu vertheidigen steige ich auf diesen Rednerstuhl. Ich kenne sie

nicht

nicht von Person; ich schätze nicht ihre Aufführung: und, wäre es mir möglich gewesen, den grossen Widerwillen zu überwinden, welchen ein rechtschaffener Mann empfindet, wenn er sich genöthigt sieht Minister anzuklagen die ohne Achtung und ohne Ansehen sind, so würde ich mich, schon seit langer Zeit, zu ihrem Ankläger aufgeworfen haben. Ich hätte sie angeklagt, weil sie das königliche Ansehen, welches ihnen anvertraut ist, nicht zu erhalten gesucht haben: denn es ist ein Verbrechen der beleidigten Nation, jenes rechtmäßige Ansehen, jenes zu dem öffentlichen Wohl und zu der Freiheit so nothwendige Ansehen nicht aufrecht zu erhalten; jenes Ansehen, welches das Volk vor dem Despotismus der Nationalversammlung schützt, so wie es die Nationalversammlung vor dem Despotismus des Königs beschützen muß. Ich hätte Euren flüchtig gewordenen Finanzminister angeklagt, daß er beständig hinter dem Vorhange blieb, während seine Pflicht erforderte, eine ehrenvolle aber gefährliche Rolle zu spielen. Ich hätte ihn angeklagt, daß er Euch, in diesem wichtigen Theile der öffentlichen Verwaltung, nicht geleitet hat, weil er, in dem gefährlichen Zeitpunkte, in welchem unsere Finanzen sich befanden, bloß zu geben sich fürchtete; daß er nichts auf sich zu nehmen wagte; und daß er, mitten in der Gefahr welche der öffentlichen Sache drohte, auf eine niederträchtige Weise berechnete, was sein Ehrgeiz und seine eigene Sicherheit von ihm foderre. Ich hätte ihn angeklagt, das er die Revolution veranlaßt habe, und es dennoch nicht habe wagen dürfen dieselbe zu leiten; daß er keine von den Maaßregeln ergrif-

ergriffen hätte, welche nöthig waren, um die, von ei-
ner jeden Revolution unzertrennlichen Unglücksfälle zu
vermindern, oder denselben zuvor zu kommen. Ich hätte
te ihn angeklagt, daß er, in einem so gefahrvollen Zeit-
punkte, beständig seine Grundsätze verborgen, und in
seinen Handlungen Verstellung gezeigt habe. Ich hät-
te den Kriegsminister angeklagt, daß er allen Officieren,
welche von ihm den Abschied forderten, denselben gege-
ben habe; daß er ihnen erlaubt habe, in den stürmischen
Zeiten, in denen wir uns befinden, ihre Regimenter zu
verlassen; daß er hiedurch die Hauptursache des, in un-
serer Armee ausgebrochenen Aufruhrs geworden sey.
Ich hätte die Minister, denen die Provinzen anver-
traut sind, angeklagt, daß sie zugegeben haben, daß
man den Befehlen des Königs nicht gehorche; daß sie
nicht die ganze öffentliche Macht angewandt haben, um
die Ausübung dieser Befehle zu bewirken, in der Vor-
aussetzung, daß sie, wie es gerecht war, für die Recht-
mäßigkeit dieser Befehle ihren Kopf hätten verbürgen
müssen. Ich hätte sie alle zusammen angeklagt, daß
sie dem Könige die allerfeigsten Rathschläge gegeben
haben; ich hätte sie wegen jener strafbaren Nichtigkeit
angeklagt, in welche sie sich selbst versetzt haben; wegen
jener Unthätigkeit, welche in Zeitumständen, von denen
der Untergang oder die Wohlfahrt des Reiches ab-
hängt, meiner Meinung nach, das größte aller Ver-
brechen ist. Außer der feigherzigen Gleichgültigkeit für
das öffentliche Wohl läßt alles andere sich entschuldigen.
Heftige Maaßregeln; übertriebene Grundsätze können
die Folge der Schwachheit des menschlichen Geistes seyn;

die

die Handlungen können abscheulich seyn, und die Gesinnungen dabei dennoch rein bleiben. Aber wer mag jene kaltblütigen und niederträchtigen Gemüther entschuldigen, welche die heilige Liebe zum Vaterlande niemals erwärmt hat; welche sich in ihr eigenes persönliches Selbst zusammenziehen; welche sich von der öffentlichen Sache absondern, weil die öffentliche Sache in Gefahr ist; welche eine schändliche Neutralität beobachten, wenn das größte Interesse sie in Thätigkeit setzen sollte; welche endlich, auf eine feigherzige Weise sich verbergen, wenn die Bösewichter in Bewegung sind, wenn freche Verschworne sich des Staatsruders bemächtigen? Wie soll man sie entschuldigen, diese Männer, wenn sie die vorzüglichsten Stellen der Verwaltung ausfüllen; wenn sie, ihrer Feigherzigkeit und ihrer Unerfahrenheit sich bewußt, hartnäckig dabei beharren, Stellen zu behalten, welche gar nicht für sie gemacht sind? Warum sind sie nicht gerecht gegen sich selbst? Warum verurtheilen sie sich nicht selbst zu derjenigen Niedrigkeit, und zu der Verachtung, welche jeden Menschen treffen muß, der durch Kabalen die wichtigste Stelle der Verwaltung erlangt hat, und sich gerade zu derjenigen Zeit in das Privatleben zurückzieht, in welcher jeder gute Bürger des Staats alles aufzuopfern schuldig ist. Während der langen Unruhen in England, unter der Regierung des unglücklichen Karls, kam Strafford, jener Minister, dessen Talente seinen Tugenden gleich waren, auf dem Schaffote um. Aber England weinte über seinem Grabe; ganz Europa ehrt sein Andenken, und sein Name bleibt ein Gegenstand

der

der Verehrung für alle Einwohner Großbritanniens. Dieß ist das Muster, welches Diejenigen vor Augen haben müssen, die da in einem so gefährlichen Zeitpunkte, als derjenige ist, worin wir uns jetzo befinden, von dem Könige zur Verwaltung der öffentlichen Sache berufen werden; zu dieser Stelle, welche jetzo wohl verdient, daß ein braver Mann darnach strebe, weil sie schwer und gefährlich geworden ist. Straffort starb! Aber ist er nicht auch todt, jener Minister, welcher vor kurzem so feigherzig die öffentliche Sache im Stiche gelassen hat? welcher dieselbe in derjenigen Gefahr verlassen hat, deren Urheber Er selbst war! Ist nicht sein Name aus dem Verzeichnisse der Lebendigen ausgestrichen? Empfindet er nicht die schreckliche Quaal, sich selbst zu überleben? Sieht er nicht schon im Voraus, mit welcher Verachtung die künftigen Generationen von ihm sprechen werden? Was aber die sklavischen Gefährten seines Ministeriums betrifft; was diese Männer betrifft, welche der Gegenstand unserer gegenwärtigen Berathschlagung sind: so kann man mit dem größten Rechte folgenden Vers des Ariosts auf sie anwenden:

„Andava ancora ma era morto.“

Nun bewies Hr. de Cazáles ausführlich, daß die Versammlung kein Recht habe, von dem Könige zu verlangen, daß er die Minister absetzen solle; daß aber die Versammlung das Recht habe, jeden Minister einzeln anzuklagen, falls eine gegründete Ursache zu einer Anklage vorhanden seyn sollte. Er führte das Beispiel Englands an, und bewies aus der Engländischen Geschichte, daß in England niemals die

Mini-

Minister des Königs [illegible] sollen entlassen werden; weil sie dem Unterhause nicht mehr gefallen; sondern dann, wenn sie das Zutrauen der Nation verloren, und im Unterhause die Minorität hatten, oder nachdem sie wegen irgend eines Verbrechens wären angeklagt worden. „Ich behaupte," fuhr er fort, „daß, wenn die Nationalversammlung das „Recht erhielte, die Minister des Königs bloß aus „der Ursache zu entfernen, weil ihr dieselben nicht „gefallen, alsdann die verschiedenen Arten von Ge„walt nicht mehr getrennt, und die Konstitution „umgeworfen seyn würde; daß wir alsdann, um „mich eines Ausdrucks des Montesquieu zu be„dienen, in einer nicht freien Republik zu leben ver„urtheilt seyn würden."

Die Herren Mirabeau, Alexander Lameth und Karl Lameth klagten die Minister an, und verlangten, daß dieselben abgesetzt werden sollten.

Hr. Malouet. Wir wissen alle, daß keine Subordination mehr vorhanden ist; daß Unordnungen von jeder Art ungestraft begangen werden; daß unrichtige, freche und der Freiheit nachtheilige Lehren allgemein verbreitet werden; daß jeder Bürgerrath in seinem Bezirke unumschränkt regiert, sich in alles mischt, und alle Bande der Disciplin schlaff macht, oder gänzlich auflöst. Alles dieses ist die Wirkung einer unthätigen, unvermögenden, gänzlich aufgelösten Regierungsform. Wenn man Euch daher vorschreibt, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, so

stimme

stimme ich dieser Meinung bei. Wenn man Euch vorschlägt, zu erklären: daß die Regierung vernichtet sey, und daß eine solche Regierung das Zutrauen der Nation nicht haben könne; so stimme ich mit ein in diese Erklärung. Aber ich bin nicht so ungerecht, daß ich die gegenwärtigen Minister, wegen der Uebel anklagen sollte, über welche wir uns beklagen. Sie können nicht handeln, weil sie keine Gewalt in den Händen haben. Nehmt ihnen diesen Vorwand; verschafft ihnen die Mittel thätig zu seyn; und gebt der ausübenden Gewalt alle die Kraft, welche derselben gesetzmäßig zugehört: dann wird die Anarchie aufhören, welche uns jetzt zu Grunde richtet.

Hr. de Clermont Tonnerre. Wollt Ihr dem Könige befehlen, so hört die Konstitution auf, und wir sind Despoten. Wollt Ihr den König bitten; so kann der König die Bitte abschlagen, und dann habt Ihr einen falschen Schritt gethan. Man stützt sich auf den Wunsch der Nation. Aber auf welche Weise hat die Nation diesen Wunsch gezeigt? Keine einzige Abtheilung hat ihren Wunsch geäußert. Hr. Cazales hat sich gegen diejenigen erklärt, die von keiner Parthei sind. Aber ich bin auch einer von diesen schwachen und veränderlichen Männern, welche keiner Parthei beständig anhängen. Die Wahrheit ist nicht auf dieser Seite oder auf jener Seite: sie ist bald hier und bald dort. Ich verlange: daß wir, ohne weitere Berathschlagung, zu der Ordnung des Tages schreiten mögen.

Nach

Nach langen und heftigen Debatten wurden endlich, auf Verlangen des Präsidenten, die Stimmen gezählt, und da ward durch 403 Stimmen gegen 340 entschieden: daß der Vorschlag die Minister zu entfernen, dem Könige nicht überbracht werden solle. Die Demagogen waren mit dieser Entscheidung sehr unzufrieden, und die Zuschauer auf den Gallerien murrten überlaut.

Am 21. Oktober beschloß die Versammlung, nach heftigen Debatten und nach einer gekünstelten Rede Mirabeaus, in welcher er mit verstelltem Zorne das Volk aufforderte, alle Widerspänstigen zu ermorden, daß künftig auf den französischen Schiffen, statt der bisher gewöhnlichen weißen Flagge, die dreifarbigte Nationalflagge wehen solle. Kindische Veränderung, welche ohne den geringsten Nutzen, der durch Schulden schon so sehr zu Boden gedrückten französischen Nation, eine Summe von vielen Millionen kostete! Aber Mirabeau wollte einen andern Triumph, weil ihm am vorigen Tage der Triumph gegen die Minister nicht gelungen war. Die Kosten, welche ein solcher Triumph der Nation verursachte, kamen bei ihm nicht in Anschlag!

Obgleich die Demagogen in der Nationalversammlung ihren Endzweck nicht erreicht hatten; so gelang es ihnen dennoch, das Volk gegen die Minister aufzuwiegeln. Daher hielten es die Minister, welche bei ihren ohnedies äußerst gefahrvollen Stellen nicht noch eine neue Gefahr auf sich ziehen wollten, für das beste, der herrschenden Gewalt, das heißt:

dem

dem *Pariserpöbel*, nachzugeben, und freiwil-
lig ihre Stellen niederzulegen. Am 21. Oktober
schrieben in dieser Absicht alle Minister (Hrn. de
Montmorin ausgenommen) gemeinschaftlich fol-
genden Brief an den König:

„*Sire!*"

„Der Wunsch der Stellvertreter der Nation be-
wog Sie, am 18. Julius des vorigen Jahres, zwei
von uns in Ihren Staatsrath wieder aufzunehmen.
Die Versammlung hatte feierlich erklärt: *daß die-
selben in ihre Verbannung die Achtung
und das Bedauren der Nation mit sich
genommen hätten.* Sie geruhten noch über-
dies, die anderen Minister, welche Sie den ersten
beigesellten, aus der Versammlung selbst zu wählen;
und die Versammlung dankte Eurer Majestät durch
den Präsidenten, welcher im Namen der Versamm-
lung sagte: *sie würde selbst keine andere
gewählt haben.* Dieses ehrenvollen Zutrauens
bedurften wir, um einen guten Erfolg unserer Be-
mühungen erwarten zu dürfen. Und ungeachtet der
Schwierigkeiten der Zeitumstände nahmen wir, aus
Eifer und aus Ergebenheit, die Stelle an. Wir
waren uns der Rechtschaffenheit unserer Gesinnungen
bewußt. Vielleicht hatten wir Ursache zu hoffen,
daß das öffentliche Zutrauen uns zu Ihnen nachfolgen
würde; daß uns dasselbe nicht geraubt werden könnte,
so lange wir das Recht behalten würden, Anspruch
darauf zu machen. Und das Gesetz der Verantwort-

lichkeit, welchem wir uns schon unterworfen hatten, ehe es noch gegeben war, schien uns über alle grundlose Beschuldigungen wegzusetzen; Beschuldigungen, welche sehr viel drückender sind, als jenes Gesetz. Wir haben dem zufolge die Anfälle der Verläumdung, die unbestimmten Anklagen, und alles andere, was uns bei dem wichtigen Geschäfte der Verwaltung hätte zerstreuen können, verachtet. Wir haben uns dem Hasse der Feinde aller Ordnung ausgesetzt, und der Mißbilligung derjenigen, welche die Minister nur nach dem Erfolge beurtheilen, und welche weder die Schwierigkeiten berechnen, die da zu überwinden sind, noch die wiederholte Anstrengung, die da vonnöthen ist, um dieselben aus dem Wege zu räumen. Es gereicht uns zum Troste, es ist ehrenvoll für uns, Eurer Majestät Ihr eigenes Zeugniß in das Gedächtniß zurückrufen zu können. Sie wissen, und Sie haben die Güte gehabt, es uns zuweilen zu sagen, wie viel Muth nöthig war, um in einer mit immer wiederkehrenden Schwierigkeiten besäeten Laufbahn zu beharren, und die Last unserer Stellen zu tragen. Sie wissen, daß wir unaufhörlich uns selbst haben vergessen müssen, um uns bloß allein an die Liebe Eurer Majestät für Ihr Volk, an die Wichtigkeit unserer Pflichten, und an unsere Ergebenheit für einen so wichtigen Gegenstand zu erinnern. In denselben Gesinnungen und zufolge derselben Grundsätze, welche es uns zur heiligen Pflicht gemacht haben, Alles aufzuopfern, kommen wir jetzo, um Eure Majestät zu bitten, daß Sie zu überlegen geruhen

mögen,

mögen, ob es nicht Ihrem eigenen Vortheile, sowohl als der öffentlichen Sache zuträglich sey, daß Sie andere Minister wählen. Wir sehen deutlich, zufolge dessen, was in der Nationalversammlung vorgefallen ist, daß wir das Zutrauen des größten Theils derjenigen Personen, welche dieselbe ausmachen, nicht mehr besitzen; und obgleich die Versammlung gerechter Weise den ihr vorgeschlagenen Beschluß verworfen hat; obgleich keine bestimmte Anklage gegen uns vorgebracht worden ist; obgleich die Allgemeinheit und die Bitterkeit der vorgebrachten Beschuldigungen weiter nichts beweist, als den Wunsch, das öffentliche Unglück uns aufzubürden; und ob es uns gleich leicht seyn würde, die Rechtschaffenheit unseres Betragens, sowohl überhaupt als in jedem einzelnen Theile derselben, darzuthun: so kann dennoch aus dem Aufsehen, welches diese Debatten gemacht haben, und aus dem Scheine von Mißtrauen, den man gegen uns zu erregen sucht, ein Ihrem Dienste schädlicher Eindruck entstehen. Geruhen Sie daher, Sire, in Ihrer Weisheit zu untersuchen, was die Umstände von Ihnen fordern. Geruhen Sie, die Ihnen eigene Güte nicht anzuhören, und bloß das Interesse Ihrer Person und Ihrer Verwaltung in Betrachtung zu ziehen. Unsere Liebe für unser Vaterland und für unsern König wird in unsern Herzen niemals auslöschen: und unser Schicksal, sey welches es wolle, so werden wir dennoch jederzeit verdienen, unter die guten Staatsbürger

Ihres Reiches gerechnet zu werden. Wir beharren mit der tiefsten Hochachtung, u. s. w.“

(Unterzeichn.) „Der Erzbischof von Bordeaux.“
„La Luzerne.“
„Guignard de St. Priest.“
„La Tour du Pin.“

Der König antwortete folgendes:

„St. Cloud am 22. Oktober 1790.“

„Ich bin gerührt durch die Gesinnungen, welche Sie mir bezeugen. Niemand weiß besser als ich, wie wenig der Verdacht, den man wegen Ihrer geschöpft hat, gerecht ist. Ich habe Sie jederzeit als Freunde des Volkes, der Ordnung, der Gerechtigkeit und der Gesetze gekannt. Ich werde ihren Brief in Ueberlegung nehmen, und Ich werde jedem von Ihnen meinen Entschluß bekannt machen. Indessen erwarte ich von Ihrem Eifer für das öffentliche Wohl, und von Ihrer Ergebenheit für mich, daß Sie bis dahin Ihre Stellen nicht verlassen werden.“

„Ludwig.“

Ungeachtet dieser Antwort Seiner Majestät legte Hr. de la Luzerne seine Stelle nieder und begab sich auf das Land. Der König ernannte, statt seiner, den Hrn. de Fleurieu zum Minister des Seewesens. Herr de Fleurieu war vormals Schiffskapitain, und hatte nun schon seit siebenzehn Jah-

Jahren eine Stelle in der französischen Marine bekleidet. Die drei auf einander folgenden Minister, unter denen er gedient hatte, gaben ihm das Lob eines geschickten, thätigen und rechtschaffenen Mannes.

Die übrigen Minister behielten ihre Stellen.

Indessen versammelten sich die Bürger der Stadt Paris, auf Anstiftung der Demagogen, in den 48 Bezirken, in welche Paris gegenwärtig eingetheilt ist. Fünf und vierzig Bezirke unter den 48 beschlossen, von der Nationalversammlung die Absetzung der Minister zu verlangen oder vielmehr zu fordern, ungeachtet die Versammlung schon beschlossen hatte, daß ihr das Recht, den König zu nöthigen, seine Minister zu entfernen, nicht zugehöre. Die Bittschrift der Pariser Bezirke an die Nationalversammlung war in einem höchst unschicklichen Tone abgefaßt, und die Minister des Königs wurden in derselben auf die gröbste Weise gemißhandelt. Dennoch nahm die Versammlung diese Bittschrift an. Herr Champion, der Erzbischof von Bordeaux, als Siegelbewahrer, wurde angeklagt, daß er die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht schnell genug ausfertige. Dagegen vertheidigte er sich sehr gründlich, indem er bewieß, daß die königliche Druckerei nicht vermögend sey, die ungeheure Menge der von der Versammlung gefaßten Beschlüsse schnell genug zu drucken, und daß Er allein mehr als neun hundert Gesetze der Versammlung dem Könige zur Genehmi-

nehmigung vorgelegt habe. a) Der Verfasser der Bittschrift war der berüchtigte Demokrate Danton, und die Abgesandten, welche diese Bittschrift der Versammlung übergaben, wurden von dem Maire, Hrn. Bailly angeführt, und er sagte: daß diese Bittschrift völlig seine Gesinnungen ausdrücke. Wenn es erlaubt wäre, bei einer so wichtigen Gelegenheit zu lachen; so würde diese Pariser Bittschrift Stoff genug dazu darbieten. Denn da hieß es: „Herr „Guignard de St. Priest kennt keinen an„dern Patriotismus, als denjenigen, welchen er zu „Konstantinopel in dem Divan gelernt hat, und er „ist gerichtlich angeklagt worden, daß er gedrohet „habe, mit seinem berüchtigten türkischen Säbel die „Köpfe der Frankreicher abzuhauen.“

Unter solchen Umständen war nichts mehr vermögend die Minister zurück zu halten. Alle, (Hrn. de Montmorin ausgenommen, welcher that was die Demagogen von ihm verlangten) legten ihre Stellen nieder. Statt des Hrn. de la Tour du Pin ernannte der König, zum Kriegsminister, den Hrn. du Portail, welcher am 16. November seine Stelle antrat. Dieser neue Minister schrieb an die Nationalversammlung in folgenden Ausdrücken: „Ich war unentschlossen, ob ich eine so schwierige „Stelle annehmen solle. Aber das Verlangen, Theil „an einer Revolution zu nehmen, welche Frankreich „glück-

a) Je serois en état de donner des éclaircissements aussi décisifs sur environ neuf cent décrets, que j'ai présentés à la sanction du Roi.

„glücklich machen, und der ganzen Welt zum Bei„spiele dienen wird, hat meinen Entschluß bestimmt. „Uebrigens denke ich, daß die grossen Schwierigkei„ten Eurer Weisheit überlassen werden müssen. Mir „kommt es bloß allein zu, Eure erhabene Theorie in „Ausübung zu bringen. Dieß ist der einzige Ruhm „nach welchem ich strebe." Hr. du Portail ist, durch seine, im amerikanischen Kriege gezeigte Tapferkeit, rühmlichst bekannt geworden.

Die Stelle des Hrn. de St. Priest blieb unbesetzt. Statt des Hrn. Champion de Cice wählte der König zu seinem Siegelbewahrer (oder, wie er jetzo heißt, zu dem Minister der Gerechtigkeit) Hrn. du Port du Tertre, einen Pariser Advokaten, welcher höchstens 35 bis 36 Jahr alt war, und seit der Revolution eine Stelle bei dem Pariser Bürgerrathe bekleidete. Er hatte den Ruf eines gemäßigten, verständigen, rechtschaffenen und festen Mannes.

Auch der Finanzminister Lambert erhielt seinen Abschied, und der König wählte, statt seiner, den Hrn. Valdec de Lessart.

Hr. de Montmorin erhielt den Auftrag vom Könige, dem Herrn du Port du Tertre seine Erwählung zu der Stelle eines Siegelbewahrers anzuzeigen. Hr. de Montmorin konnte, nur mit Mühe, die geringe Wohnung des neuen Ministers in der Strasse Dangevilliers ausfinden. Hr. du Port wohnte im vierten Stockwerke. Der Minister, welcher, so nahe unter dem Dache, Besuche

suche zu machen nicht gewohnt war, klopfte, aus Irrthum, im dritten Stockwerke an, und verlangte Herrn du Port du Tertre zu sprechen. „Noch eine Treppe höher herauf!“ erhielt er zur Antwort. Er steigt die Treppe hinauf und klopft an. Hr. du Port macht selbst die Thüre auf. „Ei!“ sagte Hr. de Montmorin „ich habe mich geirrt, ich „glaubte Sie wohnten um eine Treppe tiefer.“ — „So!“ erwiederte Hr. du Port „da waren Sie „unrecht; denn unter mir wohnt mein Schneider.“ Der Schneider hatte eine bessere Wohnung, als der neue Herr Minister. Hr. de Montmorin nahm den Minister in seinen Wagen, und führte denselben in seine künftige Wohnung, in den prächtigen Pallast eines jedesmaligen Kanzlers, auf dem Platze Vendome.

Am 28. Oktober stattete Hr. Merlin der Nationalversammlung einen Bericht über die, den deutschen Fürsten zugehörigen Güter, im Elsaß ab; eine Deduktion, einzig in ihrer Art, wie der folgende Auszug beweisen wird:

„Die vormaligen königlichen Lehen im Elsaß sind weiter nichts als Privateigenthum, oder, wenn man lieber will, ein Eigenthum, welches dem allgemeinen Willen unterworfen ist. Folglich kann der allgemeine Wille das Eigenthumsrecht aufheben. Nun entsteht die Frage: ob man schuldig sey, die bisherigen Eigenthümer zu entschädigen, oder nicht? Ist

Frank-

Frankreich seinen Besitz des Elsasses dem Münsterschen Traktate schuldig; so ist gar kein Zweifel, daß es verbunden ist die Besitzer wegen der Rechte zu entschädigen, welche durch jenen Traktat garantirt worden sind. Was bleibt uns also übrig zu untersuchen? Eine ganz einfache Frage; nemlich: ob das Volk im Elsaß das Glück Frankreicher zu seyn einigen diplomatischen Pergamentrollen zu verdanken habe, oder nicht? Es gab eine Zeit, wo die Könige sich mit großer Geschicklichkeit des Titels: Hirten der Völker, zu bedienen wußten, und mit demjenigen, was sie ihre Heerde nannten, nach Gefallen schalteten. Damals war freilich ein Traktat für den Monarchen bindend; und kein Vorwand hätte Ludwig den XIV. oder Ludwig den XV. berechtigen können, wegen Unterdrückung der königlichen Lehen im Elsaß, die Eigenthümer nicht zu entschädigen. Aber jetzund, da es allgemein anerkannt ist, daß die Könige weiter nichts sind, als die Bevollmächtigten der Nationen — was kann jetzund dem Volke im Elsaß, was kann dem französischen Volke an Traktaten und Verträgen gelegen seyn? — Nein! Niemand ist berechtigt eine Entschädigung zu fordern! — So spricht das Recht. — Aber wenn die strenge Vernunft auf diese Weise urtheilt; so urtheilt vielleicht jene sanfte und wohlthätige Billigkeit anders, welche, vor allen Dingen, den Verhältnissen einer jeden Nation mit ihren Nachbaren zur Richtschnur dienen muß."

Am

Am 15. November legte Hr. le Brun der Versammlung eine Uebersicht der, für das Jahr 1791 erforderlichen Ausgaben vor. Nach einer Schilderung der traurigen Lage, in welcher das Königreich sich befand, übergab er folgende Berechnung der nöthigen Ausgaben, worin aber alle Lokalausgaben der Abtheilungen und der Bürgergerichte nicht mit begriffen sind.

1. Civilliste des Königs —	25,000,000	Livres.
2. Für die Prinzen, statt der eingezogenen Appanagen —	6,000,000	
3. Ausgaben für den öffentlichen Gottesdienst, und was dazu gehört — — —	140,000,000	
4. Militair — — —	89,000,000	
5. Seewesen — —	50,000,000	
6. Auswärtiges Departement	6,300,000	
7. Minister und Staatsräthe —	460,000	
8. Allgemeine Verwaltung des königlichen Schatzes —	1,450,000	
9. Nebenrechnung dieses Schatzes	300,000	
10. Brücken und Landstraßen —	206,000	
11. Oeffentliche Gebäude u. s. w.	4,000,000	
12. Das Hospital der Invaliden und der Blinden — —	846,000	
13. Belohnungen und Preisaustheilungen — —	4,000,000	
14. Universitäten, Akademien und gelehrte Anstalten — —	1,000,000	
Latus	328,562,000	Livres.

Von

Von der vorigen Seite 328,562,000 Livres.

15. Um die Gesetze der National-
versammlung zu drucken — 150,000

15. Kirchen und andere Gebäude
zum Gottesdienste — — 400,000

17. Königliche Bibliothek — 110,000

18. Botanischer Garten zu Paris 100,000

19. Oeffentliche Archive — — 20,000

20. Akademie der Bergwerkswis-
senschaft — — — 7,000

21. Nationalversammlung, Besol-
dungen der Mitglieder u. s. w. 12,000,000 a)

22. Gnadengehalte — — 16,000,000

23. Renten auf das Rathhaus 152,600,000

24. Andre ewige Renten 4,000,000

25. Andere Leibrenten — 3,000,000

26. Leibrenten auf die geistlichen
Güter — — — 3000,000

27. Zinsen der Schulden auf die
Geistlichkeit — — 333,000

28. Zinsen des Anlehens vom Sep-
tember 1789 — — 2,600,000

Latus 522,882,000 Livres.

Von

a) Hr. le Brun hatte in seinem Berichte die Kosten für die Nationalversammlung (welche monatlich eine Million Livres betragen) nur zu sechs Millionen angesetzt, weil er, wie er sagte, voraussetze, daß die Versammlung in diesem Jahre nicht beständig, sondern nur sechs Monate lang ihre Sitzungen halten werde.

Von der andern Seite	522,882,000 Livres.
29. Zinsen von Anlehen und verfallene Papiere — —	10,000,000
30. Zinsen der Anlehen der Pays d'Etats — — —	6,000,000
31. Andere Zinsen — —	129,646
32. Zinsen der anticipirten Zahlungen — — —	8,000,000
33. Annuitäten — —	6,020,000
34. Zinsen (Interêts des charges de finances) — —	2,400,000
35. Anlehen zu Genua und zu Amsterdam — —	3,840,000
36. Entschädigungen — —	1,000,000
37. Auswechsel, um Geld für Assignate einzuhandeln —	4,000,000
38. Neuerrichtete Armenanstalten	5,000,000
39. Kriminal-Justiz — —	3,000,000
Summe	572,271,646 Livres.

Zufolge eines am ersten Dezember vom Hrn. Salmon der Versammlung vorgelegten Berichts, betragen die Nebenunkosten der Nationalversammlung wie folgt:

Für 288 Schreiber und andere Bediente jährlich — —	479,770 Livres.
Für Wachslichter jährlich —	72,368
Feurung jährlich — —	24,000
Papier jährlich — —	70,536
Summe	646,674 Livres.

Am

Am 16. November berathschlagte sich die Nationalversammlung abermals über die Eroberung der Grafschaft Avignon.

Hr. Pethion de Villeneuve sprach zuerst, und nach den allerheftigsten demokratischen Grundsätzen. Seine Rede endigte er mit folgenden Worten: „Wenn „Ihr auf die heiligen und unvergeblichen Rechte der „Völker Rücksicht nehmet, so gehört Avignon zu „Frankreich, weil die Einwohner zu Avignon Frank„reicher seyn wollen, und weil dieses zu seyn bloß allein „von Ihnen abhängt. Eure Würde und Euer Ruhm „erfordern, daß Ihr laut jene seit so vielen Jahrhun„derten mißhandelte Oberherrschaft der Völker anerken„net; daß Ihr anerkennet: die Könige gehören ihren „Völkern, und nicht die Völker den Königen zu. Diese „heiligen Wahrheiten habt Ihr feierlich anerkannt, und „Ihr dürft nunmehr nicht denselben zuerst entgegen „handeln!"

Die Gallerien klatschten dem Hrn. Pethion lauten Beifall zu.

Hr. Malouet. (Ein lärmendes Geschrey schallt ihm entgegen, und sucht ihn am Sprechen zu verhindern. Dessen ungeachtet sagt er folgendes.) Alles, was seit dem Monat Junius über die Unruhen zu Avignon gesagt und geschrieben worden ist, um die Unabhängigkeit dieser Stadt zu behaupten, und das Betragen des Bürgerraths daselbst zu entschuldigen, beruht auf dem Grundsatze: daß die Oberherrschaft in dem Volke ruhe. Bei solchen abstrakten Sätzen will ich mich aber für jetzt nicht aufhalten, da wir Thatsachen vor uns

haben.

haben. Wenn ich dieser ganzen Begebenheit bis auf ihren ersten Grund nachspüre, so finde ich Folgendes: Vorher, ehe man Euch vorschlug Avignon mit Frankreich zu vereinigen, machte diese Stadt einen Theil der Staaten des Pabstes aus; die Einwohner waren ihrem Fürsten getreu, und hatten erklärt, daß sie in dieser Treue ferner beharren wollten. Ein Vorschlag, welcher in dieser Versammlung geschah, hat die Gemüther der Einwohner von Avignon in Gährung gebracht; sie hat einem Theile derselben die Köpfe verrückt, und die übrigen in Schrecken gesetzt. Es sind unter ihnen zwei Partheien entstanden; ein schrecklicher Aufruhr ist ausgebrochen; diejenigen, welche den Vorschlag nicht annehmen wollten, sind ermordet, oder in die Flucht gejagt worden; die Stadt bleibt einsam und verlassen, weil der größte Theil ihrer Einwohner sich flüchtig gemacht hat. Ist es dann nicht lächerlich, ist es nicht grausam einen solchen Zustand Freiheit zu nennen, den Wunsch derjenigen, welche die Gesellschaft aufgelöst haben, für den Wunsch der Gesellschaft auszugeben; die Rechte der Völker auf die Verletzung der Menschenrechte zu gründen; und philosophische Grundsätze auf Mordthaten bauen zu wollen! Jedermann weiß, daß der erste Plan der Eroberung Avignons von Hrn. Bouche herkam. Als er in der Versammlung den ersten Vorschlag dazu that, stimmte ihm Niemand bei. Der Vorschlag war vergessen, Ihr dachtet nicht mehr an Avignon. Aber da hat man so viele Mordthaten, und einen so schrecklichen Aufruhr daselbst veranlaßt, daß ihr endlich genöthiget wurdet, Eure Blicke dahin zu werfen. — Aber

mit

mit welchem Rechte wollt Ihr Euch der Grafschaft Avignon bemächtigen? Erinnert Ihr Euch noch, was man vor einiger Zeit von der Theilung Polens sagte? — Was, Ihr habt feierlich erklärt, daß Ihr Niemand angreifen wollt: und den einzigen Fürsten in Europa, welcher weder Armeen noch Kriegsschiffe hat, welcher Euch niemals beleidiget hat; diesen Fürsten wollt Ihr berauben, weil sein Land Euch bequem liegt! Mit demselben Rechte könntet Ihr Euch auch des spanischen Theils der Insel St. Domingue bemächtigen. Euer Völkerrecht ist alsdann kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, und auf die mit Euch geschlossenen Bündnisse kann Niemand sich verlassen. Ihr rühmt Euch, Ungerechtigkeit und Despotismus verbannt zu haben. Aber dieß sind alsdann weiter nichts, als schöne Worte; denn Eure Handlungen lehren vielmehr die Despoten, wie sie zu Werke gehen müssen."

Abbe Jacquemart. Was müßten wohl die Fürsten von einer Regierungsform denken, welche alle andern umzustürzen droht, deren Zweck es zu seyn scheint, ihre Nachbarn zu berauben und sich verhaßt in ganz Europa zu machen! Wenn Neuschatel sich Euch heute eben so anbieten wollte, wie jetzund Avignon, würdet Ihr die Anerbietung auch annehmen? Und wenn der Kaiser zu Euch spräche: Ich habe Euch Lothringen überlassen; aber die Völker haben das unvergebliche Recht sich zu übergeben wem sie wollen: nun werfen sich die Lothringer mir in die Arme; folglich gehört Lothringen mein, mit dem völligsten Rechte. — Sagt, was würdet ihr dann antworten?

Hr. Roberspierre sprach eben so wie Hr. Pethion, und übertrieb die demokratischen Spitzfindigkeiten, wo möglich, noch mehr.

Hr. de Clermont Tonnerre. Ist es möglich, daß das Urtheil der benachbarten Nationen Euch gleichgültig seyn kann? Werden sie nicht sagen, unsere Nachbaren: „Da sieht mans! dieses unruhige, „dieses leichtsinnige Volk bleibt sich immer gleich. „Als es noch von Despoten beherrscht wurde, da „stritt es unter ihrer Fahne, um uns auch zu unterjochen. Nun ist es frei. Aber kaum hat noch diese „Freiheit angefangen, und schon beunruhiget es seine „Nachbarn, und bemächtigt sich gierig eines Ländchens, „welches keinen Widerstand zu thun im Stande ist, bloß „weil dieses Ländchen ihm gefällt." Ich, meine Herren, ich bitte Sie, sich dereinst zu erinnern, daß ich heute die Gerechtigkeit angerufen, und die Nachwelt zu Richtern über Sie gesetzt habe.

Die Versammlung verschob die fernere Berathschlagung über diesen Gegenstand bis auf eine unbestimmte Zeit, und beschloß: indessen französische Truppen nach Avignon zu senden.

Am 26. November schlug Hr. Volbel der Versammlung vor: daß sie allen Geistlichen befehlen sollte, den Bürgereid zu leisten, und daß diejenigen, welche sich dessen weigern würden, ihrer Stellen entsetzt, und als Störer der öffentlichen Ruhe angesehen und behandelt werden sollten. Nachdem verschiedene Mitglieder von

von beiden Seiten gesprochen, und Mirabeau für den Beschluß, und der Abbe Maury gegen densel- ben vortrefliche Reden gehalten hatten, nahm die Na- tionalversammlung den Vorschlag des Hrn. Vojdel an. Der König weigerte sich lange Zeit, diesen Be- schluß der Versammlung zu genehmigen. Es wurde ein Eilbote nach Rom an den Pabst gesandt, um die Mei- nung des heiligen Vaters darüber zu vernehmen, und die Geistlichen, wenigstens die größte Anzahl derselben, schienen fest entschlossen zu seyn, den Bürgereid nicht schwören zu wollen. Endlich aber gab der König, am 26. December, auch diesem Beschlusse, welcher die hef- tigste Gährung über ganz Frankreich verursacht hatte, seine Genehmigung. Diejenigen Priester, welche nicht schwören wollten, verloren ihre Stellen, und das Volk wählte andere an ihrer Statt.

Folgende Nachricht habe ich von einem warheitlie- benden und wohlunterrichteten Manne erhalten. Ich gebe dieselbe, so wie ich sie erhielt, ohne mir zu ge- trauen die Verantwortung dieser Erzählung über mich zu nehmen, oder die Wahrheit der Geschichte verbürgen zu wollen. Der Originalbrief ist in meinen Händen, und kann auf Verlangen Jedem, der darnach zu fragen ein Recht hat, oder Beruf in sich findet, den Angeklagten zu vertheidigen, vorgezeigt werden. Die Sache selbst ist übrigens zu Paris, sowohl als zu Turin, den Haupt- umständen nach, allgemein bekannt geworden.

Auf einem Landgute des Herzogs von Orleans hielt sich ein Geistlicher auf, welcher mit dem Herzoge schon seit langer Zeit sehr vertraut lebte, und sich von demselben zu Diensten aller Art gebrauchen ließ. Der Herzog hatte ihm daher den Namen Abbe Dubois gegeben, gleichsam um anzuzeigen, daß er in diesem Manne Alles das finde, was vormals der Herzog Regent von Orleans in dem Abbe Dubois gefunden hatte. Dieser Abbe Dubois wurde von Jemand mit einer großen Summe Geldes nach Turin gesandt, um daselbst den Grafen von Artois und seine Kinder zu vergiften. Ihm wurde zum Reisegefährten ein anderer Bösewicht, Namens Limon (ein Intendant des Herzogs) mitgegeben, welcher den heimlichen Auftrag hatte, den Abbe Dubois zu vergiften, so bald das Verbrechen begangen seyn würde. Beide kommen mit einander zu Turin an. Dubois gewinnt den Koch des Grafen von Artois durch vieles Geld, beträgt sich aber aber so höchst unvorsichtig, daß Limon für nothwendig hält, ihn noch vor der ausgeführten That zu vergiften, damit das Geheimniß nicht verrathen werde. Dubois fühlt sich tödtlich krank, aber er vermuthet nicht, daß er vergiftet sey. Er läßt einen Geistlichen kommen, und beichtet demselben, was für einen Auftrag er in Turin gehbat habe. Vor seinem Tode wiederholt er auf Verlangen seine Aussage nochmals in Gegenwart eines Notars. Limon wird in Verhaft genommen, verhört, und zu Turin in das Gefängniß gesetzt. Was aus ihm in der Folge geworden ist, hat man nicht erfahren.

Auch erzählte man sich, um diese Zeit, zu Paris, folgende Anekdote, deren Wahrheit ich nicht verbürgen kann. Der Fürst Lichtenstein, welcher nach Paris gesandt wurde, um dem französischen Hofe die Erwählung des Königs von Hungarn zum Kaiserthrone bekannt zu machen, soll, im Namen des Kaisers, dem Herzoge von Orleans folgendes zu erklären den Auftrag gehabt haben: „Seine Majestät der Kaiser haben mir „aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Sie für das Leben „der Königinn mit Ihrem eigenen Leben stehen müssen. „Der Kaiser wird sich, wegen Allem, was der Königinn zustoßen möchte, an Sie halten, ohne zu untersuchen ob Sie schuldig sind oder nicht. Und Sie können wohl nicht daran zweifeln, daß Sie der Kaiser „zu finden wissen wird, wo Sie auch seyn mögen.“ Der Herzog soll, wie man sagt, über diese Erklärung sehr erschrocken seyn.

Die Revolution kostete dem Staate eine ungeheure Summe, und raubte demselben eine große Menge nützlicher und arbeitsamer Menschen. Man hat berechnet, daß, nach der neuen Einrichtung, in Frankreich 117,526 Staatsbürger mit Ausübung der Gerechtigkeit beschäftigt sind, und daß die Besoldungen dieser Männer jährlich 42,681,152 Livres betragen. Die Anzahl der Bürgerräthe in dem ganzen Reiche ist 732,990. Diese werden von den Städten besoldet. Die Anzahl der Bürgersoldaten beträgt gegen 2,000,000, und diese müssen abwechselnd täglich Wache thun. Die Pariser Bürgermiliz hat, in vier Monaten (im Mai, Junius,

 Julius

Julius und August 1790) dem Staate 3,076,033 Livres gekostet. Die Pariser Polizei kostete, in eben dieser Zeit, 431,939 Livres, und die Allmosen an Nothleidende betrugen 1,753,962 Livres. Außerdem hatte der Pariser Bürgerrath, seit der Revolution, für Volksfeste, Illuminationen, u. s. w. ausgegeben, eine Summe von 80,000,000 Livres.

Gegen das Ende des Jahrs 1790 hörte die Ruhe, welche seit einiger Zeit über Frankreich geherrscht hatte, abermals auf, der Enthusiasmus für die Freiheit war schon vorüber, und die schrecklichste Anarchie herrschte in allen Theilen des Reiches. Die ersten Symptomen der Volkswuth zeigten sich zu Paris. a)

Hr. de Blot Chauvigny, Kapitain des Regiments Mestre de Camp, hatte, schon vor langer Zeit, mit dem berühmten Demagogen Karl Lameth einen Streit gehabt. Am 12. November forderte er den Hrn. Lameth zum Zweikampfe heraus. Hr. Lameth ließ dem Hrn. Chauvigny durch Hrn. de Menou, sagen: so lange er ein Mitglied der Nationalversammlung sey, dürfe er sich nicht schlagen, weil er sein Leben dem Staate schuldig zu seyn glaube. Hr. de Chauvigny gab dem Abgesandten zur Antwort: „Sagen Sie dem Hrn. „Lameth, er sey ein . . . . . .“ Diese Rede wurde dem Hrn. Lameth hinterbracht als er eben in der National-

ver-

a) Diese Erzählung ist aus einer, von den Augenzeugen unterzeichneten Schrift genommen, und demzufolge bis auf die kleinsten Umstände authentisch.

versammlung war. Hr. Lameth gieng sogleich zu dem Hrn. de Toulouse Lautrec, einem würdigen alten Officier, welcher ebenfalls ein Mitglied der Versammlung war. Neben diesem setzte er sich, und sagte: „Sie kennen die Umstände meiner Streitigkeit mit Hrn. „Chauvigny. Ist es wahr, was man mir gesagt hat, „daß Sie mein Betragen mißbilligten?“ — „Mein „Grundsatz ist“ antwortete Hr. de Lautrec, „mich „allemal zu schlagen, wenn ich herausgefordert werde, „und nichts auf morgen zu verschieben, was heute noch „ausgemacht werden kann.“ — „Dieser Grundsatz ist „auch der meinige. Aber ich habe es bis nach geendig„ter Versammlung verschoben, weil mehrere meiner „Freunde, und, unter Anderen die Herren Delbecq, „de Croix, Barnave und de Menou, es mir „gerathen haben.“ — „Sie haben nicht nöthig Andere „zu nennen; denn Ihre Tapferkeit, und die Tapferkeit „Ihrer Herren Brüder ist mir bekannt.“ — „Ich ha„be“ erwiederte Hr. Lameth „die Endigung dieser Eh„rensache nicht deßwegen aufgeschoben, weil ich mich „nicht schlagen will, sondern weil ich mich zweimal schla„gen will.“ — „Zweimal? Ich dächte eine Schlä„gerey wäre genug, und es scheint mir überflüßig eine „zweite suchen zu wollen.“ — „Ich bin aber entschlos„sen mich mit dem Herzoge de Castries zu schla„gen, und ich bitte Sie mein Sekundant zu seyn.“ — „Aus welcher Ursache wollen Sie sich mit dem Hrn. de „Castries schlagen, und was hat Er mit derjenigen „Streitigkeit zu thun, von welcher wir so eben sprachen?“ — „Ich bin ganz zuverläßig versichert worden, daß

„Hr.

„Hr. de Castries mir den Hrn. Chauvigny auf den Hals
„geschickt hat. Darum will ich mich mit dem Erstern
„schlagen, und wenn Hr. Chauvigny mich auf den Vor-
„mittag herausfordert, so will ich ihn auf den Nach-
„mittag verweisen, um vorher noch den Hrn. de Ca-
„stries abholen zu können.“

Hr. de Lameth sprach so laut, daß einige Nachba-
ren diese Worte hörten. Einer derselben, Hr. de
Montfort sagte: „Was geht den Hrn. de Castries
„Ihre Streitigkeit mit dem Hrn. de Chauvigny an,
„und was für Ursache können Sie haben, sich über Ihn
„zu beklagen?“ — „Ich weiß, daß Hr. de Castries
„den Hrn. de Chauvigny anreitzt mich aufzubringen.“
„— „Haben Sie Beweise?“ — „Eigentlich nicht,
„aber dennoch bin ich überzeugt davon.“ — „Erlauben
„Sie mir, Ihnen zu sagen, daß man nicht auf einen
„bloßen Verdacht hin, Jemand herausfordern muß.“
„— „Man hat mich ohne Ursache herausgefordert, und
„folglich kann ich wohl auch Jemand ohne Ursache her-
„ausfordern.“

Hr. de Castries (ebenfalls ein Mitglied der
Versammlung) wurde von dem was vorgieng unterrich-
tet. Er kam herbei, setzte sich neben dem Hrn. de
Toulouse Lautrec, und erkundigte sich: was Hr.
de Lameth zu ihm gesagt habe? Hr. de Lautrec weiger-
te sich zu antworten. Aber Hr. Lameth, welcher nicht
weit davon saß, rief Hrn. Lautrec zu: „Sagen Sie
„ihm was ich gesagt habe, oder ich will es selbst wieder-
„holen.“ Hr. de Castries stand sogleich auf, sprach mit

Hrn.

Herrn Lameth, und wurde von ihm heraus zum Zweykampfe gefordert.

Beyde Gegner verlassen die Versammlung, um sich Waffen und Sekundanten zu verschaffen. Hr. Lameth kommt, zu der bestimmten Zeit, nach dem Hotel des Hrn. de Castries. Er bringt seine Sekundanten, die Herren de Beauharnois und Walkiers mit sich. Hr. de Castries nimmt die Herren de St. Simon und Dambly, als Zeugen von seiner Seite mit. Hr. de Lameth verlangte, daß sie sich auf dem Marsfelde schlagen sollten. Dagegen sagen die andern: „Sie „sind ein berühmter Mann. Deswegen erfordert die „Klugheit, daß Sie sich mit Ihrem Gegner etwas weiter von der Stadt entfernen. Denn dieses ist eine „Privatstreitigkeit, und wir wollen nicht, daß sich die „Nation in dieselbe mischen solle.“ Hr. Lameth erwiedert: „Meine Herren, Sie kennen das Volk nicht. „Wenn es geleitet wird, so ist es nicht zu fürchten. „Sobald ich ihm sage, es entehre mich, wenn es sich „in unseren Streit mische, so bin ich überzeugt daß es „ruhig bleiben wird.“ Die Sekundanten des Hrn. de Castries gaben nach, und litten, daß eine Menge von Zuschauern bey dem Zweikampfe gegenwärtig war. Die beiden Gegner schlugen sich in dem Marsfelde.

Hr. de Castries hatte Pistolen mitgebracht; aber Hr. de Lameth verlangte, sich mit dem Degen zu schlagen. Die Sekundanten stellten vor: Hr. de Castries sey der beleidigte Theil, ihm komme es also zu, die Waffen zu wählen. Hr. de Lameth beharrte darauf, daß er sich auf Pistolen nicht schlagen wolle. Hr. de Castries

Castries gab großmüthig nach, und borgte sogar einem Unbekannten einen Degen, weil er selbst keinen mitgebracht hatte. Beyde schlugen sich tapfer, und Hr. de Castries verwundete den Hrn. de Lameth in den Arm.

Kaum wurde die Nachricht von dieser Verwundung des Hrn. de Lameth nach dem Palais Royal gebracht; als daselbst, wie in ganz Paris, die heftigste Gährung entstand. Im Jakobinerklub wurde vorgeschlagen: den Hrn. de Castries, und die übrigen Aristokraten zu ermorden. Nichts desto weniger gieng, noch an demselben Abende, Hr. de Castries selbst zu Hrn. de Lameth hin, und erkundigte sich nach seinem Befinden. Dem Pöbel hatte man gesagt: Hr. de Castries habe sich eines vergifteten Degens bedient, und Hr. de Lameth werde an der Wunde sterben.

Am folgenden Tage am 13. November, war die Gährung auf den höchsten Grad gestiegen, und der Pöbel verlangte laut den Kopf des Hrn. de Castries. Es hätte nur einiger Worte des Hrn. de Lameth, oder seines Bruders, des Hrn. Alexander de Lameth bedurft, um das Volk zu besänftigen: aber so großmüthig handelten diese beiden Herren nicht. Die Herren Barnave, de Menou und Mirabeau thaten vielmehr Alles, was in ihren Kräften stand, um den Pöbel noch mehr in Aufruhr zu bringen. Die Mitglieder des Jakobinerklubs setzten Alles in Bewegung, und sie selbst führten den im Palais Royal versammelten Pöbel, gegen das Haus des Marschalls de Castries (Vaters des Herzogs von Castries) in der Straße Varenne. Ehe sie sich an der Spitze des Pöbels

Pöbels in Bewegung setzen, schlugen sie im Palais Royal, an allen Ecken eine Schrift an, welche folgendermaßen lautete: **Der Bürgermiliz wird verboten, irgend Jemand in Schutz zu nehmen, der nicht als ein wahrer Patriot bekannt ist.**

Das Haus des Hrn. Marschalls de Castries wurde von dem Gesindel geplündert. Thüren, Fenster, Spiegel von großem Werthe; Wanduhren (worunter sich eine befand, welche tausend Louisd'ors gekostet hatte;) Gemälde, Kupferstiche, kostbares Hausgeräthe: Alles wurde in Stücken zerschlagen. Kein Bürgersoldat ließ sich sehen, um die Unordnung zu verhindern. Der Verlust, den der Herzog erlitten hat, ist unglaublich groß. Nachdem Alles schon geschehen war, erschien Hr. la Fayette an der Spitze der Bürgermiliz. Aber er wurde verspottet und beschimpft, und sah sich genöthigt abzuziehen. Auch Hr. **Bailly** kam. Er bat, er flehte, er weinte: aber umsonst. Die Bürgermiliz wurde von dem Pöbel genöthigt die Bajonette von ihren geladenen Flinten abzuschrauben; und sie **gehorchte.** Die Bürgermiliz schraubte, auf Befehl eines zusammengelaufenen Gesindels die Bajonette von den Flinten, und sah dem Plündern zu, statt, mit Einer Salve den Pöbel zu zerstreuen. Ein Detaschement Kavallerie jagte endlich die Plünderer auseinander. Hr. de Castries war glücklicherweise nicht zu Hause.

Der ganze Haufe begab nachher nach den Thuillerien, und suchte in das königliche Schloß einzudringen.

gen. Der König stand an einem Fenster und [illegible] Er sah den Pöbel ankommen, und sagte, ganz kaltblütig: „Was wollen diese Leute hier?“ Man bat den Monarchen sich wegzubegeben, und die Schweizer verweigerten standhaft diesen Räubern den Eingang in das königliche Schloß.

Hr. de Lameth wurde von seiner leichten Wunde bald wiederum hergestellt; und Hr. de Castries hielt es der Klugheit gemäß Paris zu verlassen, und sich nach der Schweiz zu begeben.

Während der Plünderung des Hotels des Hrn. de Castries trat Hr. Despremenil in die Versammlung, und kündigte an, daß ein rasender Pöbel mit der Zerstörung dieses Hotels beschäftigt sey. Die Gallerien klatschten lauten und lärmenden Beifall. Alle rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung zitterten, als sie hieraus, die auf den höchsten Grad gestiegene Frechheit und Wuth des Volkes erkannten. Mit dem größten Unwillen verlangten sie, von dem Präsidenten, daß er den Zuhörern stille zu schweigen befehlen sollte. Dieses geschah.

Am folgenden Tage erschienen vor den Schranken der Nationalversammlung die Abgesandten eines Bezirks der Stadt Paris. Der Redner verlangte: die Nationalversammlung solle eine Gesetz gegen die Zweikämpfe geben, und bekannt machen, daß derjenige, welcher ein Mitglied der Versammlung herauszufordern wagen würde, das Verbrechens der beleidigten Nation schuldig sey. „Dieses Gesetz“ fuhr er fort

„muß

„[illegible] den frechsten Mann, der es
„hat wagen dürfen, den Hrn. de Lameth zum Zwei-
„kampfe herauszufordern, ohne auf die Stelle wel-
„che dieser bekleidet, und ohne auf seine Tugenden
„Rücksicht zu nehmen. Eilen Sie, meine Herren,
„und ernennen Sie die Richter, die diesen frechen
„Mann bestrafen sollen, an welchem gestern die
„Hauptstadt eine gerechte Rache ausgeübt hat."

Diese schändliche Rede wurde, von der linken Seite der Versammlung und von den Gallerien, mit lautem Beifalle aufgenommen. Voller Unwillen stand Hr. Roy auf, und rief aus: „Nur Bösewich-„ter können einer solchen Rede Beifall zuklatschen!" Hr. Dambly strafte den Redner Lügen, und sagte zu demselben: „Ihr sagt eine Unwahrheit. Es ist „nicht wahr, daß Hr. de Castries den Streit mit „dem Hrn. Lameth angefangen hat. Es sind hier „Viele, welche das Gegentheil bezeugen konnen."

Es entstand in der Versammlung ein schrecklicher Lärm und Tumult. Man verlangte, daß Hr. Roy in das Gefängniß gebracht werden solle. Er ver-theidigte sich und einige andere Mitglieder standen ihm bei. Mirabeau stieg auf den Rednerstuhl, und sagte, mit verstelltem Zorne: „Wirklich hat „die Versammlung schon zu lange die Freiheit zu „sprechen beschützt. Unsere Geduld ist zu Ende. „Ihr seyd viel zu sanftmüthig, und Eure Sanft-„muth schadet Euch selbst. Die öffentliche Sache ist „in Gefahr, wenn Ihr nicht endlich einer Handvoll

„brecher Verschwörer, die sich unter Euch befinden,
„den Mund stopft." Das Volk fängt endlich an ein-
„zusehen, wie man mit seinen Volksverräthern um-
„geht. Schon hat es das Haus eines Proskribir-
„ten, eines bekannten Feindes der Konstitution, zer-
„stört. Wahrlich! es ist endlich einmal Zeit, daß
„sich das Volk selbst Gerechtigkeit verschaffe. Schreck-
„liche Unordnungen, gerechte Rache, und traurige
„Hinrichtungen, werden endlich einmal beweisen,
„daß das Volk ein Recht habe, zu verlangen, daß
„man seinem Willen gehorche. Der Kommendant
„der Bürgermiliz bat gestern Morgen das Volk, daß
„es Achtung für das Gesetz haben möge. Wißt Ihr
„wohl, was ihm das Volk zur Antwort gab? War-
„um haben die Gesetzgeber selbst keine Achtung für
„das Gesetz! Und nun, was wollt Ihr hierauf ant-
„worten? Wißt Ihr, daß das Volk, in seiner
„Wuth gegen den Feind seines Freundes, und mit-
„ten in der Zerstörung der Mobilien jenes proskribir-
„ten Hauses, nichts gestohlen hat? Wißt Ihr, daß
„es das Bildniß des Königs vor der Zerstörung be-
„wahrt hat? Wißt Ihr, daß es der Madame de
„Castries, wegen ihres hohen Alters, die zärt-
„lichste Besorgniß, die allergrößte Achtung gezeigt
„hat! Da seht einmal! So ist das Volk, welches
„man zu verleumden wagt!"

Frechheit ohne Beispiel, der Versammlung so
etwas zu sagen! Madame de Castries befand sich,
schon seit anderthalb Jahren, in der Schweitz, und
das

das Bildniß des Königs war in dem zerstörten Hotel gar nicht vorhanden gewesen! a)

Hr. Malouet verlangte: daß Hr. de Castries für den erlittenen Verlust entschädigt werden sollte. Aber er ward, mit großem Geschrei, unterbrochen, und von dem Rednerstuhle weggejagt.

Hr. Roy wurde von der Versammlung verurtheilt, daß er drei Tage im Gefängnisse zubringen solle.

Als der Haufe des Pöbels von der Plünderung des Hotels de Castries zurückkam, fuhr eben der Herzog de Chartres (der älteste Sohn des Herzogs von Orleans) bei dem Palais Bourbon vorbei, welcher Pallast dem Prinzen Condé zugehört. Er sah die Räuber ankommen, und befahl stille zu halten. Bald nachher befand er sich mitten unter dem Haufen. Er machte die Thür seines Wagens auf, er beugte seinen Körper heraus, und rief, zu verschiedenen malen: „Ich begreife gar nicht, meine „Brüder, warum die tapfern Bürger diesen Pallast „nicht auch schon geplündert haben.“

Am 21. Oktober gaben die Offiziere des Regiments Royal Liegois, welches zu Befort im

Garn

---

a) Madame la Maréchale de Castries étoit en Suisse depuis dix-huit mois. Le portrait du Roi n'étoit dans aucun des appartemens dévastés. *Forfaits du 6. Octobre* T. 2. p. 174. *Journal général de France*, 1790. p. 1375.

Garnison lag, den Officieren des Husarenregiments Lauzun, welches eben daselbst lag, ein Gastmahl. Nach dem Essen zogen die Officiere, von Wein erhitzt, mit Musik und mit gezogenen Degen durch die Straßen. Dabei sangen sie und riefen aus: „Hoch „lebe der König! Hoch lebe die Freude! Zum Teu„fel mit der Nation!“ Viele Soldaten gesellten sich zu ihnen, und der Lärm und Tumult wurden sehr groß. Hr. de Bouille, welcher sich zu Metz befand, erhielt sogleich Nachricht davon, und eilte herbei. Er stellte die Ruhe wieder her, und ließ drei Officiere in Arrest nehmen.

In der Abtheilung der unteren Charente waren die Bauern im Aufruhr begriffen. Sie weigerten sich, die Abgaben zu bezahlen, und richteten Galgen auf. Der Maire der Stadt Vareze klagte den Rädelsführer dieser Unruhen bei dem Bezirke St. Jean Dangely an. Es wurde Befehl gegeben, denselben in Verhaft zu nehmen. Ein Detaschement Truppen rückte aus, um den Befehl in Ausübung zu bringen. Die Bauern rotteten sich zusammen und wollten den Kerl nicht ausliefern. Die Truppen gaben Feuer unter die Aufrührer, und einige derselben wurden getödtet, andere verwundet. Der Anführer ward gefangen genommen und nach dem Gefängnisse gebracht. Am Abende desselbigen Tages rotteten sich die Bauern abermals an der Zahl gegen zwei tausend zusammen, bemächtigten sich des Maire, und forderten den Gefangenen zurück. Man that ihnen Vorstellungen. Aber diese waren vergeb-

lich,

sich, und der Rath sah sich genöthigt, den Gefangenen loszulassen. Diese Nachgiebigkeit hatte die schlimmsten Folgen. Die Bauern wurden nun noch dreister und frecher. Sie krönten ihren Anführer mit Lorbeern, und statt daß sie, wie sie versprochen hatten, den Maire, Hrn. Latierce, hätten loslassen sollen, ermordeten sie ihn, nachdem sie ihn vorher lange und auf die schrecklichste Weise gemartert hatten.

Am 5. Dezember war ein gefährlicher Auflauf zu Perpignan, an der spanischen Gränze. Acht Kompagnien der Bürgermiliz hielten an diesem Tage unter sich ein Bundesfest, welches mit einer Farandola (einem spanischen Tanze) sich endigte. Dieser Tanz wurde von ihnen durch alle Straßen der Stadt getanzt, und es versammelte sich eine große Menge Volks, um zuzusehen. Alle mit einander riefen zu wiederholten malen aus: „Hoch lebe die Nation! „Hoch lebe die Nation! An die Laterne mit den „Aristokraten!" Eine solche Unordnung verbunden mit einem so lärmenden Geschrei, welches bis spät in die Nacht fortdauerte, konnte in einer Gränzfestung nicht geduldet werden. Der Bürgerrath gab sich daher Mühe, das zusammengelaufene Volk zu zerstreuen. Aber alle Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. Die Köpfe erhitzten sich immer mehr und mehr. Die Mitglieder des Jakobinerklubs mischten sich unter das Volk, und schlugen vor: die Mitglieder eines andern Klubs, welche, unter dem Namen der Freunde des Friedens, in einem Hause versammelt waren, anzugreifen. Der ganze

Haufe

Haufe zieht nach diesem Hause, um zehen Uhr in der Nacht. Die Mitglieder des Klubs werden gemißhandelt. Aber sie wehren sich. Es geschehen von beiden Seiten Flintenschüsse und Pistolenschüsse. Der Streit ward heftig, und die Bürgermiliz, welche bewaffnet war, schien entschlossen zu seyn, alle Mitglieder des Friedensklubs zu ermorden. Umsonst kommt der Bürgerrath und bittet um Ruhe und Frieden. Die Bürgermiliz holt ein kleines Feldstück herbei. Dieses wird geladen, und damit die Thüre des Hauses, in welchem die Freunde des Friedens versammelt waren, eingeschossen. Der Pöbel dringt hinein. Alles, was sich an Hausgeräthe in dem Hause findet, wird zerbrochen, zerschlagen, zerstört und aus den Fenstern geworfen. Ungefähr achtzig Mitglieder des Klubs, welche man versammelt antrifft, werden geschlagen, geprügelt, aus dem Hause gerissen, und in das Gefängniß geschleppt. Am folgenden Tage wurden diese, ungefähr achtzig an der Zahl, im Triumphe durch die Straßen der Stadt geführt. Die meisten unter ihnen hatten die Köpfe mit Schnupftüchern verbunden, um die am vorigen Tage erhaltenen Wunden zu bedecken; ihre Kleider waren mit ihrem Blute besudelt. Der Pöbel lachte, jubelte und freute sich über diesem traurigen Anblicke.

Die Stadt Versailles that bei der Nationalversammlung am 4. Dezember die dringendsten Vorstellungen, und bat um schleunige Hülfe, weil sich zu Versailles und in der Nachbarschaft über 40,000 Arme ohne Brodt befänden. Die Versammlung bewilligte

willigte zu der Unterstützung dieser Nothleidenden eine Beisteuer von 50,000 Livres aus dem Nationalschatze.

Die Abgesandten der Abtheilung Pas de Calais erschienen am 6. Dezember vor den Schranken der Nationalversammlung. Der Redner sagte: „Das Volk hat sich in unserer Abtheilung allen Euren „Beschlüssen unterworfen. Es hat geschworen, daß „es den letzten Blutstropfen vergießen wolle, um „die Ausübung derselben aufrecht zu erhalten. Aber „einer dieser Beschlüsse, der Beschluß wegen der „freien Zirkulation des Getreides wird nicht in Aus„übung gebracht. Gegenwärtig ist diese freie Zir„kulation von dem einen Ende unserer Abtheilung bis „zum andern aufgehoben. Eben dieses findet auch, „ungeachtet Eurer Beschlüsse, in der Abtheilung du „Nord Statt. Das Kriegsgesetz ist bekannt ge„macht worden, aber ohne allen Erfolg. Wir kom„men, von Euch Hülfe zu verlangen, und auf die„ser schleunigen Hülfe beruht die Erhaltung der Kon„stitution in unserer Abtheilung. Der Preis des „Korns ist zwar noch nicht viel gestiegen; aber er „steigt täglich, und mit demselben steigt die Furcht. „Die Anzahl der Armen hat auf einen so schrecklichen „Grad zugenommen, daß dieselbe in einigen Städ„ten den dritten Theil der ganzen Be„völkerung ausmacht.“

In der Provinz Querry hatten die Unruhen auf einen so hohen Grad zugenommen, daß der Magistrat der Stadt Gourdon sich genöthigt sah, hum

dert Mann des Regiments Languedoc unter Anführung des Hrn. de Saint Sauveur kommen zu lassen. Diese Truppen sollten die Ruhe herstellen, die aufgerichteten Galgen nebst den Maystangen umwerfen, und die aufrührischen Bauern wiederum zur Ordnung und zum Gehorsam gegen die Gesetze zurückrufen. a) Die hundert Soldaten rückten an, und richteten in allen benachbarten Dörfern den an sie geschehenen Auftrag ohne Widerstand aus. Als sie aber am 3. Dezember nach dem Dorfe St. Germain kamen, sahen sie eine große Menge Volks auf sich zukommen. Hr. de St. Sauveur ließ Halte machen und sandte einen Boten an den Bürgerrath mit dem Verlangen, daß derselbe den Auflauf zerstören möchte. Die Bürgerräthe kamen ihm entgegen und sagten: seine Ankunft, an der Spitze gewaffneter Truppen, sey an dem Auflaufe Schuld. Er antwortete: daß er auf Verlangen des Bürgerrathes zu Gourdon ankomme, und daß er Befehl habe, an allen Orten, wo man sich ihm nicht freiwillig unterwerfen würde, die rothe Fahne wehen zu lassen. Die Bürgerräthe dieses Dorfes bestanden darauf, daß er umkehren und nicht weiter fortrücken solle. Er gehorchte. Diese Nachgiebigkeit machte die Bauern so dreist, daß sie die Truppen mit Steinwürfen und mit Flintenschüssen verfolgten. Der Officier machte Halt, und stellte seine Truppen in Schlachtordnung, aber er verbot ihnen zu schießen.

Die

a) Man sehe über diese Unruhen Band 3. . .

Die Aufrührer geriethen in Furcht, als sie Widerstand fanden, und liefen weg. Sobald die Truppen weiter zogen, liefen auch die Aufrührer wiederum hinter ihnen her, und warfen ihnen Steine nach. Ehe Hr. de St. Sauveur nach Gourdon kam, sah er sich genöthigt, dasselbe Manöver zu verschiedenen malen zu wiederholen. Bei seiner Ankunft fand er die Stadt in der größten Unordnung. Die Bürgermiliz stand im Gewehr, und das Kriegesgesetz war verlesen worden. Er stellte seine Truppen auf dem Marktplatze in Schlachtordnung, und erwartete nun die Befehle des Bürgerrathes. Er erhielt keine. Bald sah er von weitem die Aufrührer anrücken. Es waren ihrer gegen fünf tausend Mann, unter Anführung eines Bürgers, Namens Linar. Alle diese Bauern waren theils mit Flinten, theils mit Sensen und Sicheln bewaffnet. Der Anführer der aufrührischen Bauern, Linar, kommandirte in der Stadt ganz unumschränkt. Er that Versprechungen, er drohte, er warf diejenigen, welche sein Ansehen nicht anerkennen wollten, in das Gefängniß. Einige Häuser und Schlösser befahl er zu plündern, andere ließ er verbrennen oder niederreißen. Dieser kam nun, an der Spitze seiner Räuberbande, auf die hundert Mann Truppen los. Der Officier, welcher gar keine Befehle von dem Bürgerrathe erhielt, und mit seiner geringen Mannschaft einem so großen Haufen nicht zu widerstehen vermögend war, begab sich mit seinen Soldaten in die Kirche. Die Aufrührer rückten an, und riefen den Soldaten Schimpfwörter

zu. Der Anführer Linar verlangte von dem Hrn. de Saint Sauveur, daß er sich ergeben solle. Er und alle seine Soldaten antworteten auf diesen schändlichen Vorschlag durch ein lautes Geschrei des Unwillens, und alle erklärten: daß sie bereit seyen, bis auf den letzten Blutstropfen sich zu vertheidigen, wenn sie angegriffen werden sollten. Während der Nacht suchten einige Abgesandte der Räuber die Soldaten zu verführen, und sie zu überreden, daß sie ihre Officiere ausliefern möchten, damit man dieselben ermorden, und ihre Köpfe auf Stangen in der Stadt herumtragen könne. Aber die Soldaten schworen ihren Officieren zu wiederholten malen den Eid, daß sie mit ihnen eher zu sterben, als in ein solches Verbrechen einzuwilligen bereit seyen. Hr. de Saint Sauveur blieb mit seinen Leuten in der Kirche bis an den folgenden Morgen um eilf Uhr. Von dem Bürgerrathe hörte und sah er nichts. Alle Mitglieder desselben hatten sich versteckt, oder die Flucht genommen. Endlich erhielt er durch einen Boten einen von zwei Mitgliedern des Bürgerrathes unterschriebenen Befehl die Stadt wieder zu verlassen. Er zog ab, nachdem er noch vorher erfahren hatte, daß die Räuber Alles, was von den Officieren und Soldaten in dem ihnen angewiesenen Quartiere zurückgelassen worden war, geplündert hätten. Nach dem Abzuge der Truppen trieben nun die aufrührischen Bauern Ausgelassenheit und Ausschweifungen auf den höchsten Grad. Die Häuser der beiden Bürgerräthe zu Gourdon, der Herren de Fontange

und

und Hebray, wurden geplündert und verbrannt, und diese Herren selbst entgiengen nur mit Mühe dem ihnen gedrohten Tode. Alle Bauern der benachbarten Dörfer, welche bisher ruhig geblieben waren, vereinigten sich nunmehr mit den Aufrührern. Sie weigerten sich alle, die den Edelleuten zugehörigen Steuern und Abgaben, selbst diejenigen Abgaben, welche von der Versammlung nicht abgeschaft waren, ferner zu bezahlen. Sie verbrannten das dem Grafen de Beaumont zugehörige Schloß du Repaire; das Schloß des Herren de Durfourt Leobard zu Salviat; und außer diesen noch viele andere Schlösser. Am 7. Dezember zogen die Aufrührer, angeführt von der Bürgermiliz, nach dem Schlosse Bazet, welches dem Feldmarschalle Grafen de Clarac zugehörte. Sie plünderten und verbrannten das Schloß, und ermordeten den Marquis Desqueyrac. Der Graf de Clarac hatte sich in einen Keller versteckt, und blieb daselbst zwei Tage lang unter den brennenden und rauchenden Trümmern seines über ihn zusammen gestürzten Schlosses. Am 9. Dezember zog man ihn aus diesem Keller halbtodt hervor, und schleppte ihn nach Toulouse in das Gefängniß, unter dem Vorwande, daß er, um sich zu wehren, eine Pistole losgeschossen habe.

In dem Bezirke von Vesoul, in der Franche Comte gingen ähnliche Auftritte vor. Die Bauren des Dorfes Auxon, in der Abtheilung der obern Saone, verwüsteten die Wälder in ihrer Nachbarschaft.

Die-

Dieses wurde ihnen untersagt. Um sich zu rächen, zogen sie in grosser Anzahl nach dem Schlosse Auxon, in welchem Niemand wohnte, als Madame de Raigecourt, eine achtzigjährige adeliche Dame, mit der Mademoiselle de Montlezun, ihrer zwölfjährigen Nichte. Mademoiselle Bureau de Püzy (Schwester eines Mitgliedes der Nationalversammlung) erhielt Nachricht von der Gefahr, welche jenen beiden Damen drohte. Sogleich eilt sie, mit einer doppelläufigen Flinte bewaffnet, und von ihrem ebenfalls bewaffneten Gärtner begleitet, von Püzy, welches eine halbe Stunde von Auxon entfernt ist, den beiden Belagerten zu Hülfe. Als sie vor dem Schlosse ankamen, waren die aufrührischen Bauern im Gefechte mit einem Detaschement von zehen Dragonern, welche man von Vesoul gegen sie abgeschickt hatte. Mademoiselle de Püzy kam in das Schloß durch eine verborgene Hinterthür. Sie befahl fünf Bedienten, daß sie sich bewaffnen sollten, und erschien, von selbigen begleitet, auf der Terrasse des Schlosses. Sie redete den Aufrührern zu, welche eifrig beschäftigt waren das Schloßthor einzusprengen. Sie that ihnen Vorstellungen; aber vergeblich. Einer von den Bauern, welcher eifrig beschäftigt ist, mit einem Beile das Schloßthor einzuhauen, wirft sein Beil weg, zieht eine geladene Pistole aus der Tasche und will losdrücken: aber in demselben Augenblicke schießt sie ihre Flinte auf ihn ab, und streckt ihn leblos dahin. Nun laden die Bauern ihre Flinten. Die Heldin befiehlt ihrer kleinen Armee Feuer zu geben. Fünf Männer und zwei Weiber werden todtgeschossen,

und

und der ganze Haufe läuft davon. Mademoiselle de Püzy ruft ihnen nach: „Wenn Ihr Euch unter„steht, das Schloß anzustecken, oder den Bewohner„nen desselbigen einiges Leid zuzufügen, so will ich selbst „mit eigner Hand Euer ganzes Dorf in Brand stecken.“ Nun sandte sie ihren getreuen Gärtner nach Besonß, und ließ sich Hülfe ausbitten. Hundert und funfzig Mann kamen an, und bewachten das Schloß. Am folgenden Morgen begab sie sich mit ihrer Flinte, begleitet von ihrem Gärtner, wiederum nach Püzy zurück.

Nachdem die sogenannten Patrioten zu Avignon, welche mit Gewalt alle rechtschaffenen Einwohner der Stadt entweder ermordet oder verjagt hatten, in der Grafschaft Avignon keine Gegenstände mehr fanden, an denen sie ihre Mordlust befriedigen konnten, so zogen sie haufenweise in die an Avignon stoßende Grafschaft Venaissin, welche ebenfalls dem Bischofe zu Rom zugehört. Sie verführten bald auch die französischen Truppen, welche der König, zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, gegen alles Völkerrecht, nach Avignon hatte senden müssen. Statt daß diese Truppen die Ruhe hätten herstellen sollen, halfen sie plündern, rauben und morden. Ein Haufe bewaffneter Räuber, begleitet von einigen französischen Soldaten, that am 10 Dezember einen Einfall in das Gebiet der Stadt Cavaillon. Sie forderten die Einwohner auf: sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und sich mit Frankreich zu vereinigen. Die Einwohner antworteten: es sey ihre Absicht, Seiner Heiligkeit getreu zu bleiben, und sie protestirten gegen alle

alle gewaltsame Maaßregeln, sowohl als gegen das Einrücken fremder Truppen in ihr Gebiet. Indeß wurden zu Lille und an einigen andern Orten der Grafschaft, die französischen Lilien mit Gewalt über die Thore gesetzt. Aber dessen ungeachtet rückte die Armee der Avignoner Räuber, welche die Nationalversammlung in Schutz genommen hatte, mit vier Kanonen gegen die Stadt Cavaillon an. Die Einwohner der Stadt wehrten sich; sie thaten einen Ausfall, und trieben, unter Anführung des Herrn Bonnard, die Belagerer zurück. Aber die Stadt hatte keine Artillerie. Die Räuber rückten mit ihren Kanonen abermals an; die Stadtthore wurden eingeschossen; die Stadt ward eingenommen, und die weiße französische Fahne wurde auf die Stadtmauer gepflanzt. Die Räuber plünderten die Häuser der reichen und wohlhabenden Einwohner, und rissen einige derselben nieder. Der Anführer der Räuberbande, Patrix, befahl, daß alle diejenigen, welche man mit den Waffen in der Hand angetroffen hatte, gefangen nach Avignon geführt werden sollten. Die Räuber begiengen in der Stadt die schrecklichsten Ausschweifungen, und ermordeten viele Weiber und Kinder mit unmenschlicher Grausamkeit. Von Cavaillon zogen die Räuber nach der Stadt Carpentras. Sobald man in der Stadt von ihrer Annäherung Nachricht erhielt, wurden alle Einwohner von Furcht und Schrecken ergriffen. Alle Bande der Regierung wurden aufgelöst, die Einwohner empörten sich gegen den Magistrat, der Pöbel ermordete einige Officiere, und das französische Wappen ward über das Stadtthor gesetzt.

Die

Die Räuber rückten an, die Stadt ergab sich ihnen und that keinen Widerstand. Aber die Bösewichter waren hiemit nicht zufrieden. Sie hatten sich einmal vorgenommen, die Stadt Carpentras von Grund aus zu zerstören, und dieses schreckliche Vergnügen wollten sie sich nicht nehmen lassen. Sie zogen, vier tausend an der Zahl, mit zehen Kanonen und einem Bombenmörser, unter Anführung des Mörders Patrix und seiner Gehülfen, Duprat und Mainvielle, vor die Stadt Carpentras. Am 20. Januar 1791 fiengen sie an, diese unglückliche Stadt zu beschießen. Bei ihrer Armee befand sich eine große Anzahl leerer Wagen, welche sie mitgebracht hatten, um auf denselben die geplünderten Habseligkeiten der Einwohner mit sich fortzuführen. Ein starker Regen, welcher den ganzen Tag anhielt, und ihre Flinten und Kanonen unbrauchbar machte, hinderte sie an der Ausführung ihres schändlichen Vorsatzes, und sie zogen sich zurück, mit dem Geschrey: „Krieg und Plünderung!“ Die Einwohner der Stadt Carpentras und der benachtbarten Städte verließen ihre Wohnungen, flüchteten sich, und nahmen, was sie wegtragen konnten, mit sich. Hierauf zogen die Räuber nach der reichen Abtei Bonpas, luden Alles, was sie in dem Kloster von einigem Werthe fanden, auf die mitgebrachten Wagen, und kehrten dann nach Avignon zurück, unter den Schutz des Jakobinerklubs und der Nationalversammlung. Bald nachher ließ der Bürgerrath zu Avignon, dessen Mitglieder Duprat und Mainvielle waren, und mit dessen Bewilligung alles Vorgefallene geschehen war, eine Prokłama-

klamation ergehen, in welcher diese Schandthaten gelobt, als deutliche Beweise eines aufgeklärten Patriotismus angepriesen, und unter dem Vorwande einer gerechten Rache des Volks gegen unaufgeklärte Aristokraten, gebilliget wurden. In dem Jakobinerklub zu Paris wurden auf die Räuberbande zu Avignon öffentliche Lobreden gehalten, und die Herren Bouche, Pethion, Roberspierre, Brissot, Carra, Mercier, Desmoulins und Andere behaupteten: man sollte dem Bürgerrathe zu Avignon danken, daß er den Einwohnern der Grafschaft Venaissin die Wohlthat einer Revolution verschafft habe.

Die Gräfin de la Mire wohnte auf ihrem Schlosse zu Davenecourt bei Amiens. Der Bürgerrath begab sich zu ihr, und fragte an: ob sie die ihr zugehörigen Rechte auf gewisse, in der Nähe befindlichen Waldungen aufgeben wolle, oder nicht? Sie antwortete: sie sey gesonnen, sich allen Beschlüssen der Nationalversammlung zu unterwerfen; da nun diese Beschlüsse sie jenes Rechts nicht beraubten, so werde sie dasselbe auch nicht aufgeben. Die Bürgerräthe fragten noch einmal: ob dieses ihr fester und letzter Entschluß sey? Sie erwiederte: daß sie gar nicht begreife, wie man sie über so Etwas fragen könne. „Wohlan!“ war die Antwort „es wird Ihnen nicht gut gehen.“ Die Bürgerräthe begaben sich weg und ließen die Sturmglocke läuten. Sogleich versammelten sich die Bauren und drangen in das Schloß. Ein Bedienter will der Gräfin die Nachricht bringen, daß sie sich in großer Gefahr befinde. Aber ehe derselbe noch zu ihr gelangen

kann,

kaum, wird ihm durch einen Flintenschuß der Arm entzwei geschlagen. Er fällt, richtet sich aber wieder auf, kommt in das Zimmer der Gräfin, bringt die Nachricht, und stürzt zu Boden. In demselben Augenblicke dringen die Bauern herein, prügeln die Gräfin nebst ihrem Sohne und ihrer Tochter, welche sich bei ihr befinden. Ihre Kammerfrau will sich aus dem Fenster auf einer Leiter retten, welche ein Bedienter unten angelegt hatte. Die Bauren werfen die Leiter mit ihr um. Von zehen Uhr Vormittags bis drey Uhr Nachmittags sah sich die Gräfin genöthiget, die Beschimpfungen und Mißhandlungen dieser Bösewichter zu ertragen. Sie mußte Alles unterschreiben, was man ihr vorlegte. Einer von den Kerlen wollte sie mit einem Säbelhiebe umbringen: sie hielt den Arm vor, und dieser wurde durchgehauen. Endlich fand sie Mittel zu entfliehen, während die Bauren das Schloß plünderten. Der Bediente starb an den Folgen des erhaltenen Schusses.

Zu Uzes, im vormaligen Languedoc, war zwischen den Katholiken und den Protestanten ein förmlicher Bürgerkrieg ausgebrochen, und zwei ziemlich beträchtliche Armeen lagen gegen einander zu Felde.

Das Schloß, der schöne Garten und der berühmte Park des Prinzen Conde, zu Chantilly, in der Nähe von Paris, wurde von Räubern verwüstet. Alles Gewild ward getödtet, nach Paris gebracht und verkauft, ohne daß sich der Bürgerrath zu Chantilly im geringsten darum bekümmert, oder einen Versuch gemacht hätte, das Eigenthum des abwesenden Prinzen zu beschützen, und den Unordnungen Einhalt zu thun. Ei-

nige

nige Officiere patrouillirten in dem Parke, um die Räuber zu entdecken, aber es wurde im Finstern auf sie geschossen, und Hr. de Bonneval, ein Officier des Regiment Berry, ward tödtlich verwundet.

Zu Aix, in der vormaligen Provenze, fiel ein schrecklicher Auftritt vor, von welchem folgende Umstände der strengsten Wahrheit gemäß sind. Am 11. Dezember kamen fünf angesehene Bürger von Aix nach dem Rathhause, und legten dem Bürgerrathe den Plan eines neuen Klubs vor, welchen sie, unter dem Namen: Vertheidiger der Religion, der Personen und des Eigenthums, zu errichten gedachten. Zugleich kündigten sie an, daß sie nächstens eine öffentliche Sitzung halten würden. Die Hauptpunkte, zu denen die Mitglieder des Klubs sich verbanden, waren: daß sie Personen und Eigenthum, gegen alles Unrecht vertheidigen und beschützen, und sich zu diesem Entzwecke, bei jedem Vorfalle mit dem Bürgerrathe vereinigen wollten. Uebrigens sollte in diesem Klub von Staatsangelegenheiten gar nicht gesprochen, und der neuen Konstitution weder im Guten noch im Bösen, erwähnt werden. Die Jakobiner (deren Grundsatz es ist, im ganzen Königreiche keinen andern Klub, von welcher Art er auch sey, zu dulden, wenn derselbe nicht mit dem Jakobinerklub zu Paris in Verbindung tritt), erhielten bald Nachricht von diesem Vorhaben. Sie gaben vor und streuten heimlich aus: der neu zu errichtende Klub sey der Anfang einer Gegenrevolution, und alle Mitglieder derselben würden die weiße Kokarde tragen. Der Bürgerrath ließ mitten in der Nacht, die Läden

alle

aller Kokardenhändler untersuchen, um gewiß zu erfahren, ob in denselben weiße Kokarden vorhanden seyen oder nicht. Man fand nicht eine einzige, und überzeugte sich auf diese Weise, daß das von den Jakobinern ausgebreitete Gerücht eine bloße Verleumdung gewesen war. Mehr als 600 Bürger aus allen Ständen hatten ihre Namen unterzeichnet, um an dem neuen Klub Theil zu nehmen. Außer dem Jacobinerklub befand sich zu Aix noch ein anderer Klub, welcher mit dem Jakobinerklub in gutem Vernehmen stand, und von demselben geleitet wurde. Dieser hieß der antipolitische Klub. Der Stifter und Vorsitzer desselben war ein gewisser Abbe Rive, und die Mitglieder des Klubs waren lauter Bauren, welche dieser Abbe nach Gefallen leitete und aufwiegelte. Am 12. Dezember vereinigte sich zum erstenmale, der Jakobinerklub mit dem antipolitischen Klub, und die beiderseitigen Mitglieder hielten mit einander eine Mahlzeit. Nachdem sie sich, durch Weintrinken und durch patriotische Gespräche erhitzt hatten, zogen sie in Prozession durch die Stadt, und versammelten sich vor einem Kaffeehause, welches der gewöhnliche Aufenthalt der sogenannten Aristokraten war. Sie warfen die Fenster ein, und schlugen Stühle und Tische entzwei. Hr. de Guiramand, ein Greis von siebenzig Jahren, trat aus dem Kaffeehause heraus und suchte den Pöbel zu besänftigen. Er wurde mit einem Steinregen empfangen. Hierauf nahm er zwei geladene Pistolen, welche er immer bei sich führte, aus seiner Tasche, und schoß unter den Haufen. Er traf Niemand; aber seine Unvorsichtigkeit vermehrte

[illegible] den Lärm. Es war acht Uhr des Abends. Die Officiere des Regiments Lionnais, welches zu Aix in Garnison lag, ließen Lärm trommeln, und versammelten ihre Soldaten, um bereit zu seyn Hülfe zu leisten, sobald der Bürgerrath es verlangen würde. Aber der Bürgerrath zu Aix war mit den beiden patriotischen Klubs einverstanden. Er ließ nicht die Sturmglocke läuten; er ließ nicht das Kriegsgesetz ablesen; er ließ nicht die rothe Fahne wehen; er verlangte nicht, daß die Bürgermiliz, welche mehr als vier tausend Mann stark war, gegen diesen Haufen von Aufrührern ausrücken sollte: sondern der Bürgerrath ließ dem, in Schlachtordnung stehenden Regimente Lionnais sagen: daß es sogleich die Stadt verlassen möchte. Das Regiment gehorchte, und verließ die Stadt. Nun sandte der Bürgerrath nach Marseille, und bat sich Hülfe aus. Sogleich begaben sich von Marseille 450 Soldaten von dem Schweizerregiment Ernst, nebst 600 Bürgersoldaten, auf den Marsch. Damit aber auch diese nicht zu frühe ankommen möchten, sandte der Bürgerrath ihnen einen Boten entgegen, und ließ ihnen sagen, daß sie Halt machen und nicht weiter vorrücken möchten, weil in der Stadt Alles ruhig sey. Am 12. December des Morgens um sechs Uhr, kam ein Haufe des wüthenden Pöbels, aufgewiegelt und angeführt von Mitgliedern des Jakobiner Klubs, nach dem Landhause des Herrn Mignard, des Schwiegervaters des Hrn. Dandre, Mitgliedes der Nationalversammlung. Hr. Mignard, sowohl als sein Freund Hr. Pascalis, ein rechtschaffener Mann

und

und ein berühmter Advokat, lag noch im Bette. Der Pöbel brach in das Haus. Man nöthigte sie aufzustehen, man erlaubte ihnen kaum sich anzuziehen, und man schleppte sie nach Aix in das Gefängniß. Bald nachher holte man noch aus ihren Häusern einen Herrn Morelet de la Roquette, und einige andere rechtschaffene Männer, von denen die Jakobiner vorgaben, daß sie Feinde des Vaterlandes seyen. Alle diese proskribirten Personen wurden nach dem Gefängnisse gebracht. Nunmehr sandte der Bürgerrath abermals einen Boten an die Truppen, welche von Marseille her auf dem Wege begriffen waren, mit dem Befehle, daß sie vorrücken sollten. Sie kamen an, sie wurden in die Kasernen einquartirt, und den Schweizern wurde die Wache über die Gefangenen anvertraut. Als die Schweizer in den Kasernen ankamen, fanden sie, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß der Bürgerrath alle, in denselben vorhanden gewesene, und dem Regimente Lionnais zugehörige Kriegsammunition hatte wegnehmen lassen. Die Officiere der Schweitzer verlangten inständig und zu wiederholten malen, daß man ihnen einen Theil derselben ausliefern möchte. Aber alle diese Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. Der Tag verfloß ohne weitere Unordnung. Aber Schrecken und Furcht hatte sich der Gemüther der rechtschaffenen Einwohner bemächtigt. Sie hielten die Thüren ihrer Häuser und ihre Kramläden den ganzen Tag über verschlossen. Von allen benachbarten Dörfern kamen eine Menge Bauern nach der Stadt, ohne daß man einsehen konnte, aus welcher Ursache dieses ge-

schah. Von Marseille her langten sehr viele Bettler und Landstreicher an. Der Bürgerrath nahm nicht die geringste Maaßregel, um die Ruhe und die Sicherheit der Stadt zu erhalten. Am folgenden Morgen am 14. Dezember, war der ganze einheimische und fremde Pöbel, auf einmal in Bewegung. Der rasende Haufe drängte sich zu dem Gefängnisse, und verlangte mit wüthendem Geschrei, die Köpfe der Gefangenen. Hr. von Diesbach, welcher die Schweizer kommandirte, forderte Verhaltungsbefehle von dem Bürgerrathe. Er erhielt keine. Er mußte sehen, wie der Pöbel sich auf das Gefängniß zudrängte, wie das Leben der Gefangenen in Gefahr war, während seine tapfern Schweizer durch einige Schüsse das ganze zusammengelaufene Gesindel hätten zerstreuen können. Alles dieses mußte er sehen, und konnte doch nicht den Befehl erhalten, auch nur Einen Schuß thun zu dürfen. Er war hiermit nicht zufrieden; er hielt es seiner Ehre für nachtheilig, Mordthaten im Angesichte seiner Soldaten vorgehen zu lassen, ohne dieselben zu verhindern. Er verlangte daher von dem Bürgerrathe einen schriftlichen Verhaltungsbefehl. Und er erhielt einen schriftlichen Befehl: sich mit seinen Soldaten ganz leidend zu verhalten, dem Pöbel nicht zu wehren, und sich in Nichts zu mischen. Bald nachher kamen einige Mitglieder des Bürgerrathes, in ihren Zeremonienkleidern nach dem Gefängnisse. Der rasende Pöbel machte ihnen Platz, und verlangte, daß sie dem Gefangenwärter (welcher erklärt hatte, er würde seine Gefangenen mit Gefahr seines eigenen Lebens vertheidigen) einen schriftlichen Befehl geben möchten,

die

die Gefangenen auszuliefern. Sie unterschrieben den Befehl. Die Gefangenen wurden ausgeliefert, von dem Pöbel mit kannibalischer Wuth, nach der Allee geschleppt, und jeder an einen Baum aufgehängt. Von der Bürgermiliz und von den Truppen durfte nicht ein einziger Mann ausrücken, um eine so schreckliche Mordthat zu verhindern. Hr. Pascalis verlangte einen Beichtvater, um noch vor seinem Tode die Absolution zu erhalten, aber die Mörder antworteten: seit der neuen Konstitution sey keine Absolution mehr nöthig. Nach einigen Minuten warfen die Bösewichter die Ermordeten von den Bäumen herab, hackten ihnen die Köpfe ab, steckten dieselben auf Stangen und trugen sie in der Stadt herum. Bei allem diesen blieb der Bürgerrath ganz ruhig. Der alte Greis, Hr. de Guiramand, welcher, zwei Tage vorher, in dem Kaffeehause, durch einer Flintenschuß in den Schenkel, war verwundet worden, hatte sich nach seinem Landhause geflüchtet. Der Pöbel begab sich dahin. Man riß ihn aus seinem Bette, man warf ihn gebunden auf einen Karren nnd führete ihn nach Aix. Daselbst zeigte man ihm die zerfleischten Leichname der Hingerichteten. Dann ward er an einen Baum aufgehängt, und ihm nachher der Kopf abgehackt. Mehr als sechs Stunden verflossen zwischen den ersten Ermordungen und zwischen dieser zweiten. Dennoch ließ der Bürgerrath auch diese geschehen, und die Schweizer, welche vor Wuth über die schändliche Rolle die sie spielen mußten, sich kaum zu halten vermochten, erhielten keinen Befehl und durften auch nicht die kleinste Bewegung machen, um das

Leben eines schätzbaren Bürgers des Staats zu retten. Die drei Ermordeten waren erklärte Feinde Mirabeaus; und Hr. Pascalis hatte Mirabeaus Frau gegen ihren Mann vertheidigt, als sie sich genöthigt gesehen hatte, wegen der Mißhandlungen die sie von ihm erdulden mußte, auf eine Ehescheidung zu dringen, und ihren Mann zu verklagen. Aus diesem Grunde vermuthete man, daß Mirabeau der heimliche Anstifter dieser Mordthaten gewesen sey. Der Schrecken und die Furcht, welche sich nach diesen Greuelthaten, über alle Einwohner der Stadt Aix verbreiteten, war unbeschreiblich groß. Diejenigen, die da zurückblieben, verschlossen ihre Thüren und verrammelten dieselben inwendig. Niemand wagte es aus seinem Hause zu gehen: nicht einmal die Bedienten, um von dem Brunnen Wasser zu holen. Die Fensterläden wurden den ganzen Tag über nicht geöffnet. Bewaffnete Männer, abgesandt von dem Jakobinerklub, durchsuchten alle Häuser, welche sie für verdächtig hielten. Mehr als zwanzig sogenannte Aristokraten wurden aus ihren Wohnungen gerissen und nach dem Gefängnisse geschleppt; und von den Anverwandten des ermordeten Pascalis ließ man nicht einen einzigen entwischen. War der innere Zustand der Stadt schrecklich, so war es der äußere noch mehr. Alle benachbarten Städte und Dörfer befanden sich in einem völligen Aufstande: die Landstraßen waren mit Bauern bedeckt, die sich der Flüchtlinge bemächtigten, welche der ihnen drohenden Gefahr zu entgehen suchten. Auf den Landhäusern nahmen die Bauern ihre Herren gefangen, und droheten, sie

ten

zu ermorden. Die Bürgermiliz, von bewaffneten Bauern begleitet, durchsuchte und plünderte die Schlösser der Edelleute. Sogar die Begräbnißgruft der vormaligen Grafen von Provenze war untersucht worden, weil man in derselben versteckte Flinten und Schießpulver anzutreffen vermuthet hatte. Endlich, am 10. December, ließ der Bürgerrath zu Aix eine Verordnung ergehen, und verbot die Haussuchungen und die Mißhandlungen der Staatsbürger. Ein großer Theil der Einwohner verließ auch jetzt noch die Stadt, und man fand ganze Straßen, welche gänzlich verlassen waren. Nur die Jakobiner und ihre Freunde blieben zurück. Auf den Befehl dieses Klubs, wurde (zu einer Zeit da die ganze Stadt, wegen der geschehenen Mordthaten, in die tiefste Trauer versenkt war) das Theater täglich geöffnet, und eine Vorstellung, zu Gunsten der armen Mitglieder des Klubs gegeben. Damit diese Vorstellung recht einträglich werde, sandten die Jakobiner Billette für die ersten Plätze in allen Häusern herum, und wer nicht für einen Feind der Konstitution erklärt und ermordet zu werden erwarten wollte, der sah sich genöthigt diese Billette anzunehmen und zu bezahlen.

Mirabeau stattete der Nationalversammlung, von demjenigen was zu Aix vorgefallen war, Bericht ab. Hr. Dandre sagte hierauf: „Meine Herren! In „dem gegenwärtigen Augenblicke wird mein Herz „von Gram zerrissen. Verzeihen Sie mir gütigst, „wenn ich auch vor Ihnen meinen Schmerz ausdrücke. „Hr. Pascalis war mein Freund, mein zweiter

 „Vater;

„Vater; und nun ist Er dahin! Ihm bin ich die ge-
„ringen Talente schuldig, welche ich in dieser erha-
„benen Versammlung gezeigt habe. Ihm verdan-
„ke ich jenen Geist der Freiheit und der Standhaftig-
„keit, mit welchem ich alle meine Meinungen vorge-
„tragen habe. Ihm verdanke ich es, daß ich die
„Ehre habe unter Ihnen zu sitzen. Seine
„wohlthätige Sorgfalt hat meinen Kopf und mein
„Herz gebildet. Ihm bin ich den Besitz einer Frau
„schuldig, welche das Glück meines Lebens ausmacht.
„Er war edel und rechtschaffen. Er sagte seine Mei-
„nung ohne Umschweife gerade heraus. Hierdurch
„machte er sich viele Feinde, und diese haben ihn
„endlich aus der Welt geschaft."

Abbe Maury. Dieses ist also die Art, wie das Volk das Recht der Oberherrschaft ausübt, von welchem man es fälschlich überredet, daß ihm dasselbe zugehöre! Auf diese Weise führt man das Volk vom Irrthume zum Verbrechen! Endlich ist die Zeit vorhanden, strenge zu strafen. Glaubt mir, die Ordnung wird nicht hergestellt werden, wenn Ihr nicht ein großes Exempel statuirt.

Mirabeau. Die zu Aix begangenen Verbrechen sind unstreitig sehr groß. Es ist unstreitig eine schreckliche Greuelthat Menschenblut zu vergießen. Aber, wenn man den Vorfall ganz kennt, so läßt sich derselbe doch einigermaßen entschuldigen. Das Volk ist verführt worden, und man sollte sich, auf

diesem

diesem Rednerstuhle, nicht eine so große Heftigkeit gegen dasselbe erlauben.

Karl Lameth. Man führt das Volk irre, damit es unrecht handle, und damit man es nachher auf eine der Freiheit und der Konstitution nachtheilige Weise, bestrafen könne. Wenn man das Volk auf das Aeußerste treibt, so begeht es Verbrechen. Das Volk hat aber nicht Unrecht, denn die gute Sache hat ja gesiegt.

Die Versammlung beschloß: daß, zu Erhaltung der Ruhe, Linientruppen von dem Könige nach Aix gesandt werden sollen. Von Untersuchung der Verbrechen, und von Bestrafung der Verbrecher, war keine Rede.

Auch in den Kolonien waren die Unruhen sehr groß, vorzüglich auf der Insel Martinique. Diese Unruhen waren von anderer Art, sie hatten einen andern Ursprung als die Unruhen auf der Insel St. Domingue. Auf dieser letztern Insel befanden sich, wie wir oben gesehen haben, zwei einander entgegen gesetzte Partheien, von denen die eine sich den Beschlüssen der Nationalversammlung unterwarf, und dieselben in Ausübung zu bringen suchte, die andere hingegen sich unabhängig zu machen und von Frankreich sich zu trennen verlangte. Auf der Insel Martinique hingegen unterwarfen sich beide, mit einander im Streite begriffene Partheien den Beschlüssen der Nationalversammlung, und der Streit selbst war bloß allein der Ausbruch eines Hasses,

ses, den sie schon lange, gegenseitig, gegen einander getragen hatten. Der Streit, welcher ausbrach, war ein Streit zwischen den Mulatten und den Kreolen. Das Interesse der Stadt St. Pierre ist dem Interesse des übrigen Theils der Insel von jeher entgegen gesetzt gewesen. Denn diese Stadt versorgt die Insel mit einigen der nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, und sie steht daher mit derselben in dem Verhältnisse eines Gläubigers gegen seine Schuldner. Gleich mit der ersten Nachricht von der französischen Revolution hatten die Unruhen auf der Insel ihren Anfang genommen. Es waren aber dieselben, im Mai des Jahres 1790, einigermaaßen gestillt worden, und Alles schien auf der Insel wiederum ruhig zu seyn. Im Monate Junius brachen neue Unruhen aus. Die Mulatten in der Stadt St. Pierre hatten sich bewaffnet und in Kompagnien vertheilt, um der Prozession des Frohnleichnamsfestes beizuwohnen. Einige Kreolen verbreiteten die Nachricht: die Mulatten bewaffneten sich in keiner andern Absicht, als um sich der Insel zu bemächtigen. Diese Nachricht brachte die übrigen Kreolen in Wuth, und viele Mulatten wurden ermordet. Der neueingerichtete Bürgerrath der Stadt St. Pierre behandelte die Mulatten als Staatsverbrecher, und ließ einige derselben ins Gefängniß werfen. Die Kolonialversammlung der Insel zu Port Royal, bediente sich dieser Gelegenheit, um sich an der Stadt St. Pierre, wegen eines alten Grolls gegen dieselbe, zu rächen. Sie bat daher

den

den Kommandanten der Insel, Hrn. Damas, daß er alle die ihm untergebenen Truppen versammeln, gegen St. Pierre anrücken, sich der Stadt bemächtigen, und den neuerrichteten Bürgerrath vernichten möchte. Hr. Damas willigte in das Verlangen ein, und bemächtigte sich der Stadt St. Pierre, die keinen Widerstand that. Nun war alles ruhig. Aber die Truppen des Hrn. Damas wurden bald in der Stadt, von den Einwohnern, zu demokratischen Gesinnungen verführt. Sie gehorchten ihm nicht mehr, sondern thaten was die Einwohner von ihnen verlangten. Nunmehr entstanden auf der Insel zwei Parthien: die Parthei der Stadt St. Pierre, und die Parthei der Kolonialversammlung. Die erstere Parthei nahm in kurzer Zeit so sehr überhand, daß sich die Mitglieder der Kolonialversammlung genöthigt sahen Port Royal zu verlassen. Die Soldaten, und sogar die Officiere, waren für die Parthei von St. Pierre. Jetzt bewaffnete die Kolonialversammlung, mit Einwilligung des Hrn. Damas, eine Menge Negersklaven, und rückte mit denselben gegen St. Pierre an. Nach einigen kleinen Scharmützeln wurde, am 25. Septemb. eine grosse Schlacht geliefert, in welcher die Parthei der Kolonialversammlung siegte, so daß dieselbe wiederum, im Triumphe, zu Port Royal einzog. Nunmehr sandte die Stadt St. Pierre nach der französischen Insel Guadeloupe, und ließ sich Hülfe ausbitten. Die Demokraten zu Guadeloupe sandten drei hundert Mann. — Dieses war der Zustand

der

der Dinge auf der Insel Martinique, am Ende des Jahres 1790.

Auf der Insel St. Domingue dauerten die Unruhen noch immer fort. Nach der Abreise der allgemeinen Versammlung auf dem Schiffe Leopard, entstand eine neue Versammlung, welche sich zu Leogane versammelte, und sich Kriegs- und Staatsrath der Insel nannte. Dieser Staatsrath beschloß: die vormalige allgemeine Versammlung zu unterstützen, zwischen den dreizehn Kirchspielen der südlichen Provinz und einem Theile der westlichen Provinz ein Bündniß zu schliessen, eine Bundesversammlung zu wählen, sich den Befehlen dieser Versammlung zu unterwerfen, und ein Korps Truppen zu errichten, welches den Befehlen dieser Versammlung unterworfen seyn sollte. Dieser neuen Versammlung setzte sich die Versammlung der nördlichen Provinz mit aller Macht entgegen.

In Korsika herrschte Paoli unumschränkt. Er hatte alle Gewalt an sich gerissen, und er spielte die Rolle eines Königs von Korsika, ob er gleich den Titel eines Königs nicht hatte. Alle Personen, von denen man wußte oder vermuthete; daß sie mit der vormaligen französischen Regierung in irgend einiger Verbindung gestanden hätten, wurden verfolgt, und von der Insel vertrieben. Er besetzte alle Stellen mit gebohrnen Korsikanern, und suchte auf alle Weise die Frankreicher aus der Insel ganz zu ver-

verbannen und zu entfernen. Paoli errichtete eine Kompagnie Soldaten, welche er besoldete, und zu seiner Leibwache annahm. Niemals gieng er aus, ohne von dieser Leibwache begleitet zu seyn; nicht einmal auf den öffentlichen Spaziergang. Alle Briefe, welche in Korsika ankamen, oder von da abgingen, wurden erbrochen und gelesen. Mit Mirabeau war Paoli in der allergenauesten Verbindung, und daher entstand am sechsten November folgender Auftritt in der Nationalversammlung.

Es wurden Abgesandte von Korsika vor die Schranken der Versammlung gelassen. Diese hielten der Versammlung eine Lobrede im gewöhnlichen Style, und klagten nachher zwei korsikanische Mitglieder der Versammlung, die Herren Buttafoco und Peretti an: hingegen die andern beiden Mitglieder wurden von ihnen gelobt. Nach Ablesung dieser Rede entstand in der Versammlung ein großer Lärm. Es schien unbegreiflich zu seyn, wie der Präsident zugeben konnte, daß unbekannte Männer, denen man die Ehre erlaubte, vor den Schranken der Versammlung eine Rede abzulesen, sich sollten erdreisten dürfen, Mitglieder dieser Versammlung namentlich zu beschimpfen, und dieselben an eben der Stelle für infam zu erklären, an welcher sie für unverletzlich erklärt worden waren. Die rechte Seite der Versammlung stand lärmend und unwillig auf, die linke Seite hingegen klatschte Beifall, und lobte den Redner. Lärm und Tumult nahmen zu. Endlich

lich trat Mirabeau auf den Rednerstuhl und sagte: „Mit Recht klagt man die korsikanischen Mit-„glieder in unserer Versammlung an. Hier, hier „halte ich zwei Briefe, die von ihnen geschrieben „sind, und diese Briefe will ich in einer Uebersetzung „vorlesen" Mirabeau las die Briefe vor, welche weiter nichts enthielten, als eine Mißbilligung verschiedener Grundsätze der Versammlung, und vorzüglich der Einrichtung in geistlichen Sachen.

Unmöglich ist es zu beschreiben, mit welchen Empfindungen des Zorns, der Wuth und des Unwillens der größte Theil der Versammlung erfuhr, daß durch das Zurückhalten und Erbrechen der, der öffentlichen Treue anvertrauten Briefe, Mirabeau sich im Besitze solcher Geheimnisse befand, welche ein Freund dem andern mittheilte, in Hoffnung, daß dieselben in dem Busen seines Freundes verschlossen bleiben sollten. Man rief Mirabeau die härtesten Schimpfwörter, wegen seines schändlichen Verfahrens zu. Einige nannten ihn einen unverschämten Mörder, andere einen Bösewicht, einen Nichtswürdigen. Hr. Durget rief ihm zu: seine Regierung sey vorüber, und seinen Triumph werde er auf dem Schafote feiern. Herr Dambly sagte: da man einmal wisse, daß er keine Herausfoderung annehme, und daß er aus Feigherzigkeit sich in seinem ganzen Leben nicht habe schlagen wollen, so bleibe kein anderes Mittel übrig, als ihm eine Tracht Schläge geben zu lassen. Mirabeau er-

schrak, da er diese Drohungen hörte, er rief seinen Pöbel zu Hülfe, und sagte im heftigsten Zorne: „nichts würde mir leichter seyn, als mich wegen der „mir angethanen Beschimpfungen auf eine recht auf„fallende Weise zu rächen.“ — „Ja! ja!“ rief man ihm zu „lassen Sie Ihre Legionen anrücken, „lassen Sie uns ermorden! Hier sind wir!“ — „Haben wir Legionen“ erwiederte er „so habt Ihr „nichts als schändliche Schmähschriften. Wahrlich! „unsere Geduld ist zu groß!“ Der Präsident, Hr. Barnave, konnte den Lärm nicht stillen. Niemand hörte auf ihn. Er sah sich also genöthiget den Hut aufzusetzen, als einen Beweis, daß er die Versammlung nicht länger zu regieren vermöge. Endlich wurde es ruhig, die Korsen lasen ihre Rede bis ans Ende ohne fernere Unterbrechung ab, und die Versammlung erlaubte ihnen, der Sitzung beizuwohnen.

Auf eine solche Weise wurden die so schön lautenden, und so feierlich anerkannten Rechte des Menschen und des Bürgers, in dem wiedergebornen Frankreich, und in allen zu diesem Reiche gehörigen Ländern, in Ausübung gebracht.

Am 21. Dezember sagte Hr. Barrere in der Nationalversammlung: „Ihr habt feierlich beschlossen, daß die Wittwen solcher Männer, die dem Vaterlande Dienste geleistet haben, von dem Staate belohnt

belohnt werden sollen. Nun habe ich, zufolge dieses Beschlusses, die Ehre, Euch eine Bitte vorzulegen. Die Wittwe eines berühmten Mannes fordert jetzo von den Stellvertretern der Nation, Hülfe gegen die Armuth, welche ihr droht. Diese Wittwe ist die Wittwe des Johann Jakob Rousseau. Sie ist zwar im Genusse einiger kleinen Gnadengelder, welche sie dem Namen ihres großen Gemahls verdankt. Aber dieses sind unzuverläßige Wohlthaten. Solche Quellen können täglich versiegen, sie dann in Nothdurft und Kummer versetzen. Durch diese Besorgniß angetrieben, bittet sie sich, meine Herren, Euren Beistand aus. Ihre Furcht ist unglücklicherweise nur zu sehr gegründet, da sie schon eines von diesen Gnadengehalten verloren hat. — Schon höre ich das Geschrei der Verleumdung! Denn diese hat den Verfasser des gesellschaftlichen Vertrags so lange gequält; sie hat sich auf eine so niederträchtige und strafbare Weise unterstanden, seine Asche zu stören, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie sich auch an der Wittwe des großen Mannes vergangen hat! Dieses rechtschaffene Weib ist angeklagt worden, daß sie den berühmten Namen Rousseau in den Armen eines zweiten Mannes geschändet habe. Aber hier, in dem Tempel der Gesetze, muß die so lange Zeit verleumdete Wittwe desjenigen gerechtfertigt werden, welcher der ganzen Welt Gesetze gegeben hat! Nein, meine Herren, niemals hat sie sich an dem Andenken Rousseaus vergangen. Sie würde den Titel seiner Wittwe nicht gegen eine Krone vertauschen. Dieses

sind

sind ihre eigenen Gesinnungen; dieses sind ihre eigenen Ausdrücke, die ich so sorgfältig aufgefaßt, und die ich nicht ohne Rührung aus ihrem eigenen Munde gehört habe. Ich habe hier die eigenhändigen Zeugnisse des Pfarrers zu Ermenonville und des Pfarrers zu Plessis Belleville, in deren Pfarreien sie gewohnt hat, seitdem sie eine Wittwe ist. Diese bezeugen, daß sie sich seit dieser Zeit durch Reinheit der Sitten und sogar durch Wohlthätigkeit ausgezeichnet habe. Wenn ich noch mehr Zeugnisse vonnöthen hätte, so würde ich Rousseaus eignes Zeugniß anführen. Er sagt in einem Briefe an Hrn. Dubois: „Sie war der Trost in meinem Unglücke. „Um ihrer willen segnete ich dasselbe. Und nun, zur „Belohnung für eine zwanzigjährige Zuneigung und „Sorgfalt, lasse ich sie, allein und ohne Schutz, in „einem Lande, in welchem sie beider so sehr bedarf! „Aber ich hoffe, daß alle diejenigen, die mich geliebt „haben, die Gesinnungen, welche sie für mich hatten, auf sie übertragen werden. Sie ist derselben „würdig: und ihr Herz ist ganz so geschaffen wie das „meinige.“ Athen erzog die Kinder des Aristides auf Kosten des Staats. Was soll nunmehr die französische Nation für die Wittwe Johann Jakob Rousseaus thun? Ich will nicht hinzusetzen, daß sie arm und tugendhaft ist; daß die Last ihres Grams und ihrer Jahre sie drückt: denn Ihr seyd gerecht, Ihr seyd menschlich, und die Ehre der Nation liegt Euch am Herzen. Ohne Zweifel werdet Ihr dafür halten, daß die Wittwe dieses großen Mannes auf Kosten

des

des Staats ernährt werden müsse. Aber ich darf nicht vergessen, daß sie selbst Eurer Wohlthätigkeit Schranken gesetzt hat. Sie kann nicht mehr annehmen als sechs hundert Livres."

Die Versammlung beschloß:

„1. Es soll dem Verfasser des Emils und des „gesellschaftlichen Vertrags eine Ehrensäule „mit folgender Aufschrift errichtet werden: Von „der freien französischen Nation dem „Johann Jakob Rousseau. Auf dem Fußge„stelle soll seine Wahlschrift: Vitam impendere „vero, eingegraben werden."

„2. Maria Theresia Levasseur, die „Wittwe des Johann Jakob Rousseau, soll „auf Kosten des Staats ernährt werden, und zu „diesem Ende soll sie jährlich aus dem öffentlichen „Schatze eine Summe von zwölf hundert Livres er„halten."

Man weiß, was Rousseaus Feinde für schändliche Gerüchte von seiner nachgelassenen Wittwe verbreitet haben; man weiß, wie gierig diese Gerüchte von einer großen Menge Schriftsteller, denen Rousseaus Glanz die Augen blendete, und die ihn gerne von der Höhe, auf welcher er stand, bis zu sich herab hätten ziehen mögen, sind verbreitet worden, um Rousseau zu erniedrigen, und jedem Menschenfreunde

theuern

theuern und heiligen Schatten auch noch im Grabe zu betrüben. Nun ist endlich der arglistigen Verleumdung die Maske abgerissen; sie knirscht mit den Zähnen; sie kehrt in den Morast der Lügen zurück, aus welchem sie empor stieg; und Rousseaus gute, ehrliche, unschuldige Wittwe ist von Allem, was man ihr fälschlich Schuld gegeben hatte, endlich feierlich freygesprochen worden.

Ende des vierten Bandes.

Nach-

Nachricht für Nachdrucker.

Der Verleger warnt alle Nachdrucker, sich weder an diesem noch andern seiner Verlagswerke zu vergreifen, weil Maaßregeln genommen sind, die gewiß eher Schaden als Vortheil für diese Klasse des Erwerbzweiges bringen.

rklärung der Buchstaben.

Die, rund um den Cirkus, von Erde aufgeworfene, schief aufsteigende, und mit drei Reihen von Bänken bedeckte Terrasse.

Der Theil der Terrasse auf welchem keine Bänke stehen.

Die Strasse St. Dominique.

Die Allee, welche nach dem Invaliden...

Nebengebäude

Gestochen für Girtanners historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die Französische Revolution.